Heft 2, Juni 2012 / 92. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Tel.: (07 21) 75 43 45
Fax: (07 21) 92 13 48 53

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  Kto.-Nr. 16468-751
  BLZ 660 100 75
- Sparkasse Freiburg – Nördl. Breisgau
  Kto.-Nr. 2003201
  BLZ 680 501 01

Gesamtherstellung:
G. Braun Buchverlag
Erbprinzenstraße 4–12
76133 Karlsruhe
Dorothee Kühnel
Tel. (07 21) 16 10-579, Fax (07 21) 16 10-571
E-Mail: kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 26 €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 8 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 6,50 €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Redaktionsschluss für Heft 3 / 2012: 15. Juli 2012

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Umschlag: Gestaltung: Andrea Faucheux

Inhalt

Editorial
Heinrich Hauß 196

BERICHTE

Baden: Gegenwart und Geschichte
Versuch einer Antwort auf aktuelle Themen
Sven von Ungern-Sternberg 198

Das badische Eigen 60 Jahre nach der Fusion
Paul-Ludwig Weinacht 200

Das Land am Rand, am Rhein
Zur badischen Identität
Johannes Werner 204

Baden in der Welt von morgen – Perspektiven am Oberrhein
Anmerkungen aus wirtschaftlicher Sicht
Udo Götschel 211

Die Ministerpräsidenten und der Landesteil Baden
Klaus-Jürgen Matz 217

Baden – auch ein Musterland der Ökumene?
Wolfgang Hug 228

Orte philosophischen Denkens: Freiburg und Heidelberg
Heinrich Hauß 240

Baden und seine Bibliotheken
Ein Beitrag zu ihrer Entstehungs- und Baugeschichte
Rolf Fuhlrott 252

Wir sprechen (fast) alles außer badisch
Zur dialektgeographischen Situation in Baden
Rudolf Bühler/Volker Schupp 268

Karlsruhe und die badische Identität
Ernst Otto Bräunche 277

Schatzhaus der badischen Geschichte:
Das Badische Landesmuseum
Oliver Sänger 285

Vermittlung und Pflege badischer und oberrheinischer Literatur
Die Literarische Gesellschaft/ Museum für Literatur am Oberrhein
Jürgen Oppermann 294

Geschichte und Gegenwart Badens in den Jahresheften AQUAE
Reiner Haehling von Lanzenauer 300

Geschichte und Gegenwart der Heimatbuchreihe des Landkreises Rastatt
Martin Walter 307

Badische Geschichte, ihre Erforschung und Darstellung
Markgraf Karl Friedrich und Johann Daniel Schöpflin
Hansmartin Schwarzmaier 318

900 Jahre Baden?
Kurt Andermann 343

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden – eine badische Persönlichkeit
Martin Walter 348

Großherzog Friedrich I. 1852/56–1907
»Monarch in Badens guter alter Zeit«
Michael Kitzing 365

Die badischen Verfassungsfeiern (1843, 1868, 1918)
Frank Engehausen 376

Badische Politiker in der Weimarer Republik
Michael Kitzing 388

Friedrich Keim 1852–1923
Ein pädagogischer Schrittmacher im deutschen Südwesten
Leonhard Müller 398

Ernst Krieck
Volker Sellin 407

Erinnerungsgeschichte modellhafter Politik Badens im 18.–20. Jahrhundert. Teil I
Heinrich Hauß 412

BUCHBESPRECHUNGEN

Sandbiller, Peter: Baden-Württemberg.
Rolf Fuhlrott 429

Baden-württembergische Erinnerungsorte
Klaus P. Oesterle 430

Geplante Veranstaltungen zu 900 Jahre Baden 433

Ausgewählte Literatur
Kleine badische Bibliothek..... 434

Einladung zur Mitgliederversammlung 437

Baden – Gegenwart und Geschichte

Editorial

Der wichtigste Beitrag des Landesvereins Badische Heimat zum Jubiläum »900 Jahre Baden« ist die vorliegende Sonderpublikation der Zeitschrift Badische Heimat. Landesverein und Redaktion danken den Autoren für ihre Bereitschaft, Beiträge für dieses Heft geschrieben zu haben. Insbesondere aber möchte ich unserem unermüdlichen Chefredakteur Heinrich Hauß eine besondere Anerkennung aussprechen. Er ist der spiritus rector und umsichtige Koordinator dieses wichtigen Sonderheftes.

Der Landesverein Badische Heimat und die Landesvereinigung Baden in Europa veranstalten gemeinsam eine Vortragsreihe, die die Ausstellung »900 Jahre Baden« im Badischen Landesmuseum begleiten wird. Sie wird im Zeitraum vom 31. Mai bis zum 8. November 2012 im Gartensaal des Badischen Landesmuseums stattfinden. Diese Vorträge werden im Jahre 2013 in der Schriftenreihe der Badischen Heimat als Buch publiziert werden.

I. Gegenwart

Der **Chefredakteur** dieser Publikation geht in seinem Vorwort *»Baden – Geschichte und Gegenwart«* der Frage nach, in welcher Form »Baden in Baden-Württemberg« auch im 60. Jahr nach der Gründung des Landes besteht. Baden ist in erster Linie »eine geistige und kulturelle Kraft, die aus vielfältigen Traditionen schöpft« (Hansmartin Schwarzmaier).

Paul-Ludwig Weinacht stellt in seinem Aufsatz *»Das badische Eigen – 60 Jahre nach der Fusion«* fest, dass sich heute jede Region am nächsten ist und auch die Regierungspräsidien in Karlsruhe und Freiburg nicht badisch geschwisterlich miteinander verbunden sind. Aber Baden-Württemberg sei dann ein gelungenes gemeinsames Bundesland, »sofern es gelingt, seine regionalen Profile zu schätzen« und ihnen die Voraussetzungen gibt, dass sie sich in schwieriger Zeit »wohlbedacht fortentwickeln können«. **Johannes Werner** arbeitet in seinem Aufsatz *Das Land am Rand, am Rhein. Zur badischen Identität* das auch im neu gegründeten Staat bleibende »Rheinbewusstsein« Badens heraus. »Es lässt sich nicht leugnen, dass Baden durch seine Lage am Rand, am Rhein geprägt wurde … Baden ist anders: landschaftlich, sprachlich, psychologisch, historisch, politisch soziologisch, wirtschaftlich, auch kulinarisch.« **Udo Götschel** untersucht in *Baden in der Welt von morgen – Perspektiven am Oberrhein. Anmerkungen aus wirtschaftlicher Sicht,* welche Auswirkungen die maßgeblich über die Wirtschaft vermittelte Globalisierung für die Raumschaft hat und welche Rolle die Zusammenarbeit am Oberrhein in diesem Rahmen spielt. **Klaus Jürgen Matz** geht in der Arbeit *Die Ministerpräsidenten und der Landesteil Baden* der Rekrutierung des politischen Spitzenpersonals im südwestdeutschen Bundesland nach. Der badische Landesbischof Ulrich Fischer sprach einmal davon, dass die (ökumenischen) Uhren in Baden anders gingen. Daraus hat sich der kenntnisreiche und kritische Aufsatz von **Wolfgang Hug** mit dem Titel *Baden – auch ein Musterland der Ökumene?* entwickelt. Es ist daran zu erinnern, dass Baden im 20. Jahrhundert auch ein bevorzugter Ort des Denkens war. Der Aufsatz von **Heinrich Hauß** *Orte des Denkens: Freiburg und Heidelberg,* versucht, auf die Zeit, in der Husserl, Fink, Heidegger und Jaspers wirkten, hinzuweisen. **Rolf Fuhlrott** beschreibt in *Baden und seine Bibliotheken* die »badische Bibliothekslandschaft« die Bauge-

schichte und verschiedenen Bibliothekstypen bis hin zu den Bibliotheken von heute. Die Autoren **Volker Schupp** und **Rudolf Bühler** untersuchen in *Wir sprechen (fast) alles außer badisch* die dialektgeographische Situation in Baden. Das alte Land Baden ist dialektologisch ein Konglomerat verschiedener Mundarten. Bei der Angleichung der Dialekte könnte »badisch« einmal zu einer Art »südweststaatlicher Umgangsprache« werden. **Ernst Otto Bräunche** beschäftigt sich mit dem Thema *Karlsruhe und die badische Identität,* **Oliver Sänger** stellt die Präsentation *badischer Geschichte* im Badischen Landesmuseum vor.

Bei der Bemühung Geschichte und Gegenwart Badens lebendig zu erhalten, kommt den Jahrbüchern eine besondere publizistische Bedeutung zu, **Reiner Haehling von Lanzenauer** durchmustert in *Geschichte und Gegenwart in den Jahresheften AQUAE* Literatur, Kunst und Politik nach »badischen Tradierungen«. **Martin Walter** zeichnet in *Geschichte und Gegenwart der Heimatbuchreihe des Landkreises Rastatt* die Geschichte der Publikation nach.

II. Geschichte

In seinem Beitrag *Badische Geschichte, ihre Erforschung und Darstellung. Markgraf Karl Friedrich und Johann Daniel Schöpflin* bezieht sich **Hansmartin Schwarzmaier** auf das epochale Werk, die »Historia Zaringo-Badensis« von Schöpflin und gibt einen Überblick über 700 Jahre der Markgrafschaft, beginnend 1100. Der Aufsatz bezieht die »neuen Länder – Traditionen, Eigenarten und Identitätsfindung« ab 1806 mit ein. **Kurt Andermann** weist in *900 Jahre Baden?* daraufhin, dass das 900-jährige Jubiläum »kein Landes-, sondern ein dynastisches Jubiläum« ist. Der Name Baden ist »sehr viel älter als die Dynastie, die ihn, als sie vor rund 900 Jahren an den Oberrhein kam, sich aneignete und seither führt.« Folgen wir der These von Kurt Andermann, dass das 900-jährige Jubiläum eigentlich ein dynastisches Jubiläum ist, so sollte wenigstens zweier Herrscherfiguren in dieser Publikation gedacht werden. **Martin Walter** beschäftigt sich in seiner Arbeit mit den *Türkenlouis.* **Michael Kitzing** wirft einen kurzen Blick auf das Lebenswerk des *Großherzogs Friedrich I. – Monarch in Badens guter alter Zeit.* Friedrich I. hat die Entwicklung Badens zum liberalen Musterländle in Gang gesetzt. **Frank Engehausen** beschäftigt sich in seinem Aufsatz mit den *badischen Verfassungsfeiern.* Die Verfassungsfeiern von 1843, 1868 und 1918 sind Anlass, die Bedeutung zu analysieren, die die Zeitgenossen dem »konstitutiven Element badischer Identität«, der Verfassung, zumaßen. **Michael Kitzing** erinnert in seinem Aufsatz *Badische Politiker in der Weimarer Republik* an den »Tiefpunkt der badischen Geschichte« am 16. Mai 1933, als sieben SPD-Funktionäre auf einer öffentlichen Schaufahrt von grölendem nationalsozialistischem Mob verhöhnt wurden. Unter ihnen waren Adam Remmele und Ludwig Marum. Kitzing beschreibt das politische Wirken von Adam Remmele, Ludwig Marum, Joseph Schofer und Heinrich Köhler. Einen Beitrag Zur Geschichte der Pädagogik in Baden leistet **Leonhard Müller** mit dem Aufsatz *Friedrich Keim (1852–1923). Ein pädagogischer Schrittmacher im deutschen Südwesten.* Keim war ein souveräner Pädagoge und der erste Direktor eines humanistischen Mädchengymnasiums in Karlsruhe. Der Lebenslauf von *Ernst Krieck,* einem Volkschullehrer, der unter dem Nationalsozialismus bis zum Rektor der Heidelberger Universität aufstieg, wird von **Volker Sellin** beschrieben.

»Baden – eine Spanne voraus«: Beispiele zur *Erinnerungsgeschichte »modellhafte Politik« Badens im 18.–20. Jahrhundert* werden in der Arbeit von **Heinrich Hauß** vorgestellt.

Die Redaktion hat darauf verzichtet, einen Aufsatz zu der oft gestellten Frage »Was ist badisch?« auszuschreiben. Dafür findet sich im Heft eine durchlaufende Leiste unter dem Titel »Zwischenruf« mit verschiedensten Statements zu Baden aus der Literatur. Der geneigte Leser hat so die Möglichkeit, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Landesvorsitzender

Baden: Gegenwart und Geschichte

Versuch einer Antwort auf aktuelle Themen

Heinrich Hauß

»Baden und das Badische und die Badener existieren auch weiterhin als vielfältig Gewordenes im neuen Staat Baden-Württemberg«
Helmut Bender, 1977

In welcher Form gibt es Baden auch nach 60 Jahren Baden in Baden-Württemberg?

Wir meinen, es gibt Baden in Baden-Württemberg auch weiterhin als »eine geistige und kulturelle Kraft, die aus vielfältigen Traditionen schöpft« (Hansmartin Schwarzmaier). Die gelungene Formulierung weist daraufhin, dass Baden nicht nur Geschichte ist, sondern eine Kraft, die weiterwirkt. Diese Auffassung, so interpretieren wir, sieht sich in Übereinstimmung mit der baden-württembergischen Administration. »Baden-Württemberg ist ein gelungenes Land«, schreibt P.-L. Weinacht in dieser Publikation, »wenn es ihm gelingt, seine regionalen Profile zu schützen und ihnen die Voraussetzung dafür zu geben, dass sie sich in schwieriger Zeit wohlbedacht fortentwickeln können«. »Wenn ans alte Land Baden erinnert wird, wenn das Badnerlied erklingt, wenn die gelbroten Fahnen aufscheinen«, dann sollte die Stuttgarter Zentrale tolerant sein, schreibt ein Autor in dieser Publikation. Aber sind die beschriebenen drei badischen »Lebensäußerungen« nun alles, was man uns zugesteht, was wir uns zugestehen?

Die Formulierung »vielfältige Traditionen« weist auf die »alten kulturellen Identitäten der Einzellandschaften« hin, die in das ehemalige Großherzogtum Baden eingegangen sind wie die beiden Markgrafschaften, Vorderösterreich, Kurpfalz, Tauberfranken.

Deshalb gibt es in Baden immer noch ein entsprechendes Selbstbewusstsein und einen Selbstbehauptungswillen. Beides drückt sich auf verschiedenen Ebenen aus. In der Erinnerungskultur, in Publikationen und Ausstellungen, in den Jahrbüchern verschiedener Regionen, im badischen Gedächtnis des Generallandesarchivs, im Badischen Kalendarium, in der geschichtlichen Abteilung des Badischen Landesmuseums, im Museum für Literatur am Oberrhein, in der Pflege von Traditionen, in dem Erzbistum Freiburg und der Evangelischen Landeskirche Baden, aber auch in kritischen Darstellungen zur administrativen Politik, schließlich auch im Landesverein Badische Heimat und in der Landesvereinigung Baden in Europa.

Anlässlich des Jubiläums ist es angezeigt, das Verhältnis von Heimat und badischer Heimat zu klären und zu aktualisieren, das im Landesverein Badische Heimat zum Ausdruck kommt. Insofern sich die badische Heimat des Landesvereins Badische Heimat historisch versteht und Erinnerungskultur betreibt, ist sie naturgemäß auf das gesamte alte Baden ausgerichtet. Erinnerungspflege kann aber nicht unpolitisch sein, weil es ihr um Deutungshoheit der Geschichte geht.

Bezieht sich die badische Heimat auf die aktuelle politische Situation, so kann die Perspektive nur eine oberrheinische sein. Rolf Böhme hat das so formuliert, er wünsche sich, so hat er ausgeführt, dass »die besondere Lage Badens nicht (nur) unter dem Aspekt des Historischen betrachtet« wird, sondern »unter der Perspektive, dass der Oberrhein eine Zukunftsschiene ist«. Zukunftsfähig ist das in der »Trinationalen Metropolregion Oberrhein« aufgehobene Baden oder wenn man die Formulierung lieber hat, der Regionen am Rhein.

Die verschiedentlich gestellte Frage »Was ist badisch« ist aus unserer Sicht irreführend, weil sie darauf abzielt, Baden auf »Restbestände« (die »Badener« der Fußballvereine, Essen und Trinken) reduzieren zu wollen. Dagegen setzen wir die Frage: Welche kulturellen Kräfte sind zum gegenwärtigen Zeitpunkt in den badischen Regionen lebendig?

Der Landesteil Baden formuliert von Fall zu Fall, wo es notwendig erscheint, badische Belange und Optionen in zivilgesellschaftlicher Absicht wie »Offenburg 21« oder wie das Engagement für die geplante »Trinationale Metropolregion Oberrhein«. Beispiel für weitere aktuelle badische Optionen: Orchesterpläne des SWR (Alexander Dick, BZ 21. 4. 2012) oder die Frage, inwieweit die Regierungspräsidentin von Freiburg, Bärbel Schäfer, Interessenvertreterin der Region sein sollte (BZ 21. 4. 2012). Solche Belange zeigen, dass es auch im 60. Jahr Baden-Württembergs notwendig ist, dass sich Baden politisch einmischt.

Zivilgesellschaftliches Engagement und Partizipation verstehen sich als Korrektiv zu den etablierten Akteuren der Politik, besonders auf den Gebieten der regionalen Lebenswelten und Lebensstile. So viel politisches Verhalten muss man dem Landesteil Baden zugestehen.

Was die von der Administration immer wieder angestrebte Landesidentität betrifft, so halten wir es mit Hermann Bausinger: »Das alte Landesbewusstsein ist nicht abgelöst worden durch eine starke emotionale Bindung an Baden-Württemberg, aber auf einer sachlichen Ebene identifizieren sich die Menschen doch mit dem neuen, größeren Land und seiner Bonität« (BZ, Szenen einer Ehe, Hermann Bausinger 24. 4. 2012, S. 9).

Nach 60 Jahren Baden-Württemberg haben wir zwei Gefahren im Auge zu behalten: Banalisierung und Vereinnahmung. Banalisierung durch die Reduktion Badens auf das Kulinarische mit einer zunehmenden Tendenz zur Folklorisierung. Vereinnahmung durch die Anmutung, wir seien in Baden-Württemberg »daheim«. Wir sind nicht in einem Staatsgebilde daheim, sondern beispielsweise in Karlsruhe, Freiburg, Konstanz, dem Kraichgau, der Ortenau, dem Markgräflerland oder, wenn man es »sprachmelodisch« formuliert, »wo man pfälzisch, alemannisch oder beamtenbadisch hört, da sind wir daheim« (P.-L. Weinacht). Was nun die zu erwartende interkulturelle Gesellschaft der Zukunft betrifft, so werden die Kulturen und Traditionen am Oberrhein überleben, wenn sie ihre Traditionen lebendig, lebens- und liebenswert erhalten.

Heinrich Hauß
Chefredakteur

Das badische Eigen 60 Jahre nach der Fusion

Paul-Ludwig Weinacht

Die Wiederherstellung Badens und die Bildung eines Südweststaats sind Projekte der Besatzungszeit. Sie nahmen Gestalt an, als die Westmächte im 1948 »ihren« Ministerpräsidenten die Aufgabe stellten, die für Besatzungszwecke zusammengeschusterten Ländchen in Länder zu verwandeln, die geeignet wären, dem geplanten Weststaat, also der späteren Bundesrepublik, ein nützlicher Unterbau zu sein. Weil sie dabei Rufer in der Wüste waren, regten sie an, eine entsprechende nachholende Möglichkeit im Grundgesetz vorzusehen. Daraus wurde Art. 29 GG. Ein weiteres Fenster öffneten württembergische Vertreter im Parlamentarischen Rat: Artikel 118 GG sollte – unabhängig von Art. 29 GG und unter der Voraussetzung, dass die Hohen Kommissare es erlaubten – zu einer vorgezogenen, auf den Südwesten beschränkten Neugliederung führen können.

Die westdeutschen Ministerpräsidenten hatten es von Anfang an akzeptiert, dass ihre Kollegen im Südwesten den Neugliederungsweg allein beschritten. War doch nicht zu übersehen, dass es den Maier, Müller und Wohleb ernster war mit der Neugliederung als ihnen selbst. Freilich achteten sie sorgfältig darauf, dass sich deren Pläne auf Gebiete beschränkten, die im vormaligen Baden und vormaligen Württemberg lagen, dass also keine bayerischen, hessischen oder pfälzischen Gebiete betroffen wären. Weniger beachtlich erschien es ihnen, dass die südwestdeutschen Kollegen unter sich uneins waren. Die Neugliederungs-Verhandlungen, die im Sommer 1948 begannen, begleiteten sie mit untätiger Sympathie. Als ein gemeinsamer Plan scheiterte, legten sie – entsprechend dem Art. 118 GG – im Zusammenwirken mit den Bundestagsparteien selbst mit Hand an. Ungeachtet badischer Einreden unterstützten sie wiederum die »große Lösung« der Württemberger. Aber warum Südweststaat und warum nicht die Traditionsländer?

Es gab in Bonn Abgeordnete und Journalisten, die Traditionsländer ablehnten und sie – bezogen auf den ruhmreichen deutschen Südwesten – als Kleinstaaterei diskreditierten. Die »Bereinigung« der Gebietskarte war für sie in jedem Fall ein Fortschritt. Einige mochten es badischen Politikern auch nicht zutrauen, dass sie Interessen Frankreichs wirkungsvoll entgegenträten, wenn deutsche Interessen gefährdet seien. Die Mehrheitspartei CDU im Bundestag war in der Frage gespalten, da in Südwürttemberg wie in Südbaden dieselbe christliche Partei an der Regierung war, aber in der Neugliederungsfrage unterschiedliche Ziele verfolgte. Adenauer ging es um die Mehrheit im Bundesrat, und da waren die bestehenden Länder Baden und Württemberg-Hohenzollern allemal nützlicher als ein parteimäßig unsicherer Südweststaat. Die erste Regierungsbildung unter Reinhold Maier gab ihm denn auch vorübergehend recht: Der DVP/FDP-Mann hielt die stärkste Fraktion – die CDU – aus seiner Regierung heraus und bildete mit dem Rest der Parteien der verfassunggebenden Versammlung eine Bonn-kritische Koalition.

Während die Wähler in Württemberg einen Südweststaat ganz undramatisch fanden: er wirkte auf sie wie eine angenehme Ergänzung des Besitzstandes, war er für die Badener in Nord und Süd eine heikle Sache: Die Nordbadener, lange Zeit prominent vertreten durch Heinrich Köhler, saßen zwischen zwei Feuern: zum einen zwischen den ungeliebten Franzosen und »ihren Amerikanern«, zum andern zwischen Schwaben und »ihren badischen Landsleuten«. Die Lösung bestand für sie in einem föderalen Südweststaat mit starken landsmannschaftlichen Selbstverwaltungs-Garantien. Wir finden davon einen letzten Rest in den vier Regierungspräsidien. In Südbaden wollte man den Löffel keinesfalls an die Schwaben abgeben – wohl aber an Karlsruhe, die ehemalige Residenz. Der Verfassungsgeber in Freiburg hatte feierlich »das badische Volk als Treuhänder der alten badischen Überlieferung« beschworen (Präambel der Verfassung vom Mai 1947)! Staatspräsident Wohleb versuchte, solange er politisch wirken konnte, einen Weg zu öffnen, der den südwestdeutschen Neugliederungsprozeß nicht einseitig auf den Zusammenschluß mit Württemberg festlegte, sondern auch die Wiederherstellung Badens offen ließ. Man weiß, wie die Sache ausging.

Wenn man in Baden den Südweststaat ablehnte, dann aus einem plebiszitären Argument, das freilich auch auf Regierungs-Ebene ausschlaggebend sein kann: Die Zahl der Württemberger zu der der Badener verhält sich nun einmal wie 3 : 2. Noch Ende der 60er Jahre gaben in Württemberg 3,2 Millionen, in Baden 2,4 Millionen Wähler ihre Stimmen ab. Das mußte über die Zahl der Stimmkreise und der Abgeordneten auf die Regierungsbeteiligung durchschlagen. Doch wie? Inzwischen kennen wir die Zahlen und sie lassen sich statistisch darstellen, wenn man den Wahlkreis der Minister mit seiner Amtszeit in der Regierung in Beziehung setzt. Für die ersten drei Wahlperioden konnten wir beobachten, daß der badische Anteil unter 30% lag. In der 4. und 5. Wahlperiode besserte er sich auf 46 Prozent, bis 2011 sank er auf die Entsprechung zur Wahlbevölkerung: etwa 36%. Ein Blick auf die vier wichtigsten Ministerien (Finanz, Inneres, Kultus, Wirtschaft) bestätigt das Auf und Ab: in der Zeit von 1952 bis 1964 dominierten württembergische Minister, zwischen 1964 und 1976, also in der Kiesinger und Filbinger-Ära, kamen die Badener stärker zum Zug, 1976 normalisierte sich ihr Anteil wieder.

Ist die »badische Frage« damit erledigt? Bis 1970, also bis zur wiederholten Volksabstimmung über den Fortbestand des Landes, hatte man viel getan und einiges unterlassen, um badisches Wohlwollen zu gewinnen und badische Empfindlichkeiten zu schonen. Die Regierung förderte den staatlichen Hochbau besonders im badischen Landesteil – man denke an die Neugründung von Pädagogischen Hochschulen und insbesondere die Universitäten in Konstanz und Mannheim! Und sie besetzte das südbadische Regierungspräsidium nicht aus dem Staatsministerium, sondern mit Männern, die als Anwälte der Region auftreten konnten. Nach 1970 machte eine Große Koalition jedoch mit der Verwaltungsreform ernst und ging ans Eingemachte! Indem westlich und östlich der alten Grenze badische und württembergische Städte und Gemeinden in neue Bezirke versetzt wurden, verschwand der »badische Stiefel« von der Verwaltungskarte. Nicht ohne Bedauern blieben der Verlust des gewohnten Kreissitzes und des vertrauten »Autokennzeichens«. Die Gerichts- und Notariatsbezirke blieben zunächst jedoch erhalten. An den alten Gebietsbestand erinnern heute die Erzdiözese

Freiburg und der Evangelischen Landeskirche, auch Vereine wie der Badische Sportbund Nord bzw. Freiburg oder der Badische Weinbauverband, in dem Winzer vom See bis zum Main organisiert sind und den »Badischen Winzer« lesen können. Noch immer erschallen auch in den Fußballstadien des Freiburger SC oder des KSC das Badenerlied, gelegentlich mitsamt so genannter Schwabenstrophen. Die Abgrenzung der Landsmannschaften funktioniert also noch, mögen sich auch manche Politiker in Stuttgart den Bindestrich im Landesnamen wegwünschen.

Eine große Freiburger Zeitung hat am Tag nach der Abstimmung vom 7. Juni 1970 die Anhänger der unterlegenen Option dazu ermahnt, »jenes badische Element überall (zu) bleiben, das darüber wacht, daß ihre so geliebte badische Heimat im neuen Bundesland auch in Zukunft nicht zu kurz kommt.« Die Mahnung ist besonders in der alten badischen Residenzstadt Karlsruhe auf fruchtbaren Boden gefallen. Man vergleicht sich dort als ehemalige badische Residenzstadt mit Stuttgart als neuer Hauptstadt und hat viel Grund, sich über Schlechterstellung zu beklagen: die Neue Messe habe nur einen Bruchteil der Förderung, die das Land für die »Landesmesse« in Stuttgart ausgebe, nicht anders der ÖPNV, die Museen, die Sportstätten. Freiburg hält sich beim Vergleich mit Stuttgart zurück, doch hält die neugeschaffene »Badenmesse« sehr wohl mit den anderen Regionalmessen mit, und man kreuzte ungeniert innerbadisch die Klingen, um den Sitz der Oberforstdirektion zu erhalten, der von Karlsruhe nach Freiburg umgesetzt wurde, oder um die Oberfinanzdirektion nicht zu verlieren, deren Steuerabteilungen schließlich in die andere Richtung wanderten.

Von »badischer Solidarität« wollte angesichts dieser Ereignisse der vormalige Karlsruher Oberbürgermeister Sailer nicht mehr sprechen. Tatsächlich ist sich heute jede Region selbst am nächsten, und auch die Regierungspräsidien in Karlsruhe und in Freiburg sind nicht badisch geschwisterlich verbunden: Man denke an die Konkurrenz um die Landesmittel, um zentrale Einrichtungen, um Regionalflughäfen, Hochschulstandorte usw. Erst der Entwurf eines neuen Landesentwicklungsplanes hat die Oberrheinschiene wieder zusammengebracht: in gemeinsamer Abwehr gegen eine Überbetonung der Region Mittlerer Neckar als »europäische Metropolregion«. Die von Karlsruhe aus agierende »Landesvereinigung Baden in Europa« schlug zunächst vor, statt einer einzigen Metropolregion verschiedene »Achsen« auszuweisen, darunter die Städtelandschaft am Rhein von Mannheim bis Basel. Die Regierungsfraktionen im Landtag sind dabei, den Planentwurf des Wirtschaftsministeriums nachzubessern. Heute gibt es die Trinationale Metropolregion Oberrhein, die aus Freiburg und aus Karlsruhe unterstützt wird.

Badische Solidarität benötigt Institutionen, ein Forum, um gemeinsame Aufgaben zu bearbeiten. Man hat unter CDU-Regierung badische Einrichtungen mit württembergischen fusioniert so wie das mit dem Badenwerk, dem Südwestfunk, dem Badischen Sparkassenverband, dem Landeswohlfahrtsverband Baden geschehen ist. Warum sollte der, nur weil er öffentlichen Rechtes war, seine Selbständigkeit nicht gerade so behalten dürfen wie der Badische Winzergenossenschaft oder der Badische Sportbund in seinen Teilverbänden Freiburg und Karlsruhe? Ein Forum für Baden ist nicht deshalb überflüssig, weil das Land von Stuttgart aus ordentlich regiert wurde. Wichtig sind Träger öffentlicher Interessen an der Grenze selbst: die Oberrheinkonferenz, der Oberrheinrat und vor allem

die Regierungspräsidien in Freiburg und in Karlsruhe. Werden die nun von einer Grünen-SPD-Regierung beseitigt werden, nachdem man die Behördenchefs gerade frisch in den Farben der neuen Koalition berufen hat? Es geht hier nicht um ein Zuviel an Beamtenschaft, denn die Effizienz der Regierungspräsidien steht außer Frage, zumal sie für die Lebens- und Wirtschaftsfragen im Dreiecksland und am Mittleren Oberrhein große Bedeutung gewonnen haben. Von Freiburg her werden in erprobter Tradition die Beziehungen ins Oberelsass gepflegt, werden Ausbildungszentren und Zeugnisse abgeglichen, wird »die Sprache des Nachbarn« schon in Grundschule unterrichtet – ein nicht zu übersehender Beitrag zur Bürgerkultur und zum Wirtschaftsstandort auf beiden Ufern des Oberrheins.

Wenn sie nach Stuttgart kommen, müssen die badischen Abgeordneten ihren württembergischen Landtagskollegen oft erst klarmachen, was es heißt, mit dem Gesicht nach Westen zu leben. Das »Badische« von heute versteht sich weniger als dies vor 60 Jahren der Fall aus seiner Abgrenzung gegen das »Schwäbische« und mehr im Interesse eines zusammenwachsenden Oberrheinraumes. Wir Badener dürfen »unser Eigen« daher auch politisch selbstbewusst vertreten. Denn wir leisten im Europa der Regionen dem Land wichtige Dienste. Baden-Württemberg ist ein gelungenes Land, sofern es ihm gelingt, seine regionalen Profile zu schützen und ihnen die Voraussetzungen dafür zu geben, dass sie sich auch in schwieriger Zeit wohlbedacht fortentwickeln können.

Regierungspräsidenten Feiburg:
Dr. Paul Wäldin (1952–57),
Anton Dichtel (1957–67),
Dr. Hermann Person (1967–79),
Dr. Norbert Nothelfer (1979–91),
Dr. Conrad Schroeder (1991–98),
Dr. Sven von Ungern-Sternberg (1998–2007),
Julian Württenberger (2008–12),
Bärbel Schäfer (seit 2012)

Regierungspräsidenten Karlsruhe:
Dr. Hans Huber (1952–63),
Dr. Werner Munzinger (1963–74),
Dr. Trudpert Müller (1975–85),
Dr. Adolf Bieringer (1986–88),
Dr. Karl Miltner (1988–94),
Dr. Gerlinde Hämmerle (1994–2005),
Rudolf Kühner (2005–2012),
Nicolette Kressl (ab Juni 2012).

Anschrift des Autors:
Prof. Dr.
Paul Ludwig Weinacht
Rossstraße 27
97261 Güntersleben

Zwischen falschen Verallgemeinerungen und trivialen Gemeinplätzen

»Jeder Versuch, die Bevölkerung einer Region zu charakterisieren, bleibt eine Gratwanderung zwischen falschen Verallgemeinerungen und trivialen Gemeinplätzen.«

Wolfgang Hug, Brauchtum und Volkskultur in: Südbaden, 1992, Seite 259

Das Land am Rand, am Rhein

Zur badischen Identität

Johannes Werner

Hie sicht man warum Got die Flüß
Geschaffen hat / nur darum gwis /
Damit man durch jr mittel weg
Nachbarschaft besuch / halt und pfleg.

Johann Fischart,
Das Glückhafft Schiff von Zürich

Baden ist, wer wüsste es nicht, ein Land, das am Rand liegt: es ist »der westlichste Westen Deutschlands«[1] und selber »ganz nach Westen gewendet«[2]. Und hier, eben im Westen, fließt der Rhein, der es von der Schweiz, von Frankreich und schließlich noch von der deutschen Pfalz trennt. »Das Badische ist in den Rhein gefaßt«, und die Kurve, die er beschreibt, »macht das Badische vollends zu einer natürlichen Einheit«.[3]

Der Rhein grenzt die beiden Seiten voneinander ab, aber an ihm grenzen sie zugleich auch aneinander an. Er ist »ein Graben in doppelter Beziehung. Wie betont er die an sich geringfügigen landschaftlichen und volklichen Unterschiede zwischen den beiden Ufern, liefert die durch ihn getrennten Hälften ganz verschiedenartigen Einflüssen aus und verbrüdert doch auch diese Ufer durch den gemeinsamen Besitz des Rheins, dieses Bandes unauflöslicher Verwandtschaft und Gemeinschaft aller, die von den alemannischen Oberlanden bis zu den Niederlanden an seinen Ufern wohnen.«[4]

Hüben wie drüben

In der Tat: die landschaftlichen Unterschiede sind gering, zumal am Oberrhein. »Kaum irgendwo sind die Uferstreifen des Rheines so treue Spiegelbilder von einander wie zwischen Schwarzwald und Vogesen.«[5] Unübersehbar ist die »landschaftliche Entsprechung zwischen dem Elsaß und dem oberen Badischen, die Entsprechung zwischen dem badischen Unterland und der Rheinpfalz. Berge stehen zu beiden Seiten: Schwarzwald und Odenwald hier, Hardt und Vogesen dort.«[6] Und diese »Symmetrie«[7] erstreckt sich nicht nur auf die Natur. »Im Elsaß und im Badischen erscheinen hüben und drüben manche Dörfer wie Zwillinge mit ihren eisenfarbenen Kirchturmspitzen, die aus den Linden hervorstechen.«[8] Wenigstens wie Geschwister erscheinen die Münster von Freiburg und Straßburg, denen sich als drittes noch das von Basel zugesellt.[9]

Mit anderen Worten: »Der Wein, wie er hier wächst auf den geschwungenen, lichthingegebenen Hügeln, ist derselbe wie drüben, jenseits des Rheins. Die Linien der Berge, parallel laufend dem Strom, haben jenseits ihr Spiegelbild. Und wie aus Thema und Gegenthema erhebt sich aus beiden die eine Melodie, die hinausschwingt in die Länder, das eigene und das fremde. Die gleiche Sonne brennt ihre Glut in die weißgekalkten Wände kleiner Häuser ein, und feuchtigkeitsgesättigte, rinnsaldurchzogene Laubdschungel haben ihr verschwiegenes Dasein längs der Ufer, hüben wie drüben. Am Sonntagnachmittag kommen die geputzten Bewohner der kleinen Grenzdörfer zum Fluss gebummelt und langweilen sich, hüben wie drüben. Sie sehen ein bisschen den Wellen zu,

sie schauen ein bisschen auf ihre Ebenbilder jenseits des Flusses und gehen wieder heim.«[10]

René Schickele, von dem noch die Rede sein wird, schrieb: »Das Land der Vogesen und das Land des Schwarzwaldes waren wie die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches; ich sah deutlich vor mir, wie der Rhein sie nicht trennte, sondern vereinte, indem er sie mit seinem festen Falz zusammenhielt.«[11] Im selben Sinn sprach er von einem »großen gerundeten Garten zwischen Vogesen und Schwarzwald, der so eins und unteilbar ist, dass die politischen Grenzen deutlich als eine Fiktion erscheinen«[12]. So, nämlich als Einheit, hat schon Grimmelshausen die Landschaft beiderseits des Rheins gesehen, und so auch noch Carl Schurz.

Vom Mooswald, der zwischen dem Rench- und dem Kinzigtal liegt, sah Grimmelshausen »gegen Aufgang in das Oppenauer Tal und dessen Nebenzinken; gegen Mittag in das Kinziger Tal und die Grafschaft Geroldseck […]; gegen Niedergang konnte ich das Ober- und Unterelsaß übersehen, und gegen Mitternacht der Niedern Markgrafschaft Baden zu den Rheinstrom hinunter, in welcher Gegend die Stadt Straßburg mit ihrem hohen Münsterturm gleichsam wie das Herz mitten mit einem Leib beschlossen hervorpranget«[13]. Vom Schlossturm in Rastatt aus hatte auch Carl Schurz »einen herrlichen Ausblick – nach Osten tief in die Berge hinein, in welchen Baden-Baden liegt: über das lachende Rheintal mit seinen üppigen Feldern und Weingärten, seinen schattigen Wäldern und den Kirchtürmen seiner unter Obstbäumen verborgenen Dörfer, nach Süden das blühende Tal vom Schwarzwald begrenzt, nach Norden in die sich breit ausdehnende Ebene hinunter, nach Westen bis ins Elsaß jenseits des Rheins mit blauen Berglinien in der Ferne. Wie schön war dies alles!«[14]

Die politischen Grenzen, von denen Schickele sprach, gab es ja lange nicht, und wenn, dann oft nur auf dem Papier. Historisch gehören beide Seiten zusammen, und sprachlich auch. Im Elsass wie in Baden (hier bis hoch zur Murg) wurde und wird niederalemannisch gesprochen, und nirgendwo sonst. Jene elsässische Bäuerin staunte nicht wenig, als, nach dem Krieg von 1870/71, die badische Besatzung erschien: »Ha, do kumme jo bigott Soldate mit dene m'r rede kann. Die rede jo wia mir!«[15] Umgekehrt kam Otto Flake gut zurecht, als er 1954 in Hausen den Hebel-Preis erhielt und die alemannischen Ansprachen hörte; »ich brauchte nur mein Colmarer Ditsch hervorzuholen«[16].

Derselbe Flake erinnerte sich an eine bestimmte Straße in Straßburg, »in der noch immer gern an den Markttagen die aus dem Badischen kommenden Bauern ausspannten«[17]; so wie, wiederum umgekehrt, die Elsässer Bauern die Märkte etwa in Rastatt besuchten und beschickten und dann im dortigen »Elsässer Hof« einkehrten.[18] Ja, manche von ihnen hatten auch Äcker »drüben im Badischen, und es wäre gut, wenn alle Äcker drüben im Badischen hätten, und die von drüben Äcker hier«[19]; denn, wie einer von ihnen sagt, »es ist kein Unterschied zwischen den Äckern hier und dort«[20]. Das Leben am Rhein brachte, auf beiden Seiten, dieselben Vor- und Nachteile mit sich und »brachte die Anwohner zusammen«, die so »eine große Familie« wurden, und »Heiraten herüber und hinüber waren an der Tagesordnung«[21].

Auf der anderen Seite

Selbst wenn es die politischen Grenzen gab, war der Rhein »nicht allein Schranke zwischen deutschem und französischem Dasein

[…], sondern auch Übergang von dem einen zum andern«[22]; stellte er eine »Nahtstelle des Kontinents«[23] dar, die aber oft »eine Durchdringungs- und Befruchtungssphäre«[24] war. Robert Minder, von dem die zuletzt zitierten Worte stammen, wusste wohl, wovon er sprach. Er, der im elsässischen Wasselonne geboren worden war, hob in seiner Person die Teilung auf, indem er versuchte, »in und zugleich über den Nationen zu stehen«[25]; zumal als Literaturhistoriker, indem er die beiden benachbarten Literaturen in ihrer Wechselwirkung verstand und verständlich gemacht und dabei »dankbar […] vor allem auch der badischen Freunde gedacht«[26] hat. Auch der ebenfalls zitierte, in Obernai geborene René Schickele setzte sich über die Teilung hinweg. »Gestern deutscher, heute französischer Staatsangehöriger: ich pfeife darauf.«[27] Es gibt ein Bild, das ihn zeigt, wie er mitten auf einer Rheinbrücke steht, und derart genau auf der Grenze; und gerade über ihm liest man auf einem zweigeteilten Schild links: »Deutsches Reich«, rechts: »République Française«.[28] Er war, wie (nach einem Wort von Victor Hugo) der Rhein selber, »à la fois français et allemand«[29]. Schickele schrieb den »Hans im Schnakenloch«, ein Stück, in dem das Problem jener Teilung deutlich zum Ausdruck kommt; vor allem in seiner Hauptfigur, die Hans Boulanger heißt und ebenso gut Jean Baecker hätte heißen können … oder René Schickele. Noch manche Elsässer, die aber über das Elsass hinausblickten und -wuchsen, wären in diesem Zusammenhang zu nennen: Albert Schweitzer aus Kaysersberg, Ernst Stadler aus Colmar, Hans alias Jean Arp aus Straßburg und, auch aus Straßburg, der Maler René Beeh, von dem Wilhelm Hausenstein sagte, dass sich »das Französische in ihm mit dem Deutschen in ihm bekriegte«[30], was ihm aber zum Guten ausschlug.[31]

Es gab eine Zeit, nämlich nach der Französischen Revolution, in der der Rhein eine politische Grenze war; aber eine durchlässige.[32] Er war, nach Heinrich Heine, »der Jordan, der das geweihte Land der Freyheit trennt von dem Lande der Philister«[33], und was drüben geschah, nahm man hüben sehr genau zur Kenntnis. Oder man ging, um der Verfolgung zu entgehen, gleich selber nach drüben, wie Heine, oder wie Börne, der den Übergang von Kehl nach Straßburg wählte. »Ach! und als mir die dreifarbige Fahne entgegenfunkelte – ganz unbeschreiblich hat mich das aufgeregt. […] Die Fahne stand mitten auf der Brücke, mit der Stange in Frankreichs Erde wurzelnd, aber ein Teil des Tuches flatterte in deutscher Luft.«[34] Auch nach der Revolution von 1848/49 suchte mancher sein Heil in der Flucht über den Rhein.[35]

Noch nach dem Krieg von 1870/71 erfuhr Wilhelm Hausenstein von seinem Vater, dass aus dem republikanischen Frankreich »immerwährend ein heilsam erregender Wind und Duft der Freiheit ins kaiserlich-deutsch regierte Elsaß herüberwehe«[36]; und so auch ins deutsche Baden. Auch aus diesem Grund hat Hausenstein »seit Kindesbeinen von meiner schwarzwäldischen Heimat her immer nach dem Elsaß auf die natürlichste und nächste Weise hinübergelebt«[37]. Straßburg war, wie er schrieb, »die eigentliche Hauptstadt meiner Jugend; es war […] die Ahnung von Paris«[38]. (Im Jahre 1929 klagte dann Albert Schweitzer: »Jetzt kann man zwar im Luftschiff um die ganze Welt fahren, aber eines kann man nicht mehr: ungefragt über die Brücke von Straßburg nach Kehl gehen.«[39]) Nach Paris war schon Hausensteins Großvater gegangen, Gottlob Baumann »zum Bären« in Hornberg, um sich, wie es in der Familie üblich war, in

den Feinheiten und Finessen seines Berufes besser auszubilden – worin ein weiterer, ganz und gar unpolitischer Einfluss sichtbar wird: ein kulinarischer. Die badische Küche hat viel von der elsässischen, mithin der französischen gelernt und geerbt.

Dem Großvater zur Seite stand die Großmutter, die sich Joséphine nannte, »mit einem Akzent auf dem e und dem französisch zu sprechenden Namen, denn so, ein bisschen rheinbündisch noch, hielt man es […] im Badischen«[40]. Die älteste Tochter der beiden hieß ebenfalls Joséphine, die nächste Nanette Mathilde und die übernächste Sophie Justine, und der Urgroßvater hatte Johann oder eben Jean Armbruster geheißen.

Nur »als geborener Badener«[41] war Hausenstein, wie er glaubte, nach dem Zweiten Weltkrieg in der Lage, die zerrissenen Verbindungen zwischen Deutschland und Frankreich wieder neu zu knüpfen. Auch dass ihm seine Übersetzungen, vor allem die der Gedichte Baudelaires, so gut gelangen, schrieb Hausenstein der »Gunst besonderer Umstände« zu, die ihn »von früh auf begleitet hatten«[42]; und er meinte damit die nachbarliche Nähe am Oberrhein. Auf die »Nachbarschaft Straßburgs« führte, im Jahre 1778, Wilhelm Ludwig Weckhrlin selbst noch die Lebensart der Karlsruher Bürger zurück, »welche sie von dem griesgrämigen und spießbürgerischen Charakter der übrigen Schwaben entfernt«.[43] So sah es noch Wolfgang Koeppen, als er über Offenburg und Straßburg nach Frankreich fuhr: »Schon der Grenze zu verwandelte sich die Landschaft in den erträumten Garten. Die Luft schien weicher, die Lebensauffassung leichter zu werden.«[44] Und, so Horst Krüger anlässlich eines Ausflugs in den Kaiserstuhl, »natürlich riecht man auch Frankreich, das hier randscharf am Rhein beginnt« und von dem etwas hier »hereinweht«.[45]

Weite statt Enge

Den Anliegern am Oberrhein fühlte man sich, auch wenn sie Ausländer waren, näher verwandt als den Inländern, die angrenzten. Oft hat Hausenstein erzählt, wie die Hornberger Schulbuben nach Schramberg hinaufstiegen, wo die Grenze verlief, »und den jenseits vermuteten württembergischen Bundesbrüdern ins Blaue hinein Beschimpfungen zuriefen«[46]. Die Württemberger waren, wiederum aus vielen Gründen, anders, sprachen auch anders, nämlich nicht, wie die Badener und Elsässer, alemannisch.[47] August Lämmle, selber einer von ihnen und außerdem »der beste Kenner und Deuter der schwäbischen Volksart«[48], hat diese aus einer charakteristischen »Enge«[49] erklärt; einer Enge, die auch daher kam, dass Württemberg abseits der großen Straßen lag; anders als Baden, wo sich die Wege von Basel nach Frankfurt und von Paris nach Wien kreuzten. So galten die Württemberger als verhockt und verstockt; oder als solche, die aus dieser Enge gleichsam in die Tiefe vorstießen (wenn sie nicht in die Weite entwichen, nämlich nach Amerika). »Die Enge und die Beschränkung im äußeren Raum und in den äußeren Mitteln bewirkte die Fähigkeit der Vertiefung, jenes oft wunderliche Sinnieren in religiösen oder philosophischen, wirtschaftlichen oder technischen Rätseln; bewirkte den Drang zur Freiheit der persönlichen Leistung, wofür Friedrich Schiller das klassische Beispiel ist.«[50] Selbst noch die karge Küche »hängt mit der schwäbischen Sparsamkeit zusammen, die wieder aus der eigenen Art der Landwirtschaft, dem Kinderreichtum und den kleinen wirtschaftlichen Verhältnissen als eine Notwendigkeit hervorging«[51]. Es ist eine freilich erzwungene Sparsamkeit, die oft an Geiz grenzt oder in ihn übergeht.

Nochmals: der Rhein

»Aber unbeirrt vollzieht sich seit Jahrtausenden, immer nur sich selbst gleich, das sichere Dasein und Strömen dieses großen Flusses – dies Strömen, das auf nichts bezogen ist als auf sich selbst, auf die Landschaft hüben und drüben und auf den blaßblauen Vergißmeinnichthimmel, der im lichten Oliv des Wassers flimmernd sich spiegelt. Das Schönste ist das unbefangene Rhein-Bewusstsein in uns: vom Bodensee bis Basel, von Basel bis Straßburg, zwischen Colmar und Freiburg hin, von Straßburg nach Karlsruhe, dann nach Speyer und dem arbeitenden Mannheim und so fort bis nach Holland.«[52] Derart geht der Blick nicht nur nach Westen, sondern auch nach Norden; nicht nur hinüber, sondern auch hinaus. Schon Goethe meinte, »große Flüsse« – und er nannte Main und Rhein – hätten, »wie das Meeresufer, immer etwas Belebendes«[53]. Ein anderer fand, der Rhein gebe den Menschen »zur Geborgenheit der Binnenländer etwas von der Beweglichkeit und Unternehmungslust der Küstenbewohner, denen das Meer mit seinen Wagnissen und Stürmen vertraut ist«[54]. Der Rhein war, sozusagen, ein Weg in die Welt, also wieder in die Weite; nicht nur für die Flößer, die manchmal bis hinunter nach Holland fuhren; und denen, die sich nicht selber auf diesen Weg machten, trug er doch vieles, und viel Neues, zu. Er ist, wie der Großvater von Carl J. Burckhardt aus Basel zu sagen pflegte, »wie die Herzader des Kontinents; glücklich war man in den Zeiten, in denen er keine Grenze bezeichnete, in denen er die Völker verband«[55].

Fazit

Es lässt sich nicht leugnen, dass Baden durch seine Lage am Rand, am Rhein geprägt wurde; so geprägt wurde wie das Elsass; ganz anders geprägt wurde als Württemberg. Baden ist anders: landschaftlich, sprachlich, psychologisch, historisch, politisch, soziologisch, wirtschaftlich, auch kulinarisch. (In einem Brief an Max Picard schrieb Hausenstein am 28. Januar 1952: »Die Sache mit dem ›Südweststaat‹ hat mich tief aufgebracht. Es ist die Annexion Badens durch Württemberg – nichts anderes.«[56])

Aber wer verallgemeinert, verfälscht immer auch, indem er dem Allgemeinen das Besondere opfert; und er tut es, indem er ein Land, das ein – im wahrsten Wortsinn – heterogenes Gebilde ist, auf den Begriff bringt. Schon ein angeblich »einsilbiger, schwerbeweglicher Schwarzwälder«[57] hätte möglicherweise Mühe, sich in dem hier gezeichneten Porträt zu erkennen, und ein Kurpfälzer, ein Bauländer und ein Seehase wohl auch, obwohl die Zeiten vergangen sind, in denen sich sogar benachbarte Dörfer deutlich voneinander unterschieden.[58]

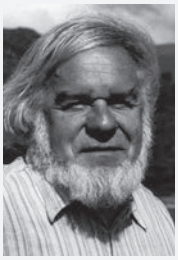
Das Einzelne geht immer mehr im Ganzen auf, fällt immer weniger ins Gewicht. Baden ist, als Ganzes gesehen, vor allem das Land am Rand, am Rhein. »Und wieder einmal stellte sich heraus, wie jede Landschaft einen bestimmten Menschen bildet.«[59]

Anmerkungen

1 Wilhelm Hausenstein, Das Badische. In: W. H., Besinnliche Wanderfahrten. München 1955, S. 20–27; hier S. 27.
2 Reinhold Schneider, Baden. In: R. S., Pfeiler im Strom. Wiesbaden 1958, S. 349–355; hier S. 349; vom selben Autor vgl. auch: Die ganze Heimat. In: R. S., Schicksal und Landschaft. Hrsg. von Curt Winterhalter. Freiburg/Basel/Wien 1960, S. 343–347.
3 Hausenstein, Das Badische; a. a. O. S. 24.
4 Alfons Paquet, Antwort des Rheines. Eine Ideologie. Augsburg 1928, S. 17 f.

5 Alfons Paquet, Der Rhein, eine Reise. Frankfurt a. M. 1923, S. 60.
6 Hausenstein, Das Badische; a. a. O. S. 25.
7 Ebd.
8 Alfons Paquet, Die Botschaft des Rheins. Erlebnis und Gedicht. Ratingen 1941, S. 99.
9 Vgl. Wilhelm Hausenstein, Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit. Mitgeteilt von Johann Armbruster. Bd. 1 (= Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende). München 1947, S. 103–110; Reinhold Schneider, Verhüllter Tag. 4. Aufl. Köln/Olten 1956, S. 163; dazu, freilich mit Vorbehalt: Walter Hotz/Theodor Seeger, Die Münster am Oberrhein. Berlin 1941, bes. S. 11–15 (»Der oberrheinische Kunstraum«).
10 Lotte Paepcke, Unter einem fremden Stern. Geschichte einer deutschen Jüdin. Freiburg/Basel/Wien 2004, S. 85 f.
11 René Schickele, Wir wollen nicht sterben! München 1922, S. 230.
12 René Schickele, Himmlische Landschaft. Badenweiler 1955, S. 10. – Hausenstein wusste, nachdem er das Straßburger Münster erstiegen hatte, nicht einmal mehr, ob er die Vogesen oder den Schwarzwald erblickte (Reise nach Südfrankreich. Crimmitschau 1927, S. 8 f.); so sehr entsprechen die »Bergrücken zur rechten Seite […] denen zur Linken auf der andern Seite« (Lotte Paepcke, Ein kleiner Händler der mein Vater war. Moos/Baden-Baden 1989, S. 105).
13 Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplizissimus. Darmstadt 1970, S. 487 (statt »mitten mit« eher: »mitten in«?).
14 Carl Schurz, Lebenserinnerungen. Vom deutschen Freiheitskämpfer zum amerikanischen Staatsmann. Zürich 1988, S. 153.
15 J. Belli, Die rote Feldpost unterm Sozialistengesetz. Mit einer Einleitung: Erinnerungen aus meinen Kinder-, Lehr- u. Wanderjahren. 8. Aufl. Berlin 1926, S. 62.
16 Otto Flake, Es wird Abend. Bericht aus einem langen Leben. Gütersloh 1960, S. 598.
17 Ebd. S. 96.
18 Auch der »Ritter« in Durbach war »wohlbekannt im Elsaß« und wurde vor allem von den Straßburgern gern aufgesucht (Anton Fendrich, Land meiner Seele. 3. Aufl. Baden-Baden 1950, S. 71; ebd., S. 70, auch der Hinweis darauf, dass die Elsässer ihre Söhne lieber auf die badischen Gymnasien als nach Straßburg schickten).
19 Ernst Glaeser, Das Gut im Elsass. Ein Roman. Berlin 1932, S. 39.
20 Ebd. S. 40.
21 R. Heiligenthal, Technik im Raum des Oberrheins. In: Siedlungsstudien H. 6 (1936), S. 12–46; hier S. 19. – Dagegen fand Friedrich Metz, dass, durch Tulla, aus dem »beweglichen Volk der Rheinniederung […] im Laufe eines Jahrhunderts schwerfällige Bauern geworden« seien, »die nun hinter den hohen Rheindämmen sitzen und dem Strom stark entfremdet sind. Die Heiraten über den Strom hörten auf, und der Verkehr beschränkte sich auf die Uferstrecken, die durch Schiffbrücken und Fähren miteinander verbunden waren« (Der Oberrhein und das Elsaß. Berlin 1940, S. 34 f.). Aber diese Schrift stellt eine zu offensichtliche Rechtfertigung der nationalsozialistischen Annektionspolitik dar, als dass man sie ernst nehmen müsste; was der Karriere ihres Verfassers aber keineswegs geschadet hat.
22 Heiligenthal, a. a. O. S. 19.
23 Robert Minder, Wie wird man Literaturhistoriker und wozu? Rede zur Verleihung des Hansischen Goethepreises. In: R. M., Wozu Literatur? Reden und Essays. Frankfurt a. M. 1971, S. 31–53; hier S. 34.
24 Ebd.
25 Robert Minder, Oberrheinische Dichtung gestern und heute. Karlsruhe 1965, S. 3.
26 Ebd. S. 4.
27 Zit. n. Kurt Pinthus (Hrsg.), Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus. Hamburg 1984, S. 360.
28 Vgl. z. B. Bernhard Zeller/Walter Scheffler (Hrsg.), Literatur im deutschen Südwesten. Stuttgart 1987, Abb. 123.
29 Victor Hugo, Le Rhin. Bd. 1. Paris 1884, S. 199.
30 Wilhelm Hausenstein, René Beeh. Zeichnungen, Briefe, Bilder. München 1922, S. 8 (Einleitung).
31 Über Hausenstein selber wird noch mehr zu sagen sein; über Alfons Paquet, der, wie hier zitiert, dem Rhein vier Bücher gewidmet (und sonst noch viel mehr geschrieben) hat, vgl. Johannes Werner, Welt und Wort. Über Alfons Paquet. In: Aus dem Antiquariat 6/1994, S. 201–205.
32 Vgl. Johannes Werner, »Was ging uns Frankreichs Wesen an?« Die Französische Revolution in den Büchern der Historischen Bibliothek Rastatt. In: Vorträge der Jahre 2006–2009 (= Vortragsreihe der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Bd. 9). Rastatt 2009, S. 217–262.

33 Heinrich Heine, Englische Fragmente. In: H. H., Werke Bd. 7/1. Hamburg 1986, S. 207–269; hier S. 269.
34 Ludwig Börne, Briefe aus Paris. Wiesbaden 1986, S. 5.
35 Vgl. z. B. Schurz, a. a. O. S. 184.
36 Hausenstein, Lux Perpetua; a. a. O. S. 107 f.
37 Wilhelm Hausenstein, Pariser Erinnerungen. Aus fünf Jahren diplomatischen Dienstes. 1950–1955. 2. Aufl. München 1961, S. 224.
38 Hausenstein, Reise nach Südfrankreich; a. a. O. S. 7.
39 Zit. n. Robert Minder, Johann Peter Hebel und die französische Heimatliteratur. Eine Rede. In: R. M., Dichter in der Gesellschaft. Erfahrungen mit deutscher und französischer Literatur. Frankfurt a. M. 1966, S. 108–139; hier S. 109.
40 Hausenstein, Lux Perpetua; a. a. O. S. 66.
41 Hausenstein, Pariser Erinnerungen; a. a. O. S. 10. – Vgl. Johannes Werner, »Ich als geborener Badener«. Wilhelm Hausenstein und die Freundschaft mit Frankreich. In: Die Ortenau 85 (2005), S. 401–416.
42 Wilhelm Hausenstein, Charles Baudelaire. Ein Versuch. In: Charles Baudelaire, Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Wilhelm Hausenstein. München 1946, S. 163–271; hier S. 170.
43 Anselmus Rabiosus (d. i. Wilhelm Ludwig Weckhrlin), Reise durch Oberdeutschland. Hrsg. von Jean Mondot. Leipzig/Weimar 1988, S. 89.
44 Wolfgang Koeppen, Reisen nach Frankreich. 2. Aufl. Stuttgart 1961, S. 7; auch Koeppen empfand den Rhein weniger als eine Grenze und vielmehr als einen »Übergang« (ebd. S. 6).
45 Horst Krüger, Bacchus in Baden. Oktobertage am Kaiserstuhl. In: H. K., Poetische Erdkunde. Reise-Erzählungen. Hamburg 1978, S. 125–135; hier S. 131.
46 Wilhelm Hausenstein, Licht unter dem Horizont. Tagebücher von 1942 bis 1946. Hrsg. von W. E. Süskind. München 1969, S. 14 (Vorwort des Hrsg.).
47 So sagte man im einstmals geteilten Moosbronn auf der badischen Seite »ich gee«, auf der württembergischen »i gang«.
48 Theodor Heuss, Betrachtungen zum Schwäbischen. In: Th. H., Schwaben. Farben zu einem Porträt. Tübingen 1967, S. 11–26; hier S. 26.
49 August Lämmle, Die Reise ins Schwabenland. Stuttgart 1952, S. 12 f.
50 Ebd. S. 13; vgl. auch Heuss, a. a. O. S. 20.
51 Lämmle, a. a. O. S. 121.
52 Hausenstein, Das Badische; a. a. O. S. 26; vgl. auch Hugo, a. a. O. S. 219 f.
53 Johann Wolfgang Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In: J. W. G., Werke Bd. 9 (= Autobiographische Schriften Bd. 1). Hrsg. von Erich Trunz. 11. Aufl. München 1989, S. 251.
54 Alfons Paquet, Der Rhein. Vision und Wirklichkeit. 2. Aufl. Düsseldorf 1941, S. 12.
55 Carl J. Burckhardt, Erinnerungen an den Rhein. In: C. J. B., Begegnungen. Zürich 1958, S. 7–25; hier S. 15.
56 Wilhelm Hausenstein, Ausgewählte Briefe. 1904–1957. Hrsg. von Hellmut H. Rennert. Oldenburg 1999, S. 282–283; hier S. 283.
57 Conrad Gröber, Römisches Tagebuch. Hrsg. von Johannes Werner. Freiburg/Basel/Wien 2012, S. 245.
58 So hieß es z. B. noch 1923, anlässlich einer Ortsbereisung, über Elchesheim: seine »ruhige, wenig regsame und irgendwie träge Bevölkerung« stehe »in scharfem Gegensatz zu den regsamen Einwohnern der Nachbargemeinde Illingen, deren wesensverschiedener Menschenschlag als ›andere Nation‹ empfunden wird« (GLA 371 Zug. 1981/42 Nr. 1315); wobei eben diese Illinger von kirchlicher Seite schon 1833 als »ein verschmitztes Fischer-, Korbmacher- und Schmugglervolk« bezeichnet worden waren (zit. n. Joseph Sauer, Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden. Freiburg 1933, S. 191). Gleichwohl haben sich beide Gemeinden 1973 zusammengeschlossen.
59 Franz Schneller, Brevier einer Landschaft. Freiburg 1947, S. 163.



Anschrift des Autors:
Dr. Johannes Werner
Steinstraße 21
76477 Elchesheim-Illingen

Baden in der Welt von morgen – Perspektiven am Oberrhein

Anmerkungen aus wirtschaftlicher Sicht

Udo Götschel

Die Wirtschaft war ein wichtiger Schrittmacher des modernen Baden. Im 19. Jahrhundert bildete das Eisenbahnwesen einen Motor technologischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Veränderung. Es stellte einen bedeutsamen Industriezweig dar und führte im wahrsten Sinne des Wortes die heterogenen Landesteile zusammen. Neben politischen Entscheidungen wie der Gewerbefreiheit begründeten Industrie, Handel und Handwerk den Ruf des »Musterländles«. Vor diesem Hintergrund stellt sich heute die Frage, welche Auswirkungen die maßgeblich über die Wirtschaft vermittelte Globalisierung für die Raumschaft hat. Dem schließt sich die Frage an, welche Rolle die Zusammenarbeit am Oberrhein in diesem Rahmen spielen kann. Hierzu im Folgenden einige Gedanken aus wirtschaftlicher Sicht, wobei die Region um die einstige Landeshauptstadt besonders in den Blick genommen wird.

Der Motor der badischen Wirtschaft brummt. Sie hat sich in den vergangenen Jahren als weitgehend krisenfest erwiesen und folgt schon seit längerem einem Wachstumspfad, der sich auch auf dem Arbeitsmarkt niederschlägt. Die nach dem Fall des »Eisernen Vorhangs« beschleunigte Globalisierung und die stetige Erweiterung und Vertiefung des europäischen Binnenmarktes seit der Einheitlichen Europäischen Akte Mitte der 80er Jahre, dynamisiert durch die Einführung des Euro, steckten den Rahmen ab, innerhalb dessen die badischen Unternehmen ihre internationale Wettbewerbsfähigkeit schärften und unter Beweis stellten. Dies schlägt sich in den Exportzahlen nieder, die das deutsche Wachstumsbild widerspiegeln. Allein in der TechnologieRegion Karlsruhe legte der Exportanteil am Umsatz der Industriebetriebe mit über zwanzig Mitarbeitern von 20,7 Prozent im Jahre 1992 auf 41,7 Prozent im Jahre 2010 zu, ohne die hier besonders stark ausgeprägte, aber fast ausschließlich binnenorientierte Mineralölwirtschaft sogar auf 49,1 Prozent. Der deutsche Heimatmarkt bildet zwar eine solide Basis, reicht aber oftmals nicht mehr aus, um Produktionsanlagen angemessen auszulasten und ansprechende Investitionsrenditen zu erwirtschaften. Dementsprechend spielt auch der Oberrhein-Raum nur eine nachrangige Rolle als Absatzmarkt. Als Beschaffungsmarkt wiederum vereint er Zulieferketten, die ganz andere räumliche Dimensionen aufweisen. Interessanter wird er als Arbeitsmarkt und Technologiefundus. Und auch bei der Erschließung neuer Märkte könnte eine verstärkte Zusammenarbeit am Oberrhein einen Mehrwert bieten.

In der Trinationalen Metropolregion Oberrhein (TMO) leben knapp sechs Millionen Menschen auf einer Fläche von 21 500 qkm. Diese erwirtschafteten im Jahre 2008 (aktuellste gemeinsame Zahlen) 202,5 Mrd. Euro,

was einem Bruttoinlandsprodukt pro Einwohner von 34 200 Euro entspricht. Die Metropolregion überträfe damit manch ein EU-Mitglied. Besonders eindrucksvoll nehmen sich die 167 Hochschulen, Forschungseinrichtungen und Zentren des Technologietransfers und der Innovationsförderung aus (Mandatsgebiet der Oberrheinkonferenz und Speyer), darunter Exzellenz-Universitäten, das größte Forschungszentrum Deutschlands und die größte Universität Frankreichs. Zugleich verteilen sich die Technologietransfer- und Innovationsförderzentren über die gesamte Raumschaft und arbeiten oftmals eng mit benachbarten Hochschulen und Forschungseinrichtungen zusammen, die ihrerseits einem engen Austausch mit der Wirtschaft sehr aufgeschlossen sind.

Unter dem Einfluss der Dynamik und landesweiten Aufmerksamkeit, die die Metropolregion Rhein-Necker erlangte, aber auch vor dem Hintergrund einer Neuausrichtung der Bundesraumordnung, vergleichbarer Entwicklungen metropolitaner Räume in Frankreich und der Schweiz sowie der Arbeiten an einem europäischen Raumentwicklungskonzept ergriffen vor einigen Jahren zunächst die Industrie- und Handelskammern sowie die Regionalverbände, wenig später auch die größeren Städte am Oberrhein gemeinsam die Initiative, um die Raumschaft sowohl auf europäischer wie auch jeweils auf nationaler Ebene als Metropolregion zu verankern. Die o. g. Zahlen untermauern dieses Bestreben. Dabei unterscheidet sich die Metropolregion Oberrhein durch ihre polyzentrische Struktur von den üblichen Mustern, kann dadurch aber auch eine besondere Dynamik freisetzen. Organisatorisch gründet die am 9. Dezember 2010 in der »Offenburger Erklärung« ausgerufene Trinationale Metropolregion auf einem Vier-Säulen-Modell der Zusammenarbeit mit den Bereichen Politik (u. a. Städtenetz am Oberrhein), Wirtschaft, Wissenschaft und Zivilgesellschaft. In diesen koordinieren die beteiligten Akteure ihre Arbeit weitgehend eigenständig, was den Netzwerkcharakter der Gesamtkonstruktion unterstreicht.

Für die Wirtschaft bleibt bedeutsam, welchen Mehrwert dieser Kooperationsraum auf zentralen Handlungsfeldern bieten könnte. Dabei stellt die internationale Wettbewerbsfähigkeit die zentrale Herausforderung für die Unternehmen nicht nur am Oberrhein, sondern in jeder exportorientierten und zunehmend international verflochtenen Wirtschaft dar. Sie bildet die Richtschnur für die einzelnen Firmen ebenso wie für deren Zusammenschlüsse und Vertretungen. Umfang und Intensität der Zusammenarbeit im Rahmen der Säule Wirtschaft der Trinationalen Metropolregion sollten sich hieran ausrichten. Auf dem auch in diesem Kontext einschlägigen Feld der Verkehrsinfrastruktur scheint jener Mehrwert in der Lobby-Funktion für überregional bedeutsame Vorhaben auf. Dies gilt ganz besonders für die Schienen-Magistrale Paris – Karlsruhe – Budapest/Bratislava sowie die Transversale Rotterdam – Karlsruhe – Basel – Genua oder die LGV Rhin-Rhône. Ähnliches lässt sich für Wasserstraßen wie die Kanalverbindung von Rhône und Rhein über das Elsass oder wichtige Straßenbauvorhaben wie eine zweite Rheinbrücke zwischen Karlsruhe und Wörth feststellen. Darüber hinaus müssen Wege gefunden werden, das enorme Innovations- und Technologietransferpotenzial in der Metropolregion in der gesamten Fläche zu nutzen, um die Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen zu steigern. Wenn es gelingt, Technologieführerschaft und einen qualitativen Vorsprung zu wahren, wird sich auch eine heimische Produktion unter den Bedingungen höherer Personal- und – im-

mer wichtiger – Energie- und Rohstoffkosten rechnen. Kleine und mittlere Unternehmen (KMU) haben sich in den letzten Jahrzehnten ohnehin als weltoffen und zugleich besonders standorttreu erwiesen. Ein Engagement im Ausland geht sogar häufig mit überdurchschnittlichen Investitionen im Inland einher.

Das Rückgrat der deutschen Wirtschaft im Allgemeinen und derjenigen der Technologie-Region Karlsruhe im Besonderen bildet der Mittelstand. Ihm gelingt es seit geraumer Zeit, mit innovativen Produkten und zunehmend auch Dienstleistungen auf den Weltmärkten Fuß zu fassen und zu einem beträchtlichen Teil die Marktführerschaft zu erobern. Die Beispielsfälle Großbritannien (Abbau), Griechenland (seit jeher geringe Ausprägung) und USA (Produktionsverlagerung, zuletzt verstärkt -rückholung) belegen die fundamentale Bedeutung, die der industrielle Kern einer Volkswirtschaft nach wie vor besitzt. In Baden, traditionelle Heimat von Tüftlern, Schraubern, Drehern oder Elektrikern sowie Brutstätte von Forschern und Erfindern, wächst zwar auch der Anteil des Dienstleistungssektors an der Wertschöpfung, doch behauptet die Fertigung ihren herausragenden Stellenwert. Es sind vor allem mittelständische Betriebe, die hier internationale Maßstäbe setzen – erst recht, wenn sie die eine oder andere Strukturkrise erfolgreich gemeistert und sich als anpassungsfähig erwiesen haben.

Einen wesentlichen Wettbewerbsfaktor stellt eine gut ausgebildete Belegschaft dar, die es den Betrieben ermöglicht, sich rasch an neue Herausforderungen und Markterfordernisse anzupassen. Der dualen Ausbildung und einer arbeitsmarktkonformen Weiterbildung fällt dabei eine Schlüsselrolle zu. Beide bilden Kernaufgaben der Industrie- und Handelskammern in Deutschland. Beiden geht die IHK Karlsruhe mit großem Nachdruck nach. So gelang es im Rahmen des Modellvorhabens »Wirtschaft macht Schule«, jede allgemeinbildende Schule im Kammerbezirk mit mindestens einem, im Schnitt sogar vier Partnerunternehmen zusammenzuführen und auf diese Weise Schüler und Lehrer schon frühzeitig für die Belange der Wirtschaft und der Arbeitswelt zu sensibilisieren. Denn mittlerweile übersteigt die Zahl der offenen Ausbildungsplätze regelmäßig diejenige der Lehrstellenbewerber. Dazu nimmt der Anteil der Jungen an der Bevölkerung ab und steigt deren Durchschnittsalter.

Zwar wächst die Einwohnerzahl der TechnologieRegion Karlsruhe vor allem dank der deutschen Binnenwanderung noch immer, doch wird es für die Unternehmen zunehmend schwieriger, benötigte Fachkräfte zu verpflichten. Das zumindest im regionalen Vergleich eher strukturschwache Nordelsass bietet zwar ein gewisses Arbeitskräftereservoir, doch bleibt dieses angesichts der dünnen Besiedlung überschaubar. Hinzu kommt, dass die Qualifikationsanforderungen an das Personal eher steigen, wodurch grenzüberschreitende Ausbildungsgänge an Bedeutung gewinnen werden. So entwickelten sich in jüngster Zeit erste Kooperationen zwischen französischen Schulen und deutschen Unternehmen im Zeichen der dualen Berufsausbildung. Die unterschiedlichen Bildungssysteme in Deutschland und Frankreich, vor allem aber die Pflicht der Unternehmen, Schulgeld zu entrichten, begründen Hürden, die zu überwinden Entscheidungen verlangen, die in Paris und Berlin bzw. Stuttgart und somit außerhalb der Metropolregion Oberrhein getroffen werden müssen. Darüber hinaus wird der sprachliche Graben zwischen beiden Ländern eher größer, was nicht zuletzt an der abnehmenden Bedeutung der elsässischen Mundart und am wachsenden Anteil

der elsässischen Bevölkerung mit außereuropäischen Wurzeln liegen dürfte. So nimmt es nicht Wunder, dass die Zahl der elsässischen Grenzgänger in die TechnologieRegion Karlsruhe von 13 000 im Jahre 2001 auf 10 700 im Jahre 2011 zurückgegangen ist. Gleichzeitig steigt das Durchschnittsalter dieser Pendler. Schließlich wird der »Fachkräftemangel« – im Sinne eines Qualifikationsdefizits – auch im Großraum Straßburg immer mehr zu einem Thema, bei dem das »modèle allemand« der dualen Ausbildung zunehmend Beachtung findet.

Letztlich reihen sich von Karlsruhe bis Basel mehrere regionale Arbeitsmärkte aneinander, die sich zum Teil überlappen, deren gegenseitige Abhängigkeit und Wechselwirkung aber hinter ihre Eigentümlichkeit zurücktritt. Grenzüberschreitende Zusammenarbeit kann dementsprechend allenfalls eine ergänzende Funktion besitzen. Viel wichtiger wird es für die badische Wirtschaft sein, Binnenpotenziale zu aktivieren, zu denen beispielsweise ältere Arbeitnehmer rechnen. Auch die Anwerbung spanischer Auszubildender und spezielle Programme für spanische Akademiker, v. a. Ingenieure, die an den hiesigen Hochschulen studiert haben, wie sie die IHK Karlsruhe seit jüngstem verfolgt, können zunächst nur einen Tropfen auf den heißen Stein darstellen.

Deutsche Qualitäts- und Weiterbildungsstandards auf die Auslandsmärkte zu transportieren, auf denen Unternehmen aus der TechnologieRegion Karlsruhe tätig sind, wird in den kommenden Jahren eine neue Facette der Außenwirtschaftsaktivitäten der IHK Karlsruhe bilden. Ziel ist es, Unternehmen auf fremden Märkten im Personalwesen Bedingungen zu bieten, die sie aus der Heimat gewohnt sind, und die es ihnen erleichtern, Niederlassungen zu gründen, mit heimischen Standards zu betreiben und so auch bei ausländischer Produktion »made in Germany« garantieren zu können. Erste Schritte auf diesem Weg sind bereits in die USA (North Carolina) unternommen worden, weitere Länder stehen im Fokus, wobei der Zusammenarbeit mit hiesigen Hochschulen und deren internationalen Netzwerken ein besonderes Gewicht zugemessen wird. Diese Form der Marktentwicklung erweitert das klassische Duo von Markterkundung und -erschließung zu einer Trias außenwirtschaftlicher IHK-Aktivitäten neben den traditionellen hoheitlichen Aufgaben im Bescheinigungswesen (v. a. Ursprungszeugnisse, Carnets) und vielfachen Beratungsdienstleistungen. Die »Klassiker« Markterkundung und -erschließung stecken zugleich die Felder ab, auf denen eine oberrheinische Zusammenarbeit auf Kammer- und/oder Verbandsebene greifen könnte – soweit unternehmensseitig die sprachliche Basis gegeben ist. Als Muster könnten das Länderschwerpunkt-Netzwerk dienen, in dem etwa die Hälfte der deutschen Industrie- und Handelskammern zusammenarbeiten, ebenso die Außenwirtschaftskooperation innerhalb des Baden-Württembergischen Industrie- und Handelskammertags oder zwischen den IHKn in der Metropolregion Rhein-Neckar. Die Palette des Miteinanders könnte von der zum Teil schon gegebenen gegenseitigen Öffnung von Veranstaltungen und Maßnahmen bis hin zu gemeinsamen Ausschusssitzungen, Veranstaltungen oder Delegationsreisen reichen.

Wie schon im 19. Jahrhundert kann auch im 21. Baden wirtschaftlich den Rang eines deutschen Musterländles erlangen – und die TechnologieRegion Karlsruhe heute darin jenen einer Modellregion. Als Triebfedern wirken von Forschung und Entwicklung gespeiste Innovationen und deren weltweite Vermarktung.

Als Protagonisten fungieren anpassungsfähige und weltoffene Unternehmen sowie exzellente Hochschulen und Forschungseinrichtungen, wie z. B. das Karlsruher Institut für Technologie (KIT) oder die Hochschule Karlsruhe – Technik und Wirtschaft. Die Zusammenarbeit in der Trinationalen Metropolregion Oberrhein kann hierbei auf den Feldern der Wissenschaft, der Verkehrsinfrastruktur und der Erschließung neuer Wachstumsmärkte nützliche Anstöße geben. Mehr noch gilt dies indes für das Land Baden-Württemberg – erst recht, wenn Teile Badens kein besonderes Interesse an einer ausgedehnten Zusammenarbeit am Oberrhein zeigen, wie insbesondere der Norden, der in der Metropolregion Rhein-Neckar Pfälzer Traditionslinien aufgreift, die in die Zeit vor dem Großherzogtum zurückreichen. Zuvörderst ist jedoch jeder Teilraum, ist jedes Unternehmen gefordert, seine ureigenen Hausaufgaben zu erledigen. Hierbei fallen regionale Gegebenheiten und Eigenheiten durchaus ins Gewicht, Baden indes bildet als wirtschaftlicher Bezugsraum sowie als Absatz- und Beschaffungsmarkt im Gegensatz zur globalen, europäischen, nationalen, regionalen (Land und Kammerbezirke) und selbst lokalen Ebene allenfalls eine nachrangige Größe. Ausbildung und Pflege badischer Identität dürften daher künftig kaum wirtschaftlich befeuert werden. Und ein »Wohlstandsregionalismus« könnte sich, so er sich überhaupt einmal ausprägen sollte, sowohl in größeren (Südwesten) als auch in kleineren Gebietseinheiten konkretisieren. Die wirtschaftlichen Aussichten Badens sind indes gut und werden umso besser, je mehr seine Unternehmen von einer gefestigten regionalen Basis her in die Welt ausgreifen.

Anschrift des Autors:
Dr. Udo Götschel
Hagenauer Straße 2
76829 Landau

Perspektive Oberrhein

»Mein Wunsch würde lauten: dass die besondere Lage des alten Landes Baden nicht unter dem historischen Aspekt betrachtet wird, sondern unter der Perspektive, dass der Oberrhein eine Zukunftsschiene ist, die dem Lande insgesamt sehr viel nutzen kann … Der ganze Oberrhein muss es sein, und das ist auch unsere Zukunft im Lande Baden-Württemberg.«

Rolf Böhme, in Momente 1/2002. 50 Jahre Baden-Württemberg S. 68

GROSSE LANDES-AUSSTELLUNG '12
Baden-Württemberg

BADEN!
900 JAHRE
GESCHICHTEN EINES LANDES

16.6. – 11.11.2012
SCHLOSS KARLSRUHE

Baden-Württemberg

Badisches Landesmuseum
Karlsruhe

Die Ministerpräsidenten und der Landesteil Baden

Klaus-Jürgen Matz

I

Mit der Wahl seines ersten Ministerpräsidenten Reinhold Maier (FDP/DVP) an der Spitze einer kleinen Koalition mit SPD und GB/BHE wurde das Land Baden-Württemberg am 25. April 1952 gegründet. Seither sind diesem ersten Regierungschef des noch immer jüngsten deutschen Bundeslandes acht Männer – bis auf den gegenwärtigen Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann alle aus der CDU – im Amt gefolgt. Von den somit neun Herren der Stuttgarter Villa Reitzenstein, dem Amtssitz des baden-württembergischen Ministerpräsidenten, kam nur ein einziger – Hans Karl Filbinger – aus Baden, derweil die übrigen acht aus dem württembergischen Landesteil stammten. Unter letztere muss auch Stefan Mappus gezählt werden, der zwar im altbadischen Pforzheim geboren wurde, wo er heute auch lebt, der aber doch jenseits der alten Landesgrenze aufwuchs und zur Schule ging und somit familiär wie sozial im altwürttembergischen Milieu groß geworden ist.

Mag schon diese Asymmetrie zwischen dem badischen und dem nicht so sehr viel größeren württembergischen Landesteil überraschen, ist vielleicht noch auffälliger, dass von den acht schwäbischen Regierungschefs gerade vier – Reinhold Maier, Lothar Späth, Günther Oettinger und eben Stefan Mappus – mit einer kumulierten Regierungszeit von nur eben zwanzig Jahren aus dem lutherisch geprägten Altwürttemberg stammten, während die anderen vier, die es zusammen auf eine Regierungsdauer von bis heute immerhin 27 Jahre bringen, – Gebhard Müller, Kurt Georg Kiesinger, Erwin Teufel und Winfried Kretschmann – im katholisch geprägten oberschwäbisch-vorderösterreichischen Raum geboren und sozialisiert wurden. Auffällig ist dieses Verhältnis vor allem deshalb, weil der altwürttembergische Kernraum die südöstliche oberschwäbische Großregion nicht nur nach seiner Wirtschaftskraft, sondern auch nach der Zahl seiner Einwohner und somit seiner Wähler weit übertrifft. Und noch mehr ins Auge springend ist diese Präponderanz Oberschwabens in der politischen Führung des Südweststaats, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die überaus dicht besiedelte und nach ihrer Wirtschaftskraft zweitstärkste Region des Landes, die zum badischen Landesteil gehörende Kurpfalz bei der Besetzung des politischen Spitzenamts niemals zum Zuge kam – sieht man von dem Zufall ab, dass der sozialisierte Südbadener Hans Karl Filbinger in Mannheim zur Welt gekommen ist. So muss sich gerade Mannheim als zweitgrößte Stadt des Landes, aus deren Einwohnerschaft fast ein Jahrhundert lang einflussreiche politische Eliten und auch nicht wenige Regierungschefs des untergegangenen Landes Baden hervorgegangen waren, bis zum heutigen

Tag damit bescheiden, im neuen Südweststaat mit Walter Krause immerhin einmal einen *stellvertretenden* Ministerpräsidenten gestellt zu haben – für ganze sechs, freilich sehr bewegte Jahre.

Nach diesen Erfahrungen und bei Betrachtung der gegenwärtigen Machtkonstellationen innerhalb der im Landtag von Baden-Württemberg vertretenen Parteien, erscheint es auch weiterhin kaum vorstellbar, dass jemals ein Politiker aus der Kurpfalz (oder auch aus der alten badischen Landeshauptstadt Karlsruhe) in die Villa Reitzenstein einziehen könnte. So bezeichnete die Regierungsübernahme durch eine grün-rote Koalition im Mai 2011 zwar *politisch* eine deutliche Zäsur in der Geschichte von Baden-Württemberg, hinsichtlich der *regionalen* Rekrutierung des politischen Spitzenpersonals im südwestdeutschen Bundesland indes bildete die Wahl des bodenständigen und fest im katholischen Glauben wurzelnden *Grünen*-Politikers Winfried Kretschmann zum Ministerpräsidenten eher ein Element der Kontinuität in der politischen Kultur des Landes, das äußerlich noch dadurch unterstrichen wurde, dass Kretschmann von Geburt her aus Spaichingen stammt – dem Ort, in dem die politische Karriere seines dritten Amtsvorgängers Erwin Teufel ihren Anfang nahm.

II

Reinhold Maier war fast 56 Jahre alt, als ihn die Amerikaner im September des Jahres 1945 zum Ministerpräsidenten des von der Besatzungsmacht erst kurz zuvor aus den jeweils nördlichen Teilen von Baden und Württemberg zusammengefügten Landes Württemberg-Baden bestellten. Er hatte – am Ende gar als Akteur am Rande – das Scheitern aller Pläne und Bemühungen zur Bildung eines Südweststaats während der Weimarer Jahre erlebt und in der NS-Zeit, als er seine anwaltliche Tätigkeit wegen des zunehmenden Vertrauensentzugs durch seine politisch vorsichtig gewordene Stuttgarter Klientel mehr und mehr in den nordbadisch-pfälzischen Raum verlegen musste, ein ziemlich sicheres Gespür für die Unterschiede in der Mentalität und Kultur zwischen Baden und Württemberg entwickelt. Vor diesem Hintergrund nimmt es nicht wunder, dass er sich – wie damals freilich fast alle Landespolitiker – lange Zeit nur die Wiederherstellung der alten Länder vorstellen konnte. Erst die Wende, die im Sommer 1948 mit dem Auftrag der drei westlichen Siegermächte eintrat, die Ländergrenzen in den Westzonen zu überprüfen, bewog ihn, das Ziel eines Südweststaats, in dem ganz Baden und ganz Württemberg einschließlich Hohenzollerns vereinigt werden sollten, ernsthaft in Erwägung zu ziehen und sodann auch – nach nur anfänglichen Bedenken – zielsicher zu verfolgen.

Im Vergleich mit Gebhard Müller, der ihm beim Kampf um den Südweststaat Mitstreiter, sonst aber politischer Rivale gewesen ist, war Reinhold Maier geneigt, die Gefühle der Badener und die badische Staatstradition mit mehr Rücksicht zu behandeln. Noch als Ministerpräsident von Württemberg-Baden war er eifrig darum bemüht, der ehemaligen badischen Landeshauptstadt Karlsruhe Kompensationen für den Verlust der Hauptstadtfunktion zu verschaffen, was ihm 1950/51 mit der Ansiedlung des Bundesgerichtshofs, des Bundesverfassungsgerichts, der Versorgungsanstalt des Bundes und der Länder und darüber hinaus wichtiger Institutionen des eigenen Landes auch gelingen sollte. Als im Staatsrecht nicht unbewanderter Jurist wi-

derstrebte Maier anfangs auch dem von Richard Freudenberg, einem Weinheimer Industriellen, erfundene und nach Lage der Dinge vorentscheidende Vier-Bezirke-Modus für die Durchführung einer Volksabstimmung, weil er darin mit Recht die Gefahr erkannte, dass die Bevölkerung des eigenständigen Bundeslandes (Süd-)Baden von den Einwohnern der beiden Nachbarländer überstimmt werden würde, worin er mit der überwältigenden Mehrheit der Staatsrechtslehrer seiner Zeit eine unerträgliche und im internationalen Vergleich beispiellose Bevormundung eines Staatsvolks erblickte. Es bedurfte einiger Überredungskunst vor allem der sozialdemokratischen Mitglieder seines Kabinetts, ehe Maier den Vier-Bezirke-Modus als Grundlage für die Durchführung einer Volksabstimmung zum Südweststaat gegen Jahresende 1949 schließlich akzeptierte.

Auch als erster Ministerpräsident des neuen Südweststaats behandelte Reinhold Maier die badischen Belange pfleglich. Beim Ausbau der Infrastruktur erhielt Baden – und hier insonderheit bei der Elektrifizierung der Rheintalstrecke der Bahn sowie der Verlängerung der Autobahn von ihrem vorläufigen Ende knapp südlich von Karlsruhe in Richtung Basel – Vorrang. Die Mittel, die das Land im Rahmen seiner Politik zur Entwicklung strukturschwacher Wirtschaftsregionen bereit stellte, kamen in der Regierungszeit Maiers noch ausschließlich badischen Gebieten zu Gute. Und schließlich beehrte das erste baden-württembergische Kabinett im Rahmen seiner sogenannten Orientierungsreisen badische Kommunen und Regionen überproportional häufig. Von einer Vernachlässigung des badischen Landesteils konnte in den anderthalb Jahren der kleinen Koalition aus FDP, SPD und GB/BHE somit nicht die Rede sein.

Gebhard Müller, der im Herbst 1953 Reinhold Maier im Amt des Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg beerbte, hatte in seiner Amtszeit als Staatspräsidenten von Württemberg-Hohenzollern von 1948 bis 1952 eine wesentlich konsequentere Südweststaathaltung eingenommen als sein Stuttgarter Kollege Maier. Zwar war er bereit gewesen, Leo Wohleb in der Frage des Abstimmungsmodus' entgegenzukommen, indem er dessen Forderung, nach alten Ländern durchzuzählen, noch lange akzeptierte. Als jedoch die von ihm und seinem Mitstreiter Theodor Eschenburg initiierte »informatorische Volksbefragung« im September 1950 in (Gesamt-)Baden eine hauchdünne Mehrheit für die Wiederherstellung der alten Länder ergeben hatte, schwenkte er nach nur kurzer Anstandsfrist auf den Vier-Bezirke-Modus ein, der dann im Gesetzentwurf seiner Bonner Gefolgsleute Karl Gengler und Kurt Georg Kiesinger auch niedergelegt wurde. Auch dafür, dass eine Entscheidung durch den Bundesgesetzgeber überhaupt erst möglich geworden war, trug Gebhard Müller die entscheidende Verantwortung; denn er war es gewesen, der in letzter Minute den von Eschenburg formulierten Spezialartikel 118 in das Grundgesetz einfügen ließ, ohne den – da die Westalliierten den allgemeinen Neugliederungsartikel 29 vorläufig suspendierten – die frühe und entscheidende Volksabstimmung vom Dezember 1951 nicht hätte stattfinden können.

Die konsequente Haltung Gebhard Müllers, was die Einbeziehung des selbstständigen Landes (Süd-)Baden anlangte, hatte ebenso wie die in dieser Frage anfänglich flexiblere Position Reinhold Maiers mit beider Rivalität um die Führung im neuen Südweststaat zu tun. Müller glaubte, das große Stimmpoten-

tial der CDU in (Süd-)Baden nicht entbehren zu können, um seiner Partei eine dominante Stellung auch im künftigen Staatsgebilde zu verschaffen. Eben weil er diese CDU-Dominanz fürchtete, war Reinhold Maier als FDP-Politiker längere Zeit nicht abgeneigt, wenigstens vorläufig auf die Teilnahme (Süd-)Badens zu verzichten und sich zunächst mit einem Zusammenschluss der Länder Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern zu einer Art »Groß-Württemberg«, dessen Lebensader der Neckar von seinen Quellen bis zur Mündung gebildet hätte, zu begnügen. Beider Haltung war also *auch* vom Ziel beeinflusst, der jeweils eigenen Partei eine möglichst günstige Ausgangsposition im neuen größeren Land zu verschaffen.

In seiner Zeit als Ministerpräsident von Baden-Württemberg war Gebhard Müller um Ausgleich und eine möglichst gleichmäßige Entwicklung des neuen Südweststaats bemüht. Er setzte sich 1955 bei Konrad Adenauer erfolgreich für die Ansiedlung des Kernforschungszentrums in Karlsruhe ein und willigte 1957 schließlich auch ein, den Verwaltungsgerichtshof des Landes, nicht – wie von ihm ursprünglich erstrebt – in Sigmaringen, sondern in Mannheim einzurichten. Zusammen mit den sozialdemokratischen und liberalen Kollegen in seinem Allparteienkabinett wehrte er aber konsequent alle in der CDU wiederholt aufkeimenden Pläne zur Einrichtung von Landschaftsverbänden – je eines badischen und württembergisch-hohenzollerischen – nach dem Vorbild Nordrhein-Westfalens ab, weil er davon wie die genannten Kabinettskollegen befürchtete, eine solche Zweiteilung entlang historischer Grenzen könne als Vorstufe zur Wiederherstellung der alten Länder missverstanden werden.

Bei Müllers Ablehnung von Landschaftsverbänden wird man auch in Rechnung stellen müssen, dass der Südweststaat mit dem neuerlichen Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1956 und dem daraufhin möglich gewordenen Volksbegehren in Baden, das mit einer Eintragungsquote von 15,1% im Sinne der Antragsteller höchst erfolgreich verlief, nach nur vier Jahren seiner Existenz schon wieder in Frage stand, weil sich damit der Weg zu einem Volksentscheid über die Wiederherstellung der alten Länder von Neuem eröffnete. Es sollte Gebhard Müller in einer ganz anderen Funktion jedoch beschieden sein, große Steine auf diesen Weg zu wälzen und ihn damit schon fast wieder zu verschließen. Seit Anfang 1959 Präsident des Bundesverfassungsgerichts, hatte er Anteil an dessen berühmt gewordenem »Hessen-Urteil« vom 11. Juli 1961, in dem die Ergebnisse der Volksbegehren von 1956 zum bloßen Material für den Bundesgesetzgeber herabgestuft und alle Ansprüche der bestehenden Länder auf Neugliederung zurückgewiesen wurden. Der überaus schroffe Tenor des Urteils wurde noch dadurch akzentuiert, dass den Heimatbünden, die sich in den Abstimmungsbieten gebildet hatten und also auch dem *Heimatbund Badenerland* jegliche Parteifähigkeit im Organstreit abgesprochen wurde. Mit dem Hessen-Urteil von 1961 wurde die Entscheidung über die Existenz des Landes Baden-Württemberg für viele weitere Jahre vertagt. Das Land gewann damit eine Schonfrist, die für sein Überleben entscheidend gewesen sein dürfte.

Gebhard Müller war dergestalt sowohl vor wie nach Gründung des Landes Baden-Württemberg dessen konsequentester Verfechter. Diese Haltung entsprang jedoch weder der Neigung zu einem großschwäbischen Imperialismus noch einem wie auch immer gearteten antibadischen Ressentiment. Sie wurzelte vielmehr in der Vorstellung von der engen Verwandtschaft des württembergi-

schen mit dem badischen politischen Katholizismus. Mochte das *Zentrum* in Baden, das hier mit seiner eher christlich-sozialen Ausrichtung nach 1918 zur bestimmenden politischen Kraft aufgestiegen war, im reichsweiten Spektrum der Partei auch weiter links angesiedelt gewesen sein als die doch sehr konservativ ausgerichtete Schwesterpartei in Württemberg, überwog in den Augen Müllers doch die Gemeinsamkeit beider in der engen Bindung an die katholische Kirche wie in der Frontstellung gegen die Sozialdemokratie und erst recht den politischen Liberalismus. Für Gebhard Müller war Baden mit seiner zu zwei Dritteln katholischen Bevölkerung nach Mentalität und Kultur durchaus verwandt und nah, viel näher jedenfalls als für Reinhold Maier, den altwürttembergischen Protestanten, für den die Badener ein eher buntes Völkchen darstellten, dem man zwar den Respekt des Fremden entgegen brachte, ähnlich wie ihn früher die Altwürttemberger ihren katholischen Regierungschefs Hermann von Mittnacht und Eugen Bolz bezeugt hatten, gegenüber dem das Gefühl der Alterität indes nicht weichen wollte und stets überwog. Maier und Müller wurden in ihrer jeweiligen Haltung damit stilbildend für die Zukunft. Auch bei ihren Nachfolgern im Amt konnte man beobachten, dass sich die oberschwäbisch-katholischen Regierungschefs ihrer Akzeptanz in der badischen Bevölkerung stets wesentlich sicherer wähnten, dass sie in besonderen badischen Belangen weit weniger ein Problem erkannten, als jene Ministerpräsidenten, die dem altwürttembergisch-protestantischen Milieu entstammten. Aus der Ungewissheit über den Zuspruch, den sie jenseits der alten Landesgrenze finden konnten, resultierte bei Letzteren eine Neigung, badische Empfindlichkeiten intensiver zu spüren und sie deshalb auch sensibler zu behandeln.

Eine ausgeprägte Sensibilität für badisches Traditionsempfinden und die besonderen Belange des badischen Landesteils entwickelte freilich auch der oben in die Reihe der Südwürttemberger aufgenommene dritte Ministerpräsident des Landes, Kurt Georg Kiesinger. Als »evangelischer Katholik« – sein Vater wurzelte im altwürttembergischen Pietismus, seine Stiefmutter fest im katholischem Glauben, er selbst zumindest ganz im katholischen Milieu – in Württemberg unweit der Landesgrenzen zu Baden und Hohenzollern aufgewachsen, fühlte sich Kiesinger in besonderem Maße berufen, den jungen Südweststaat, über dem bei seinem Regierungsantritt im Dezember 1958 das Damoklesschwert der Wiederauflösung durch eine zweite Volksabstimmung in Baden besonders bedrohlich schwebte, zusammenzuführen und im Inneren recht eigentlich zu begründen. Tatsächlich hat erst Kiesinger den Südweststaat wirklich konsolidiert, den Grund für die Stiftung einer gemeinschaftlichen Identität gelegt und später als Bundeskanzler schließlich auch dafür gesorgt, das – gerade auch ihn selbst – stark belastende Legitimitätsdefizit des Landes, das vom Modus wie vom Ergebnis der Volksabstimmung des Jahres 1951 herrührte, aus der Welt zu schaffen.

Schon in seinem ersten Regierungsjahr machte Kiesinger den Badenern ein besonderes Geschenk, indem er in einer 1959 in Singen am Hohentwiel gehaltenen Rede die Gründung einer Universität in Konstanz anregte. War er dabei einem spontanen Einfall gefolgt, tat er anschließend Alles, um dieses integrationspolitische Projekt gegen vielfältige Widerstände (gerade auch aus den eigenen Reihen) bis zur eigentlichen Gründung im Jahre 1964 zielsicher voranzutreiben und schließ-

lich auch umzusetzen. Freilich musste er dabei aus Gründen des Proporzes im Lande hinnehmen, dass gleichzeitig mit der bald »Klein-Harvard am Bodensee« titulierten Universität in Konstanz eine Medizinische Akademie in Ulm ins Leben gerufen wurde. Angesichts der Tatsache, dass der badische Landesteil schon vor diesen Neugründungen mit vier Hochschulen im Universitätsrang einen Vorsprung gegenüber dem württembergischen mit nur drei derartigen Institutionen besessen hatte, ließ sich dies aber auch durchaus begründen. Auf einem anderen Felde setzte Kiesinger badischer Begehrlichkeit dann aber auch klare Grenzen, indem er 1963 mit einem Machtwort im Landtag das Projekt einer Schiffbarmachung des Hochrheins bis zum Bodensee, dessen Verwirklichung die badischen Vertreter in Landtag und Kabinett im Ausgleich für den Ausbau des Neckarkanals seit 1952 in gebetsmühlenartiger Wiederholung gefordert hatten, für nicht realisierbar erklärte. Stieß er damit wohl auch einige badische Politiker und Wirtschaftsvertreter vor den Kopf, zeitigte seine Ablehnung dann aber keinerlei dauerhafte atmosphärische Folgen, weil der Ministerpräsident damit nur ein Projekt begrub, das über Anfangsüberlegungen nie hinaus gekommen war, und dessen Finanzierung allzeit in den Sternen gestanden hatte.

V

Die größte Leistung für die Konsolidierung des Landes erbrachte Kiesinger freilich erst später in seiner Amtszeit als Bundeskanzler an der Spitze einer Großen Koalition aus CDU/CSU und SPD, indem er die erstmals vorhandene verfassungsändernde Regierungsmehrheit im Bundestag 1969 nutzte, den Artikel 29 GG neu zu fassen und damit den Weg zur immer noch ausstehenden Volksabstimmung in Baden frei zu machen. Als diese am 7. Juni 1970 dann aber durchgeführt wurde und mit fast 82% ein überwältigendes Bekenntnis der Badener zum Südweststaat erbrachte, war Kiesinger schon nicht mehr Bundeskanzler und statt seiner regierte in Stuttgart als Nachfolger im Amt des Ministerpräsidenten schon seit 1966 Hans Karl Filbinger. Ob die Tatsache, dass mit diesem der erste und bislang einzige Badener Einzug in die Villa Reitzenstein gehalten hatte, für das Abstimmungsergebnis bedeutsam war, steht dahin. Wichtiger dürfte in diesem Zusammenhang gewesen sein, dass die Industrie in Baden-Württemberg eben im Jahre 1970 den Gipfel ihrer relativen Bedeutung erreicht hatte, Beschäftigung und Wohlstand auf Dauer gesichert schienen.

Die mentalen Rückwirkungen der Hochkonjunktur in den späten 60er und frühen 70er Jahre im Verein mit dem triumphalen Ergebnis der Baden-Abstimmung machten es unter Ministerpräsident Filbinger möglich, eine durchgreifende Verwaltungsreform in Angriff zu nehmen, wie sie in viel bescheidenerer Dimension unter Gebhard Müller noch gescheitert war. Unabhängig von politischen Orientierungen und beflügelt von den in dieser Zeit virulenten Omnipotenzphantasien einer »rationalen« Plan- und Lenkbarkeit aller ökonomischen, sozialen und politischen Prozesse wurde unter der Großen Koalition, die Baden-Württemberg erstmals von 1966 bis 1972 regierte, eine umfassende Gebietsreform durchgeführt, der zwei Drittel aller Gemeinden und fast die Hälfte der bestehenden Kreise zum Opfer fielen. Dabei wie beim Neuzuschnitt der Regierungsbezirke achtete man besonders darauf, die historischen Grenzen zwischen Baden und Württemberg zu überschreiten und womöglich ganz zu verwischen. So gelangten altwürttembergische Ge-

biete wie die Kreise Calw und Freudenstadt an den Regierungsbezirk Karlsruhe, derweil badisches Gebiet (freilich erst des 19. Jahrhunderts) an Main und Tauber oder am Bodensee den württembergischen Regierungsbezirken Stuttgart und Tübingen zugeschlagen wurde. Den radikalsten Bruch mit der Vergangenheit vollzog man vielleicht, indem man das altwürttembergische Schwenningen mit dem ehemals vorderösterreichischen und später badischen Villingen zur Doppelstadt Villingen-Schwenningen vereinigte. Dass dies angesichts lange angelegter Unterschiede in der gelebten Mentalität beider Städte eine glückliche Lösung gewesen ist, darf bezweifelt werden. Auch hinsichtlich des vorgeblichen Ziels einer Effektivitätssteigerung der öffentlichen Verwaltung durch eine Senkung des Personalaufwands sind Zweifel angebracht. Dafür, dass mit der Verwaltungsreform etwas gespart wurde, ist man jedenfalls nachfolgend jeden Beweis immer schuldig geblieben.

Unter der Regierung von Hans Karl Filbinger spielte das Denken im Regionalproporz zwischen badischem und württembergischem Landesteil keine große Rolle. Die Badener hatten den Südweststaat nun in freier und fairer Abstimmung voll bejaht, der Ministerpräsident war ein Badener, die Wirtschaft boomte in beiden Teilen des Landes. Wichtiger für den merklichen Rückgang badisch-württembergischer Eifersüchteleien während der 70er Jahre noch war aber wahrscheinlich die Tatsache, dass eine Mehrheit im Land in diesen Jahren ziemlich geschlossen gegen den »linken« Zeitgeist stand, gegen die sozialliberale Bundesregierung und die sie tragenden Parteien, von deren Vertretern einzelne gerade in Baden-Württemberg zuweilen gar verdächtigt wurden, »geistige Urheber« des Links-Terrorismus der RAF zu sein. Der von Filbinger selbst benutzte Slogan lautete »Freiheit oder Sozialismus«, später gesteigert zu »Freiheit statt Sozialismus«. Diese extreme Polarisierung in der Politik, der die CDU ihre Wahltriumphe von 1972 bis 1988 verdankte, überdeckte alles Andere und ließ eventuell noch vorhandene Differenzen und Divergenzen entlang der alten Landesgrenzen zurücktreten.

VI

Mit Lothar Späth zog 1978 nach einem Vierteljahrhundert erstmals wieder ein altwürttembergischer Protestant in die Villa Reitzenstein ein. In seiner Regierungszeit begann das gerade in Baden-Württemberg im bundesweiten Vergleich besonders stark entwickelte produzierende Gewerbe, das den Hauptteil der später so genannten »Realwirtschaft« ausmachte, in seiner relativen Bedeutung zugunsten des Finanzsektors und der neuen digitalen Technologien abzunehmen. Gleichzeitig wurden mediale Präsenz und Performanz immer wichtiger. Tatsächlich verlor Baden-Württemberg seine ökonomische Spitzenstellung im Kreise der Bundesländer noch in Späths Regierungszeit 1987 an Hessen, um kurz nach seinem Abgang 1993 hinter Bayern sogar auf den dritten Platz zurückzufallen. Der Ministerpräsident unternahm alles, um dieser Entwicklung entgegen zu steuern. Mit immer neuen Initiativen versuchte er, die von ihm erkannten Schwächen Baden-Württembergs auszugleichen. Durch den Zusammenschluss mehrerer Geldinstitute sollte auch im Südwesten eine Großbank von internationalem Gewicht entstehen, durch die Fusion von Süddeutschem Rundfunk und Südwestfunk eine Rundfunkanstalt von zumindest nationaler Bedeutung. Mit der Gründung neuer Kulturinstitutionen gedachte Späth, die kulturelle Strahlkraft des Landes über die Grenzen hin-

aus zu verstärken und Konturen eines Profils zu entwickeln, in dem sich Hochtechnologie und die »weichen« Faktoren einer lebendigen und weltweit beachteten Kulturszene zu einer harmonischen Gesamtheit fügten. Auf den meisten Feldern seiner Bemühungen sollte Lothar Späth indes (noch) scheitern. Das lag in widrigen äußeren Umständen wie im Beharrungsvermögen bestehender Institutionen begründet, aber auch an der Rastlosigkeit des Regierungschefs, der immer neue Initiativen entfaltete, ohne die früheren zu Ende zu bringen oder zumindest doch reifen zu lassen.

Dort, wo Späth aber doch erfolgreich war, schnitt der badische Landesteil nicht schlecht ab. Bei den Allokationsentscheidungen von Daimler-Benz, des wichtigsten Industrieunternehmens im Lande, gab das Wort des Ministerpräsidenten den Ausschlag, um die badischen Standorte in Front zu bringen. Blieb dieses Wort bei der geplanten Teststrecke in Boxberg auch ohne Bedeutung, weil das Projekt letztlich an juristischen Hürden scheiterte – bei der Ansiedlung des Zweigwerks für den Bau der Kompaktklasse in Rastatt war es schlechthin entscheidend. In Mittelbaden entstand damit ein neuer industrieller Kern mit den entsprechenden Auswirkungen auf Beschäftigung und Kaufkraft. Auch bei den beiden großen Museumsprojekten, die unter Späths Ägide verwirklicht wurden, kamen letztlich badische Standorte zum Zuge. So wurde das *Landesmuseum für Technik und Arbeit,* um dessen Sitz sich auch Stuttgart und Karlsruhe beworben hatten, 1990 schließlich in Mannheim eröffnet, derweil das *Zentrum für Kunst und Medientechnologie,* das freilich erst 1997 eigene Räume erhielt, schon 1989 in Karlsruhe gegründet worden war. Beide Institutionen haben dazu beigetragen, Baden-Württemberg als Kulturland erheblich aufzuwerten.

Erwin Teufel, der 1991 nach dem überraschenden Rücktritt Späths die Nachfolge im Amt des Regierungschefs antrat, stammte aus der Umgebung von Rottweil. Mit ihm, dem bislang die längste Regierungszeit als Ministerpräsident des Südweststaats beschieden war – freilich in ganz unterschiedlichen Regierungskonstellationen (er regierte zunächst mit der von Späth geerbten absoluten Mehrheit der CDU, 1992–1996 in einer Großen Koalition mit der SPD, danach bis zum mehr oder weniger erzwungenen Rücktritt 2005 in einer bürgerlichen Koalition mit der FDP/DVP) – zog wieder ein südwürttembergischer Katholik in das höchste Amt des Landes Baden-Württemberg ein. Teufel hatte seine politische Karriere in der Landespolitik 1972 mit der Wahl zum Abgeordneten des Wahlkreises Villingen-Wolfach begonnen. Er war dort – im Badischen! – ganz unbekannt gewesen und zunächst als Schwabe auch einigem Misstrauen im Kreise der Parteifreunde begegnet, das er jedoch mit dem Hinweis auf die einstige Zugehörigkeit seiner Heimat zu Vorderösterreich, zu dem ja auch ein Gutteil des Wahlkreises gehört hatte, rasch zu zerstreuen vermochte. Nach dieser ganz offenbar nicht ohne Eindruck gebliebenen historischen Reminiszenz, die – unausgesprochen – in der festen Bindung an die katholische Kirche als Struktur der langen Dauer ein Nachleben besaß, blieb vom »Schwaben« Erwin Teufel zumindest im Südbadischen nicht mehr viel übrig. Tatsächlich wurde Teufel kurze Zeit darauf sogar Vorsitzender der CDU Südbaden, weil seit der Verwaltungsreform die vormals württembergischen Landkreise Rottweil und Tuttlingen zum Regierungsbezirk Freiburg gehörten. Wie vor ihm Gebhard Müller und Kurt Georg Kiesinger durfte Erwin Teufel so-

mit darauf vertrauen, dass man ihm zumindest in großen Teilen des badischen Landesteils mit dem Wohlwollen verwandtschaftlicher Nähe und einer Übereinstimmung im Geiste begegnete.

Neben der neu errungenen Einheit Deutschlands, dem in den neunziger Jahren schneller denn je voranschreitenden Prozess der Globalisierung und auch der ganz persönlichen Hartnäckigkeit in der Verfolgung der einmal gesetzten Ziele trug diese Akzeptanz, die Teufel jenseits der alten Landesgrenze fand, entscheidend dazu bei, dass ihm im Bereich der Großfusionen fast alles gelang, was in der Ära Späth noch gescheitert war. In den späten neunziger Jahren entstanden nacheinander die *EnBW* durch den Zusammenschluss des *Badenwerks* mit der *Energieversorgung Schwaben* zum viertgrößten deutschen Energiekonzern, der *Südwestrundfunk* durch die Vereinigung des *Südwestfunks* und des *Süddeutschen Rundfunks* zur drittgrößten Anstalt der ARD und mit der Fusion der *Landesgirokasse* mit der *Südwestdeutschen Landesbank* schließlich auch die von Lothar Späth so heiß erstrebte Großbank in Gestalt der *Landesbank Baden-Württemberg (LBBW).* Schließlich wurden auch die beiden Landesversicherungsanstalten unter dem Dach der *Deutschen Rentenversicherung* zusammengelegt.

Wie unter den oben skizzierten Vorzeichen kaum anders zu erwarten, gab es kaum Vorbehalte aus Baden gegen diese Politik – zumal badische Belange zumindest formal beachtet wurden. So bestimmte man Karlsruhe zum offiziellen Sitz der EnBW, was insofern nur recht und billig war, als die Anteile im Landesbesitz fast ausschließlich vom staatlichen *Badenwerk* herrührten, derweil sich die EVS zum größten Teil im Besitz württembergischer Kommunen und kommunaler Verbände befunden hatte. Diese ganz unterschiedlichen Besitzverhältnisse waren das Ergebnis einer sehr unterschiedlichen Energiepolitik in den Vorgängerländern gewesen, die in Baden eine zentralistisch-staatliche, in Württemberg dagegen eine dezentral-kommunale Struktur hervorgebracht hatte. Neben Karlsruhe blieb aber auch Stuttgart Sitz des neuen Energiekonzerns und nach den bisherigen Erfahrungen wohl auch der Ort, an dem dessen strategische Entscheidungen gefällt werden. Nach außen erkennbar wurde die Nebenrolle, die badischen Standorten zugedacht war, im Falle der LBBW, die Nebensitze in Mannheim – dem zentralen Ort des alten badischen Bankensystems – und in Karlsruhe erhielt. Ob diese sich diese neben dem Hauptsitz Stuttgart angesichts gegenwärtiger Widrigkeiten in der Bankenwelt auch in Zukunft behaupten werden, steht dahin. Im Falle des Südwestrundfunks setzte die Landesregierung Stuttgart als Sitz mit Nachdruck durch. Dabei hätte sich für die Zweiländeranstalt Baden-Baden durchaus als Kompromisslösung angeboten. Dass diese nicht zum Tragen kam, lag indes nicht in der Nachgiebigkeit badischer Politiker und Institutionen begründet, sondern in jener der Landesregierung von Rheinland-Pfalz, die für den kleinen Preis einer bescheidenen Aufwertung des Standorts Mainz das politische Zentrum des so viel größeren Nachbarlandes als Sitz der Anstaltszentrale zu akzeptieren gewillt war.

Wie aus dem Vorstehenden erhellt, spielte ein badisch-württembergischer Gegensatz in der Landespolitik unter Erwin Teufel kaum noch eine Rolle. Stattdessen bemühte man sich, der regionalen Vielfalt des Landes, wie sie aus den Zeiten *vor* der napoleonischen Territorialrevolution herrührte, gerecht zu werden. In der offiziellen Festschrift des Landes zu dessen fünfzigjährigem Bestehen kam dies sinnfällig zum Ausdruck. Ein schö-

nes Zeichen der Versöhnung über die alten Landesgrenzen hinweg setzte Teufel, indem er – ebenfalls aus Anlass des Landesjubiläums – 2002 einen Kranz am Grabe von Leo Wohleb, dem Vorkämpfer für die Wiedererstehung des Landes Baden, auf dem Freiburger Hauptfriedhof niederlegte. Mancher mochte dieses Zeichen aber auch als Ausdruck vorderösterreichischer Verbundenheit lesen.

VIII

Mit Günther Oettinger zog wieder ein altwürttembergischer Protestant in die Villa Reitzenstein ein. Anders als sein Vorgänger und sein Nachfolger, deren Berufung an die Spitze der Landesregierung innerparteilich unbestritten war und ohne Diskussion erfolgte, hatte er sich erst in einer bis dahin beispiellosen Abstimmung der CDU-Basis gegen die von Erwin Teufel favorisierte rheinische Katholikin Annette Schavan durchsetzen müssen. Schavan wäre nicht nur die erste Frau im Amt des Ministerpräsidenten gewesen, sondern auch die erste Amtsinhaberin, die außerhalb des Landes geboren war. Wahrscheinlich hatte dieser letzte Punkt den Ausschlag zugunsten von Oettinger gegeben, wohl kaum seine Konfession. Im Lande verwurzelt zu sein, war bis dahin noch stets Voraussetzung gewesen, in die Rolle des Landvaters hineinzuwachsen. In diesem Kontext wird auch verständlich, dass außer Reinhold Maier, der vor seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten für kurze Zeit dem Weimarer Reichstag angehört hatte, und Kurt Georg Kiesinger, der vor seiner Regierungszeit in Baden-Württemberg Abgeordneter des Deutschen Bundestags gewesen war, keiner der südwestdeutschen Regierungschefs vor dem Amtsantritt Erfahrungen aus einer politischen Tätigkeit außerhalb des Landes gesammelt hatte.

Ganz im Stile seiner altwürttembergischen Vorgänger war sich Oettinger der Delikatesse der Baden-Frage stets wohl bewusst. Wie schon in seiner Zeit als CDU-Fraktionsvorsitzender wählte er seine Worte bei Auftritten als Regierungschef im badischen Landesteil immer vorsichtig, um nirgendwo badische Empfindlichkeiten zu wecken. Ausgerechnet die finanzielle Notlage des Hauses Baden brachte ihn im Herbst 2006 dann aber in eine heikle Situation, als die Landesregierung versuchte, dem markgräflichen Hause mit dem Verkauf wertvoller Handschriften aus der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe, die sich schon länger – ohne dass ihr rechtlicher Status geklärt war – im faktischen Besitz des Landes befanden, aus der Klemme zu helfen. Der Aufschrei über diesen als barbarisch empfundenen Ausverkauf der badischen Kulturgüter war allgemein und beschäftigte nicht nur die Öffentlichkeit in Baden, sondern in ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus. Die Landesregierung trat denn auch rasch den Rückzug an, indem sie dem Haus Baden das Schloss Salem abkaufte und den Kaufpreis aus allgemeinen Haushaltsmitteln bestritt.

Der Streit um die badischen Kulturgüter bildete den Auftakt zu einer Renaissance der Baden-Bewegung, die sich in der weiteren Amtszeit Oettingers hauptsächlich aus dem Gefühl der Zurücksetzung gegenüber der Region Stuttgart nährte. Nun waren die dort geplanten (Stuttgart 21) oder vollendeten Großprojekte wie die Landesmesse auf den Fildern schon in der Ära Teufel initiiert worden. Oettinger hatte sie gewissermaßen geerbt; es ist ihm gleichwohl – wie die überwiegende Ablehnung von Stuttgart 21 bei der Volksabstimmung vom Herbst 2011 im badi-

schen Landesteil eindrucksvoll bewiesen hat – nicht gelungen, die Gemüter in ganz Baden dauerhaft zu besänftigen und so auch die Sorge zu zerstreuen, der gewaltige Aufwand für Stuttgart 21 könne den schon wegen des Gotthard-Basis-Tunnels dringend gebotenen Ausbau der Rheintalstrecke aufhalten.

Die Regierungszeit von Stefan Mappus war zu kurz, als dass sich ein besonderes Profil seiner Haltung gegenüber Baden abgezeichnet hätte. Man wird davon ausgehen dürfen, dass er als Grenzbewohner der Sticheleien zwischen Badenern und Württembergern immer wieder gewahr wurde, doch sind davon in seiner Politik nicht einmal Spuren erkennbar. Erst 1966 geboren und ganz Mann der Wirtschaft, betrachtete sich Mappus wie einst Lothar Späth als Chef der Baden-Württemberg AG und so spielten regionale Profile und Interessen weder in seiner Regierungserklärung vom 10. März 2010 noch später in seiner kurzen Amtszeit auch nur die geringste Rolle. Auch bei seinem Nachfolger Winfried Kretschmann sind in seiner bisher einjährigen Amtszeit besondere Sensibilitäten dieser Art vorläufig nicht zu erkennen.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Klaus-Jürgen Matz
Gabelsberger Straße 19
76135 Karlsruhe

»Napoleon hätte dieses Land gemacht? Der Rhein hat es gemacht.«

»Das Badische ist in den Rhein gefasst. Nirgends ist seine Kurve so schön wie um Baden herum, so eigentümlich, so elegant, so genau, so merkbar, so unvergesslich … Diese Rheinkurve macht das Badische vollends zu einer natürlichen Einheit. Der Strom hat etwas zu bedeuten. Er spricht eine Symmetrie aus, die landschaftliche Entsprechung zwischen dem Elsass und dem oberen Badischen, die Entsprechung zwischen dem badischen Unterland und der Rheinpfalz. Berge stehen zu beiden Seiten: Schwarzwald und Odenwald hier, Hardt und Vogesen dort. … Napoleon hätte dieses Land gemacht? Der Rhein hat es gemacht.«

Wilhelm Hausenstein, Das Badische, 1930

Baden – auch ein Musterland der Ökumene?

Wolfgang Hug

Beginnen wir mit ein paar Beispielen:

- Ein katholischer Theologieprofessor (J. B. Hirscher) setzte sich mit dem Verhältnis von Kirchlichkeit und allgemeinem Christentum auseinander und entwarf ein Programm für die Einheit der Christen, begründet auf eine neue Hinwendung zur Hl. Schrift.
- Vielerorts weihten der katholische und der evangelische Stadtpfarrer gemeinsam den neuen (simultanen) Friedhof im Ort ein. Dabei wurde von beiden Geistlichen über die Gemeinsamkeiten zwischen Katholiken und Protestanten gepredigt.
- In Weilheim bei Waldshut feierten Katholiken und Protestanten die Feiertage, auch die der jeweils anderen Konfession, gemeinsam miteinander. Der katholische Dekan betonte in der Predigt u. a. »den Einen Glauben, den wir alle bekennen.«
- Im Religionsunterricht wurde in Freiburg der katholische Katechismus durch ein protestantisches Lehrbuch ersetzt; außerdem benutzte man die »Biblischen Geschichten« von Johann Peter Hebel, des evangelischen Prälaten.
- Die Konstanzer Zeitschrift für Pastoralfragen bot ein eigenes Formular für die Taufe von Kindern protestantischer Eltern an, in dem die Taufe als »Einführung in die Gemeinde der Christen« und die »christliche Kirche« erklärt wurde.
- In Freiburg fand die Einsegnung eines gemischten Brautpaares zuerst in der evangelischen, danach in der katholischen Pfarrkirche statt. Die aus der Ehe hervorgehenden Söhne sollten der Konfession des Vaters, die Töchter der Konfession der Mutter folgen.
- Das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg erlaubte ausdrücklich die Beerdigung von Protestanten durch katholische Geistliche, falls die nächste evangelische Gemeinde zu weit entfernt lag.

Dies sind alles authentisch bezeugte Fälle. Georg May hat viele in seiner Dissertation exakt belegt. Doch sie stammen nicht aus unserer Zeit, sondern aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Erstaunlich also, was man aus der Geschichte erfahren und lernen kann. Zu lernen ist dabei nicht nur, was gewesen ist, sondern auch, was möglich ist – oder was nicht. Der folgende Überblick skizziert nun die Entwicklung entlang dem historischen Zeitverlauf.

Die große Säkularisation von 1802/03 und die Napoleonische »Flurbereinigung« haben zu Beginn des 19. Jahrhunderts nicht nur die Reichskirche enteignet und zum Verschwinden gebracht. Sie haben gleichzeitig erstmals seit der Reformation in Deutschland Flächenstaaten geschaffen, von deren Bevölkerung ein erheblicher Teil dem katholischen, ein anderer dem lutherischen oder reformierten Bekenntnis angehörte. **Im jungen Großherzogtum Baden** zählte man 1820 gut zwei Drittel (704 000) Katholiken, knapp ein Drittel Protestanten (261 000 Lutheraner und 67 000 Reformierte, letztere vorwiegend aus der badisch

gewordenen rechtsrheinischen Kurpfalz) sowie 1,5 Prozent Israeliten. Die Dynastie des Landes blieb bis zum Ende der Monarchie evangelisch, während die Mehrheit der Einwohnerschaft dem katholischen Bekenntnis angehörte. Schon der Heimfall der katholischen Markgrafschaft Baden-Baden an die protestantische Markgrafschaft Baden-Durlach im Jahr 1771 hatte freilich die zwei Konfessionen problemlos politisch vereint. Markgraf Karl Friedrich zeigte sich tolerant und bewies seine Überzeugung in der Praxis.

Unmittelbar nach der Bildung des neuen badischen Staates schuf die Regierung eine Verwaltungsunion von Lutheranern und Reformierten. Nach gründlichen Verhandlungen, die Friedrich Brauer, der Schöpfer des badischen Landrechts initiiert und vorangebracht hatte, schlossen sich die beiden protestantischen Kirchen 1821 zur **Union der Evangelischen Landeskirche Baden** zusammen. Voraussetzung für die Union war ein Konsens über das Abendmahlsverständnis. In der Gründungsurkunde bezog man sich auf die Augsburger Konfession und den Katechismus Luthers sowie den Heidelberger Katechismus als dogmatisches Fundament und erklärte zugleich im § 10: »Solcherweise einig in sich und mit Christen in der Welt befreundet, erfreut sich die evangelisch-protestantische Kirche im Großherzogtum Baden der Glaubens- und Gewissensfreiheit.« Zu Letzterem konnte sich die Katholische Kirche erst im 2. Vatikanischen Konzil rund 150 Jahre später bekennen. Bereits 1821 aber entstand auch für die Katholiken in Baden ein einheitliches Band. Bis dahin hatte sich die katholische Bevölkerung am Oberrhein auf verschiedene, insgesamt acht Bistümer verteilt. Mit der Bulle »Provida solersque« schuf die päpstliche Kurie am 18. August 1821 für Baden **das Erzbistum Freiburg als Landesbistum,** dem zugleich die beiden hohenzollerischen Fürstentümer zugeteilt wurden. Zum ersten Oberhaupt der Erzdiözese wurde im Mai 1827 der damalige Freiburger Münsterpfarrer Bernhard Boll ernannt.

Klerus und Kirchenleitungen in den oberrheinischen Bistümern waren anfangs des 19. Jahrhunderts zu großen Teilen **dem Gedankengut der Aufklärung zugeneigt**. Die kirchliche Reformpolitik Kaiser Josephs II. hatte gerade in Vorderösterreich dazu beigetragen. Die Universität Freiburg war wohl die erste katholische Hochschule weltweit, die (mit Johann Georg Jacobi) einen protestantischen Rektor bekam. Ignaz Freiherr von Wessenberg, der das Bistum Konstanz bis zur Besetzung des Freiburger Bischofsstuhls 1827 leitete, galt in Rom als gefährlicher Aufklärer. In der 1. Kammer der badischen Landstände verband ihn als Vertreter der katholischen Kirche eine echte Freundschaft mit seinem protestantischen Kollegen Johann Peter Hebel. Aber auch die linksrheinischen Bistümer am Oberrhein waren theologisch durchaus der Aufklärung verbunden. Wie Stefanie Schneider in der neuen »Geschichte des Erzbistums Freiburg« zeigt, war man im ganzen Bistum weithin für eine **tolerante Beziehung zu anderen Bekenntnissen** aufgeschlossen, suchte Frieden und Verständigung und betonte die Zugehörigkeit zum überkonfessionellen Christentum. In Karlsruhe bekam die katholische Gemeinde mit der St. Stephanskirche 1810/14 ein der evangelischen Stadtkirche in Rang und Qualität ebenbürtiges Zentrum. Das zu über 90 Prozent katholische Freiburg erhielt 1807 eine evangelische Pfarrei mit eigener Kirche. An der Grundsteinlegung der später (1829) für diese Pfarrei errichteten Ludwigskirche nahm der seit 1827 amtierende Erzbischof Boll persönlich teil. Das Erzbistum stiftete einen ansehnlichen Betrag

für den Neubau. Bei der Einweihung läuteten die Münsterglocken, und nach der Festpredigt wurde ein Kind aus einer Mischehe evangelisch getauft. Mit seinen Reformen für Klerus und Liturgie hatte Wessenberg die katholische Kirche modernisiert. Im neuen Erzbistum bildete sich eine starke Synodal- und Antizölibatsbewegung. Dies alles bewirkte eine gewisse **»Protestantisierung« der Katholiken** im Badischen. Dazu kam der Einfluss des Staates, in dem die meisten leitenden Beamten dem evangelischen Bekenntnis angehörten. Im Sinne des Staatskirchen-Systems, das die badische Regierung – vom liberalen Bürgertum unterstützt – praktizierte, wurde die Rolle der Kirchen auf den inneren, seelsorgerischen Bereich zurückgedrängt.

Ein ungewöhnliches Experiment der interkonfessionellen Zusammenarbeit entstand 1833 mit der **Gründung des Badischen Kirchenblatts.** Der katholische Stadtpfarrer von Offenburg, Franz Ludwig Mersy übernahm zusammen mit dem evangelischen Pfarrer Ludwig Rinck von Egringen/Lörrach die Redaktion, der noch zwei weitere Protestanten angehörten. Im Erzbischöflichen Ordinariat begrüßte man zunächst Mersys Engagement als »achtungsvolle Begegnung, welche sich beide Kirchen schuldig sind.« Die Zeitschrift wollte dem »friedlichen und fruchtbaren Nebeneinanderbestehen … zu wechselseitigem Nutzen« dienen, wie Mersy schrieb. Ein Jahr später gingen der katholischen Diözesanleitung die Reformappelle Mersys doch zu weit, und Erzbischof Boll untersagte dem Pfarrer die weitere Mitarbeit in der Redaktion des Kirchenblatts. Dieses druckte indes weiterhin auch Beiträge katholischer Autoren ab, bis es 1844 zur rein evangelischen Zeitschrift wurde und 1845 einging.

Was erstickte im Lauf der folgenden Jahrzehnte den ökumenischen Frühling in Baden? Die beidseitige konfessionelle Entfremdung hatte mit dem Versuch der katholischen Kirche im Land zu tun, sich von **der staatskirchlichen Bevormundung** durch die Karlsruher Regierung zu befreien. Die Kirchenleitung war dem Staat gegenüber weitgehend machtlos. Der Bischof konnte keinen Pfarrer ohne staatliche Genehmigung investieren. Bei der Bischofswahl besaß der Großherzog ein bindendes Vetorecht. Als nach dem Tod des Erzbischofs Boll das Domkapitel in drei Wahlgängen nacheinander Hermann von Vicari zum Nachfolger wählte, erklärte der staatliche Wahlaufseher im Namen des Landesherrn, von Vicari sei nicht wählbar, die Wahl sei also ungültig. In einer neu angesetzten Wahl bekam schließlich Demeter (im 6. Wahlgang) die erforderliche Mehrheit mit vier von sechs Stimmen. Wer wie abgestimmt hatte, teilte der Wahlaufseher dem Großherzog namentlich mit. In der badischen Regierung blieben Katholiken notorisch benachteiligt. Für die katholische Kirchenkommission im Innenministerium wurden stets ausgeprägt aufgeklärte und staatstreue Pfarrer berufen, die ihrerseits in die innerkirchlichen Belange der Erzdiözese hineinregieren wollten. Für die protestantische Seite im Land war das staatliche Kirchenregiment weniger anstößig, galt der Großherzog doch in Personalunion als geborener Landesbischof, der in der Praxis vom obersten Prälaten vertreten wurde (sein Amt hatte bis zu seinem Tod 1826 J. P. Hebel inne). **Im liberalen städtischen Bürgertum** dominierten im Übrigen neben den protestantischen Professoren und Freiberuflern die kirchenkritischen Katholiken. Für sie war der moderne Staat der absolute Souverän, dem auch die Kirche unterstellt sein sollte.

Der erste offene Konflikt zwischen Erzbischof und Karlsruher Regierung entzündete sich am **Problem der »Mischehen«**, das

1837/40 den »Kölner Kirchenstreit« ausgelöst hatte. In Köln hatte Erzbischof Droste Vischering entgegen der gesetzlichen Regelung in Preußen, nach der in der Ehe der Vater die Konfession der Kinder bestimmt, die päpstliche Forderung durchgesetzt, dass in jeder Mischehe die Kinder katholisch zu taufen und zu erziehen sind. Der Bischof wurde darauf eingesperrt, bis der preußische König Friedrich Wilhelm IV. 1840 nachgab. Der Freiburger Erzbischof wies seinen Klerus an, bei Mischehen ebenfalls der päpstlichen Verpflichtung entsprechend zu handeln, andernfalls die Einsegnung der Ehe zu verweigern. Dass damit der Wille des protestantischen Ehepartners rigoros missachtet wurde, spielte aus damaliger katholischer Sicht keine Rolle. In Karlsruhe reagierte man (typisch badisch?), indem man für solche Fälle der Verweigerung der kirchlich katholischen Ehe die »Notzivilehe« einführte, womit man konfessionsverschiedenen Paaren einen Ausweg bot, ohne die katholische Kirchenleitung zum Nachgeben zu zwingen. Bei solchen Kompromissen blieb es aber nicht.

Nach der Revolution von 1848/49, an der sich badische Katholiken maßgeblich beteiligt hatten, wurde zwar das Bündnis von Thron und Altar im Interesse der Restauration von »Recht und Ordnung« erneuert, aber schon 1852 wagte der sonst eher friedfertige, freilich mit den »Ultramontanen« (d. h. streng romstreuen Katholiken) sympathisierende Erzbischof von Vicari **einen offenen Konflikt mit dem Staat**. Er verbot den Pfarrern, eine Totenmesse für den verstorbenen Großherzog Leopold zu halten und zwang diejenigen Geistlichen, die sich nicht daran hielten, zu Strafexerzitien in St. Peter. Beim Tod von Großherzog Karl Friedrich, der nicht weniger evangelisch war als Leopold, wurden noch an drei Tagen nacheinander Pontifikalämter mit Tumbagebet abgehalten. Von Vicari setzte auch kraft eigener Vollmacht Pfarrer ein, obwohl das dem (protestantischen) Landesherrn vorbehalten war. Das Freiburger Amtsgericht eröffnete daraufhin ein Strafverfahren gegen ihn und stellte ihn sogar acht Tage unter Hausarrest. Die badischen Katholiken solidarisierten sich spontan mit ihrem Erzbischof, und weit über die Landesgrenzen hinaus galt von Vicari als der »Athanasius der Freiburger Kirche«. Anfang der 1860er Jahre läutete der so genannte badische Schulstreit einen geradezu fundamentalen Kampf zwischen Staat und Kirche um die Oberhoheit über die geistig-kulturelle Prägung der Gesellschaft ein. Die liberal orientierte badische Regierung schaffte mit der ebenso liberalen Landtagsmehrheit per Gesetz **die »geistliche Schulaufsicht«** ab. Staatliche Schulräte ersetzten fortan die geistlichen Schuldekane. Die Pfarrer verloren ihre örtliche Schulhoheit. Dagegen rief der Erzbischof zum Wahlboykott auf. Ohne Erfolg. Es folgte das Gesetz zur Abschaffung der konfessionellen Volksschule. Zunächst konnten fakultativ so genannte Simultanschulen eingeführt werden. 1876 beschloss der Landtag **die obligatorische Simultanschule** als christliche Gemeinschaftsschule. Das Ganze war ein zentrales Element der als Kulturkampf bezeichneten Auseinandersetzung um die Wertorientierung der Gesellschaft.

Die protestantische Geistlichkeit, in der zwei Richtungen bestanden, die »Positiven« (quasi konservativen) und die »Liberalen« (fortschrittlichen), tendierte inzwischen mehrheitlich zu den Nationalliberalen, die im Landtag die Mehrheit hatten und mit **dem Kulturkampf** die Säkularisierung der Gesellschaft vorantrieben. Mit ihnen waren die im deutschen Protestantenverein organisierten badischen Protestanten (angeführt vom Leiter des evangelischen Predigerseminars Schen-

kel) eng verbunden. Das hatte fast zwangsläufig zur Folge, dass der in Baden besonders erbittert geführte Kulturkampf zur **Polarisierung zwischen den Konfessionen** führte. Diese wurde verschärft durch die Gründung einer katholischen Partei, die sich dann mit dem in Preußen konstituierten Zentrum vereinigte. Der so entstandene »politische Katholizismus« sollte die katholischen Interessen massiv in allen öffentlichen Bereichen vertreten und bewirkte einen engen Schulterschluss zwischen Klerus und Laien. Die Zentrumspartei wie auch der Volksverein für das katholische Deutschland zeigten auch in Baden vor allem unter dem Zentrumsführer Theodor Wacker entschieden ultramontane und wohl auch antiprotestantische Tendenzen. Umgekehrt hörte man von der anderen Seite auch allerhand gegen die »Katholen« gerichtete antiklerikale Töne.

Die meisten badischen Katholiken, Laien wie Kleriker, sahen sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Defensive. Auf der Gegenseite betrachtete man sie gerne geringschätzig als »inferior«. Sie dominierten in den ländlichen Teilen des Landes, während in den badischen Städten mit mehr als 20 000 Einwohnern die protestantische Bevölkerung insgesamt vorne lag. Mit der Gründung des Deutschen Kaiserreiches wurden die deutschen Katholiken zur Minderheit: Nur noch ein Drittel der Deutschen waren katholisch. Und wie der Freiburger Historiker und leitende Schriftleiter des Herder Verlags, Oskar Köhler, es einmal formulierte: »Die Repräsentanz des deutschen Geistes war protestantisch.« Da zogen sich Katholiken gern in »das katholische Milieu« zurück. Es gab zwar in Baden auch einen »katholischen Liberalismus«, als dessen Lichtgestalt der Freiburger Kirchenhistoriker Franz Xaver Kraus (1878–1901 in Freiburg) wirkte. Im Übrigen aber wanderten Intellektuelle gern zu den reformkatholischen Bewegungen ab, zuerst in den 1840er Jahren zu den Deutschkatholiken, dann in die nach dem 1. Vatikanischen Konzil 1872 gegründete Altkatholische Kirche. Sie fand im Badischen mehr Anhänger als irgendwo sonst in Deutschland. Der badische Staat bewilligte den Altkatholiken den gleichen Rechtsstatus wie der Römisch-Katholischen Kirche. Etwa 2 Prozent der badischen Katholiken wurden altkatholisch.

Entfremdung und Rivalitäten zwischen den Konfessionen wurden keineswegs dadurch überwunden, dass von den ursprünglich rund 800 Gemeinden mit rein katholischer oder rein evangelischer Einwohnerschaft die meisten nach und nach konfessionell gemischt waren. Zwar stieg die Zahl der Mischehen von rund 6 % der Eheschließungen um 1850 auf gut 15 % vor dem Ersten Weltkrieg (im Kulturkampf war die Zivilehe eingeführt worden); aber im Dorf blieb die Kundschaft beim Metzger und Bäcker wie auch im Wirtshaus nach Konfessionen getrennt, was auch für die Mitgliedschaft in vielen örtlichen Vereinen galt. Zur sichtbaren konfessionellen Spaltung trug nicht zuletzt auch die blühende Volksfrömmigkeit der Katholiken bei. Bei alledem hatte sich der **Bildungsrückstand des katholischen Bevölkerungsteils** gegenüber den Protestanten verschärft und so das soziale Gefälle vertieft. An den Universitäten und somit in den akademischen Berufen waren die badischen Katholiken extrem unterrepräsentiert. Generell wuchs der protestantische Bevölkerungsanteil im Land überdurchschnittlich an, was Erzbischof Gröber nicht zu Unrecht auch darauf zurückführte, dass die Protestanten eine deutlich höhere Lebenserwartung hatten als die Katholiken.

Die politischen Verhältnisse haben in Baden nach dem Ende der Monarchie in der

Weimarer Republik erheblich zur Entschärfung der konfessionellen Konfrontationen geführt. Als letzte gesetzliche Maßnahme der großherzoglichen Regierung war übrigens das Zulassungsverbot für katholische Männerorden aufgehoben worden. Indem das Zentrum als entschieden staatstragende Partei stets an den Regierungen in Karlsruhe beteiligt war, konnten sich auch die Katholiken voll mit dem Staat identifizieren. Die Partei blieb als politischer Arm der katholischen Kirche (stets von Geistlichen geführt) in der Schulfrage ruhig; die Simultanschule wurde nicht in Frage gestellt. Allerdings bestanden beide Kirchenleitungen auf der Forderung nach konfessioneller Lehrerbildung und hatten Erfolg damit. Insgesamt gab es zwar noch kaum interkonfessionelle Verbindungen, aber auch **kaum mehr gegenseitige Polemik**. Doch erst der politische Widerstand in verschiedenen Kreisen der beiden Kirchen gegen die NS-Diktatur führte maßgebliche Köpfe aus beiden Kirchen näher zusammen und erneuerte so den Respekt voreinander. Im so genannten »Freiburger Kreis« berieten Professoren und Kirchenvertreter beider Konfessionen (Mitglieder der Bekennenden Kirche wie auch katholische Theologen) über die politische Nachkriegsordnung. Solche Erfahrungen förderten dann nach 1945 eine schrittweise Annäherung. Ganz entscheidend war hierfür die Gründung der neuen, **überkonfessionellen Partei** der Badisch Christlich Sozialen Volkspartei (BCSV, seit 1947 CDU) mit der klaren Unterstützung durch die beiden Kirchenleitungen. Dabei hatte sich Erzbischof Gröber offensiv gegen die vom früheren Zentrumsvorsitzenden Ernst Föhr betriebene Wiederbelebung der rein katholischen Zentrumspartei durchgesetzt. Wichtig wurde zweifellos auch die im Krieg und in der Nachkriegszeit erlebte **konfessionsübergreifende Solidarität in der Not**, im Schützengraben ebenso wie beim Hamstern, um nur zwei Beispiele zu nennen. Nicht zuletzt hat auch die Eingliederung der Heimatvertriebenen zur weiteren konfessionellen »Durchmischung« und zum Abbau der Konfessionsgrenzen beigetragen.

Das Land erlebte ähnlich wie andere Teile der Bundesrepublik in den Nachkriegsjahren eine enorme **Erneuerung des religiös-kirchlichen Lebens** in der Alltagswelt. Man denke an die aufblühende kirchliche Jugend- und Vereinsarbeit, den Kirchenbau, die kirchliche Bildungsarbeit oder die Kirchenpresse. Das gab beiden Großkirchen öffentliches Gewicht und Ansehen. Die Rivalitäten konnten schwinden, da auch die sozialen Lebensverhältnisse sich stärker egalisierten. Nun fanden auch kirchliche Initiativen zur »ökumenischen« Begegnung allmählich Resonanz. Der Begriff Ökumene kam 1919 auf, setzte sich aber in der katholischen Kirche erst mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil durch. Dem 1948 gegründeten »Ökumenischen Rat« trat die Katholische Kirche nicht bei. Als Promotor der »Una Sancta«-Bewegung hatte der katholische Priester Max Josef Metzger aus dem badischen Schopfheim einen schweren Stand und fand auch trotz seiner Hinrichtung durch die Nazis nur langsam nach 1945 die gebührende Anerkennung. Auf der Ebene ganz Westdeutschlands waren 1946 auf Anregung des Paderborner Bischofs Lorenz Jäger zwei theologische Arbeitskreise mit ökumenischer Perspektive gegründet worden, der katholische unter Jägers Leitung, der evangelische unter dem Vorsitz des Oldenburger Bischofs Wilhelm Stählin. Beide wurden 1968 zum »Ökumenischen Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen« vereinigt. Daraus entstand dann nach dem Besuch von Papst Johannes Paul II. 1980 die »Gemeinsame Ökumenische Kommission«, die so

Kurienkardinal Augustin Bea

genannte »Jäger-Stählin-Kommission«. Den Gremien gehörten die beiden Theologen Karl Lehmann aus Freiburg und Edmund Schlink aus Heidelberg an. Schlink hatte in Heidelberg das erste Ökumenische Institut an einer deutschen Universität aufgebaut, war von 1952 bis 1984 Mitherausgeber der Zeitschrift »Ökumenische Rundschau« und nahm als offizieller Berichterstatter der EKD am Zweiten Vatikanischen Konzil teil. Auf der Ebene der Pfarreien gab es einzelne Geistliche in beiden Kirchen des Landes, die den Weg zur Ökumene bahnten, so in Heidelberg Pfarrer Alfons Beil, in Karlsruhe Pfarrer Richard Hauser oder in Freiburg Pfarrer Eugen Walter. Den entscheidenden Durchbruch zur Ökumene verdankte die katholische Kirche jedoch dem aus Südbaden stammenden Jesuiten und **Kurienkardinal Augustin Bea**. Er wurde in Rom Präsident des vom Papst 1960 geschaffenen »Sekretariats für die Einheit der Christen«. In dieser Position knüpfte er nicht nur zahlreiche Kontakte zu anderen Religionsgemeinschaften. Vor allem gelang es ihm und seinen Mitarbeitern, das Vatikanische Konzil zu einem klaren Bekenntnis zur Religionsfreiheit (dokumentiert in der Erklärung »Dignitatis Humanae«) und zur Gemeinschaft aller Christen zu gewinnen, das in einem entsprechenden **Ökumenismusdekret** für die Weltkirche zum Ausdruck gebracht wurde.

Engere Beziehungen suchte man zunächst mit den orthodoxen Kirchen sowie mit den Altkatholiken. Eine altkatholisch/römisch-katholische Gesprächskommission entstand 1968, die 1974 zu einer Vereinbarung über eine bedingte und begrenzte Gottesdienstgemeinschaft zwischen beiden Konfessionen führte. Weiter ging allerdings das 1985 zwischen der EKD und der Altkatholischen Kirche Deutschlands geschlossene Abkommen über die gegenseitige Zulassung zu Eucharistie und Abendmahl. Die konkrete Zusammenarbeit zwischen der evangelischen Landeskirche Baden und dem Erzbischöflichen Ordinariat kam auch nach dem Konzil erst langsam in Gang. Vorreiter waren einzelne Pfarreien sowie die Studentengemeinden oder auch das Männerwerk. Nach einem ersten offiziellen Treffen der Kirchenleitungen im März 1969 entstanden weitere konfessionsübergreifende Aktivitäten in der Jugendarbeit, der Erwachsenenbildung und bei den sozialen Diensten. Der Bann war endgültig gebrochen, als am 27. Mai 1971 Erzbischof Schäufele und Landesbischof Heidland zusammen mit Vertretern der rumänisch-orthodoxen Kirche, der altkatholischen und der evangelisch-methodistischen Gemeinde in Freiburg **einen gemeinsamen Gottesdienst im Freiburger Münster** feierten, ein wahr-

haft bewegendes Ereignis! Inzwischen hatte Pfarrer Hellmut Rave aus Baden-Baden im Auftrag der Evangelischen Landeskirche offizielle Kontakte zwischen den Großkirchen und zahlreichen anderen christlichen Kirchen und Gemeinden geknüpft und die Bildung eines gemeinsamen Gremiums initiiert. Daraus entwickelte sich die am 7. Juli 1973 in der Katholischen Akademie in Freiburg gegründete »Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg« (ACK) als ein tragfähiges **Fundament der multilateralen Ökumene.**

Die Satzung der ACK wurde von **Vertretern der verschiedensten Kirchen und kirchlichen Gruppierungen** verabschiedet: angefangen von den beiden Großkirchen sowie den Altkatholiken, den Freikirchen, von Orthodoxen und der Heilsarmee wie auch von der Herrnhuter Brüdergemeine. Die ACK gibt den Ökumene-Begriff eine bedeutende Reichweite. Für alle Mitglieder gilt absolute Gleichberechtigung: Laut Satzung kann jedes Mitglied zwei Delegierte zu den Versammlungen entsenden; bei Abstimmungen hat jedes Mitglied eine Stimme. Die Finanzierung tragen im Wesentlichen die vier großen Mitgliedskirchen mit ihren Beiträgen. Zweimal im Jahr tagt die ACK. Gegen Beschlüsse hat jedes Mitglied innerhalb einer Frist von drei Wochen ein Vorbehaltsrecht, das von der Einhaltung des entsprechenden Beschlusses entbindet. Die ACK versteht sich nicht als eigenständiger Kirchenrat. Sie will durch Beratung der Kirchenleitungen und Gemeinden sowie durch Information die ökumenische Arbeit theologisch und praktisch begründen, ein Vertrauensklima untereinander schaffen, das Bewusstsein für die Ökumene stärken und gemeinsame Anliegen in Politik und Gesellschaft öffentlich vertreten. Als erster Vorsitzender wurde Superintendent Sticher von der Evangelisch-Methodistischen Kirche gewählt. Für die Katholiken gehörte Domkapitular Dr. Herbert Gabel längere Zeit dem Vorstand an. Der langjährige Prälat für den evangelischen Kirchenbezirk Südbaden Gerd Schmoll führte einige Jahre den Vorsitz der ACK. Sein Urteil über **die Leistung der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen** in Baden-Württemberg formulierte er kürzlich in einem Interview so: »Was in den vergangenen Jahrzehnten an Annäherungen, gegenseitigem Verstehen, an der Überwindung der Fremdheitsgefühle, an Zusammenarbeit und an geistlicher Gemeinschaft gewachsen ist, kann man nur mit großer Dankbarkeit betrachten.«

Die ACK konnte im Lauf der Zeit weitere Mitglieder gewinnen; 2010 gehörten ihr 21 Kirchen und kirchliche Gemeinschaften an. Sie bildete diverse Kommissionen, u. a. für Theologie, Ökumene vor Ort, Diakonie-Pastoral, Öffentlichkeitsarbeit oder für Ausländer- und Flüchtlingsfragen. Sie konnte ihre Arbeit ausweiten und initiierte oder formulierte eine Fülle von Stellungnahmen, Materialien, Empfehlungen, Handreichungen, Vereinbarungen und Studien, von denen hier nur wenige genannt werden sollen, so z. B.

- Gottesdienst. Vielfalt in der Einheit – ein Wegweiser durch die Gottesdienste der Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften;
- Übersicht über das Ordinationsgeschehen;
- Gemeinsame Erklärung über die Rechtfertigungslehre;
- Stellungnahme zum christlichen Umgang mit Muslimen;
- Erklärung über die gegenseitige Anerkennung der Taufe (unterzeichnet von elf Mitgliedskirchen)

Ein wichtiges Thema **zur bilateralen Verständigung** zwischen der Bistumsleitung in Freiburg und der Evangelischen Landeskirche in

Baden bildete die Gestaltung der kirchlichen Eheschließung bei konfessionsverschiedenen Paaren (den früher so unschön genannten »Mischehen«. Die Nürnberger Gesetze von 1935 bezeichneten übrigens die Ehen zwischen Deutschen und Juden als »Mischehen«). Auf Bundesebene wurden bereits 1970/71 durch Kommissionen der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz Trauformulare entwickelt für evangelische Trauungen unter Beteiligung eines katholischen Pfarrers (Formular A) bzw. für die umgekehrte Kombination (Formular B). Die besondere Situation in Baden veranlasste die beiden Kirchenleitungen, 1974 ein eigenes **Formular C für gemeinsame Trauungen** zu vereinbaren, das ein ökumenisches Gleichgewicht bei der Gestaltung des Traugottesdienstes gewährleistet. In diesem Punkt erwies sich die Ökumene in Baden als echte Avantgarde, soll doch die ökumenische Trauung, wie es im Geleitwort zum Formular C heißt »die Voraussetzung dafür schaffen, dass konfessionsverschiedene Paare nicht nur die Last, sondern auch die Chance einer bewusst christlichen Lebensgestaltung erkennen können.« Ein weiterer Beitrag zur inneren Annäherung geschah dadurch, dass in das neue Katholische Gebet- und Gesangbuch »Gotteslob« 1975 insgesamt 90 ökumenische Lieder aufgenommen wurden, darunter manche aus der Feder von Martin Luther, andere vom Konstanzer Reformator Johannes Zwick und natürlich etliche von Paul Gerhardt.

1980 verabschiedeten die beiden badischen Kirchenleitungen eine gemeinsame Erklärung **»Gottesdienste und Amtshandlungen als Orte der Begegnung«**, in der die rechtlichen, theologischen und praktischen Aspekte der Begegnung und Gestaltung von Gottesdiensten, Taufen, Trauungen und Bestattungen dargelegt und für die Partner erklärt werden. Landesbischof Engelhardt und Erzbischof Saier unterzeichneten die Erklärung, die zwei Jahrzehnte später in einer Neuauflage vorgestellt und verbreitet werden konnte. **Gemeinsame Treffen der beiden Kirchenleitungen** zum Erfahrungs- und Gedankenaustausch und zum klärenden Gespräch über anstehende Probleme sind längst zur Regel geworden. Das vertrauensvolle Klima dieser Treffen gilt allgemein als wohltuend, offen und herzlich. Zwischen Erzbischof Saier und Landesbischof Fischer hat sich eine geradezu freundschaftliche Verbundenheit entwickelt, getragen von gegenseitigem Respekt und ökumenischer Zuversicht. Landesbischof Fischer hat seine überaus positive Einschätzung der interkonfessionellen Beziehungen in einem Gedenkbuch für Oskar Saier ebenso deutlich zum Ausdruck gebracht wie in einem Beitrag zum 70. Geburtstag von Erzbischof Zollitsch. Alljährlich feiern die badischen Bischöfe seit 1981 in der Woche vor Pfingsten einen gemeinsamen Gottesdienst.

Gemeinsame kirchliche Trauung

Formular C

Ordnung der Trauung
für konfessionsverschiedene Paare
unter Beteiligung der Pfarrer
beider Kirchen

Von weiteren Vereinbarungen zur verstärkten Kooperation zwischen der evangelischen und katholischen Kirche in Baden sei auf die »Rahmenvereinbarung für ökumenische Partnerschaften« zwischen evangelischen

Pfarrgemeinden in der Evangelischen Landeskirche in Baden und römisch-katholischen Pfarreien in der Erzdiözese Freiburg hingewiesen, die im Mai 2004 von Erzbischof Dr. Robert Zollitsch und Landesbischof Dr. Ulrich Fischer unterzeichnet wurde. Die »Rahmenvereinbarung« macht sich die Charta oecumenica aus dem Jahr 2001 zu eigen, verabschiedet von der Konferenz Europäischer Kirchen und dem Rat Europäischer Bischofskonferenzen. Sie hat zur Bildung einer ständig wachsenden Zahl von **ökumenischen Gemeindepartnerschaften** geführt. Nicht weniger segensreich war der Abschluss einer Charta Oecumenica socialis zwischen dem Caritasverband der Erzdiözese Freiburg und dem Diakonischen Werk der Evangelischen Landeskirche, womit den diakonisch-karitativen Werken Wege zur besseren Zusammenarbeit eröffnet wurden.

Die Fortschritte bei der Annäherung und Zusammenarbeit auf der Ebene der Kirchenleitung und Kirchenstruktur gaben Anlass zu der Feststellung **»In Baden gehen die ökumenischen Uhren anders«** (so Landesbischof Dr. Ulrich Fischer). Der Satz findet seine tiefere Bestätigung »an der Basis« im Leben und Zusammenleben der Christen im Land. In einem zum Papstbesuch 2011 vorgelegten Werk zur Selbstdarstellung der Erzdiözese Freiburg wird der Ökumene ein eigenes, großes Kapitel gewidmet. Die hier geschilderte **Vielfalt an Formen gelebter Ökumene** macht den unerhörten Fortschritt im Miteinander von Christen verschiedener Bekenntnisse bewusst, insbesondere wenn man sich an die Verhältnisse vor zwei oder drei Generationen erinnert. Gemeinsame Gottesdienste von Katholiken und Protestanten sind vielerorts selbstverständlich geworden. Bei Pfarrfesten (Patrozinien u. ä.) begegnen sich benachbarte Gemeinden beider Konfessionen. Symptomatisch für den Prozess der Annäherung ist z. B. die Niederlegung der Trennmauer in der Simultankirche von Mosbach im Jahr 2009. In der Pfarrkirche St. Maria Magdalena im neuen Freiburger Stadtteil Rieselfeld haben die beiden Kirchen ihre Gottesdiensträume unter einem Dach. Für den **»konfessionell-kooperativen« Religionsunterricht** gilt das von beiden Kirchen gemeinsam formulierte Ziel: »ein vertieftes Bewusstsein der eigenen Konfession zu schaffen, die ökumenische Offenheit der Kirchen erfahrbar zu machen und den Schülerinnen und Schülern beider Konfessionen die authentische Begegnung mit der anderen Konfession zu ermöglichen.« In einer gemeinsamen Erklärung der für **die kirchliche Erwachsenenbildung** zuständigen Einrichtungen heißt es »Wir sehen die Zukunft unserer Bildungseinrichtungen in einer engen und vertrauensvollen, auch institutionell und organisatorisch abgestimmten und vereinbarten ökumenischen Zusammenarbeit auf allen Ebenen des Handelns und sind davon überzeugt, dass dadurch die sichtbare Einheit der Kirche Jesu Christi gefördert wird.« Immer häufiger wurden in den letzten Jahren Bildungswerke beider Kirchen zu ökumenischen Einrichtungen vereinigt. Theologische Arbeits- und Gesprächskreise und Vortragsreihen (z. B. in der Katholischen Akademie Freiburg wie in der Evangelischen Akademie Bad Herrenalb) sind in der Regel **konfessionsübergreifend organisiert**.

In der breiten Bevölkerung sind konfessionelle Animositäten und Rivalitäten praktisch verschwunden. Die Erinnerung an frühere Zustände erregt meist ungläubiges Staunen. **Vieles, was gerade Katholiken von Protestanten trennte, ist obsolet geworden,** so z. B. der römische Syllabus (die Liste der von der Kirche verdammten Irrlehren), der von den Priestern geforderte Anti-Modernisten-

eid oder der Index der verbotenen Bücher. Gleichzeitig ermöglichte die intensive Zuwendung zur Bibel und die Betonung der Gemeinde im Kirchenverständnis der Katholiken eine inhaltliche Annäherung der beiden Kirchen. Seit der Anerkennung der Glaubens- und Gewissensfreiheit im Konzil wuchs auch bei Katholiken das Bewusstsein der **persönlichen Mündigkeit**.

In dem wichtigen Konzilsdokument »Dignitatis humanae« von 1965 lautete der Kernsatz: »Das Vatikanische Konzil erklärt, dass die menschliche Person das Recht auf religiöse Freiheit hat.« Und im Ökumenismusdekret heißt es »… den Menschen, die in von der katholischen Kirche getrennten Gemeinschaften geboren sind …, darf die Trennung nicht zur Last gelegt werden. Die katholische Kirche betrachtet sie als Brüder, in Verehrung und Liebe.« Seitdem »wächst die Zahl derer, die den Anspruch erheben, das die Menschen bei ihrem Tun ihr eigenes Urteil und eine verantwortungsvolle Freiheit besitzen und davon Gebrauch machen wollen«, ist im »Kleinen Konzilskompendium« zu lesen (S. 661). Walter Kardinal Kasper erklärte dazu, die Gläubigen »haben das Recht, sich in Glaubensfragen zu Wort zu melden und angehört zu werden. Zumindest sind die Gläubigen beider Konfessionen wacher geworden und verfolgen aufmerksamer, auch drängender die innerkirchlichen Entwicklungen.« In seinem 2011 erschienenen Werk »Katholische Kirche. Wesen, Wirklichkeit, Sendung« vertrat er die Auffassung: »Oft macht sich Ungeduld, Enttäuschung und Skepsis über den Fortgang auf dem ökumenischen Weg breit. In der Tat ist der Weg zum Ziel der Einheit aller Christen nach menschlicher Voraussicht wohl länger und mühseliger, als viele während des ersten ökumenischen Aufbruchs gehofft hatten« (S. 438).

In der Tat sind unter Christen aller Konfessionen die Erwartungen an Fortschritte in der Ökumene kontinuierlich gewachsen. Die begreifliche Ungeduld ist heute noch verständlicher geworden. Denn durch die Jugendlichen droht wohl auch **das Engagement für die Ökumene zu schwinden.** Aber vielleicht darf man auch hier von der Zuversicht ausgehen: »In Baden gehen die ökumenischen Uhren anders.«

Nun ist zum Schluss daran zu erinnern, dass der Blick auf die historische Entwicklung der Ökumene in Baden nicht beschränkt bleiben sollte auf die Verbindungen zwischen den christlichen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften. Es geht vielmehr in unserer Zeit auch darum, den interkonfessionellen Dialog auszuweiten auf die interreligiösen Verbindungen, insbesondere auf diejenigen des Christentums mit den beiden anderen abrahamitischen Buch-Religionen, **dem Judentum und dem Islam**. Es wäre freilich unangemessen, dies hier als ein Anhängsel dem Dargestellten anzufügen. Nur so viel sei angedeutet: Es ist klar, dass gerade die Aussöhnung mit den Juden kein Proprium der badischen Entwicklung darstellt. Sie ist auch keineswegs primär das Ergebnis interreligiöser Verständigung, wobei die These, die Konfessionen und Religionen könnten nicht genug voneinander lernen, besonders deutlich zutrifft auf den **Erkenntnisaustausch in der Bibelforschung**. Insgesamt darf man dankbar feststellen, dass gerade die christlich-jüdische Zusammenarbeit im Badischen überaus fruchtbar verlief und unentwegt ausgebaut wird. Vieles ist Frau Gertrud Luckner und ihrem Einsatz zu verdanken, nicht zuletzt die Gründung des »Freiburger Rundbriefs« als Organ der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Vielleicht ist es auch kein Zufall, dass die einzige deutsche **Hochschule für Jüdi-**

sche Studien auf badischem Boden, nämlich in Heidelberg geschaffen wurde und vorzüglich gedeiht. Es wird auch nicht viele deutsche Städte geben, deren Oberbürgermeister die »Wege der Versöhnung« in seiner Stadt in so eindrucksvoller Weise zu bilanzieren vermag wie Rolf Böhme in Freiburg mit seinem Buch mit dem Untertitel »Vom Umgang mit dem Holocaust in einer deutschen Stadt.«

Was den **Umgang von Christen mit Muslimen** hierzulande betrifft, seien ganz zum Schluss aus einem jüngst veröffentlichten Interview der Pfarrerin der Mannheimer Citykirche, Frau Ilka Sobottke, einige Sätze zitiert. Sie erklärte »Mannheim hat eine eigene Tradition der Offenheit gegenüber anderen Religionen.« Und zur Frage, was sich Muslime und Christen zu sagen habe, antwortete sie: »Wir sitzen doch in einem Boot, weil wir als Religionsgemeinschaften verantwortlich gemacht werden für den Unfrieden in der Welt.« Und als Vorsitzende der »Christlich-Islamischen Gesellschaft« (CIG) gab sie auf die Frage, ob Christen und Muslime auch gemeinsam beten können, die klare Antwort: »Wir glauben an den einen Gott. Wir beten gemeinsam und nennen es Friedensgebet.«

Literatur mit Nachweisen

Georg May: Interkonfessionalismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Paderborn 1969.

Herbert Gabel: Ökumene im Erzbistum Freiburg, in: Das Erzbistum Freiburg 1827–1977, hg. vom Erzbischöflichen Ordinariat. Freiburg 1977, S. 187–189.

Hans Mayr: Die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Baden-Württemberg, in: Heinz Sproll und Jörg Thierfelder (Hrsg.): Die Religionsgemeinschaften in Baden-Württemberg. Stuttgart 1984, S. 326–330.

Gabriele Blod u. a.: Kirchen und Religionsgemeinschaften in Freiburg, in: Heiko Haumann und Hans Schadek (Hrsg.): Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 3. Stuttgart 1992, S. 485–513.

Heinz-Albert Raem: Die ökumenische Bewegung, in: Katholiken in der Minderheit (= Geschichte des kirchlichen Lebens Bd. III), hrsg. von Erwin Gatz. Freiburg 1994, S. 143–212, bes. 173–185.

Ökumenische Wege in Geschichte, Gegenwart und Zukunft. 30 Jahre Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg 1973–2003, hg. von Johannes Ehmann. Reutlingen 2003.

Stefanie Schneider: Interkonfessionelle Begegnungen und Ökumene, in: Heribert Smolinsky (Hrsg.): Geschichte der Erzdiözese Freiburg, Bd. 1. Freiburg 2008, S. 623–644.

Ulrich Ruh: Ökumene (mit einem Interview mit Gerd Schmoll), in: Lebenswelten Glaubenswelten. Die Erzdiözese Freiburg, hrsg. von Fridolin Keck. Freiburg 2011, S. 181–193.

Dominik Burkhard: Kulturkampf – Kulturkämpfe. Vom Epochenphänomen zum Symbolbegriff, in: Reinhold Weber/Peter Steinbach/Hans-Georg Wehling (Hrsg.): Baden-württembergische Erinnerungsorte. Stuttgart 2012, S. 196–207.

Freiburger Rundbrief. Zeitschrift für christlich-jüdische Begegnung. Begründet von Gertrud Luckner. Postfach 5703, 79025 Freiburg.

Bei uns daheim. Islam in Baden-Württemberg. Reutlingen 2012, S. 34–35.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Wolfgang Hug
Hagenmattenstraße 20
79117 Freiburg

Orte philosophischen Denkens: Freiburg und Heidelberg

Heinrich Hauß

»Niemals wird Philosophie erdacht im Nirgendwo«

Ronald Bruzina, Edmund Husserl & Eugen Fink, S. 1

I. Philosophie an einem besonderen Ort zu einer bestimmten Zeit

»Orte verleihen Authentizität durch die Möglichkeit der Lokalisierung: Hier hat etwas stattgefunden, hier ist entstanden, was das Denken in Anspruch nimmt und in Anspruch nehmen wird«.

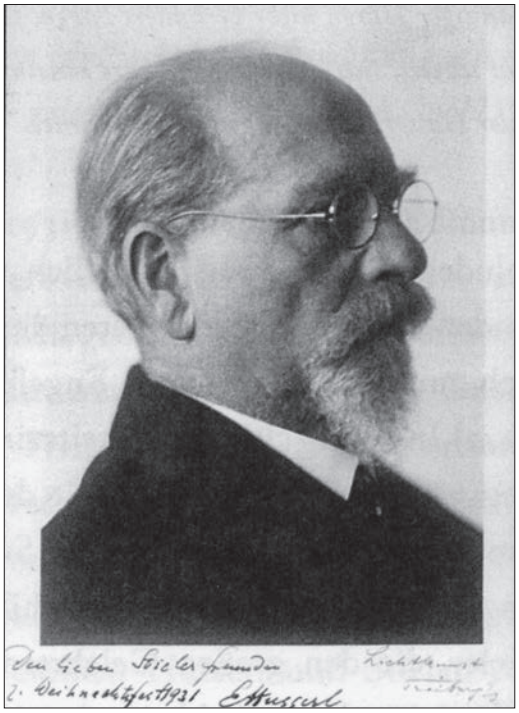
Günter Figal

Philosophie ist die Arbeit eines bestimmten Menschen zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort[1]. Natürlich wohnen Philosophen an bestimmten Orten und lehren an bestimmten Universitäten. Das macht aber noch nicht einen Ort philosophischen Denkens aus. Von dem Ort muss ein wirkungsmächtiges Denken ausgehen. »Augenblicke von großer Intensität«. Die Bedeutung eines Ortes hat Günter Figal im Zusammenhang mit Heideggers Hütte so zum Ausdruck gebracht: »Hier hat etwas stattgefunden, hier ist entstanden, was das Denken in Anspruch nimmt und in Anspruch nehmen wird.«[2]. Die Faszination eines solchen Ortes hängt von der Dichte der Ereignisse, des Denkens und den menschlichen Beziehungen ab. Das schließt »zwischenmenschliche Tragödien« mit ein. Vor allem das menschliche Verhalten der Kontrahenten wird zur Intensität beitragen. Handelt es sich bei solchen Orten doch auch um Orte, an denen sich die Philosophie hätte bewähren müssen oder auch bewährt hat. Das trifft für das Freiburg der Jahre 1928–1938 in besonderer Weise zu. 1916 wurde Husserl Nachfolger Rickerts (1863–1936), der nach Heidelberg gegangen war, um die Nachfolge Windelbands (1848–1915) anzutreten. 1928 wurde Husserl emeritiert, und Heidegger kam nach Freiburg. Eugen Fink, der Assistent bei Husserl, hörte bei beiden! Heidegger brach kaum zwei Monate nach seiner Berufung den Kontakt zu Husserls ab. An der Beerdigung Husserls am 29. April 1938 nahm Heidegger nicht teil. Fink dagegen »teilte das Schicksal seines Lehrers und hielt ihm die Treue bis in den Tod«[3], begleitete Husserl in die akademische und kulturelle Verbannung.

II. Freiburg 1928–1938: Edmund Husserl und Eugen Fink

»In Freiburg hatte Husserl die entscheidensten Jahre der Hingabe an die reine philosophische Forschung verbracht.«

Ronald Bruzina



Edmund Husserl

In seinen Erinnerungen hat der Philosoph Hans Jonas die Wahl seines Studienortes 1921 so beschrieben: »Freiburg wählte ich als Student, weil es den Ruf hatte, sehr schön zu sein, vor allem deshalb, weil ich davon gehört hatte, dass dort der berühmte Philosoph Edmund Husserl lehrte[1]. Seit Husserl den Lehrstuhl in Freiburg angetreten hatte, war die Freiburger Universität nicht nur der philosophische Mittelpunkt, sondern der deutschen Philosophie überhaupt« (Löwith).

Als Eugen Fink (11. 12. 1905–25. 7. 1975) im Wintersemester des Jahres 1925 nach Freiburg kam, war Husserl eine starke Gestalt, auf der Höhe seiner intellektuellen Reife, der führende Philosoph in Deutschland. Für Husserl war zu diesem Zeitpunkt Heidegger der wichtigste Philosoph der nachfolgenden Generation. In Freiburg begann damit der erste Akt des zwanzigjährigen Dramas zwischen Husserl und Heidegger, zwischen Husserls Phänomenologie und der Karriere Heideggers.

1928 wurde Fink mit 23 Jahren Assistent des inzwischen 69 jährigen Husserl und nach zwei Jahren erster Assistent Husserls, nachdem sich Ludwig Landgrebe, bisher erster Assistent, seiner Habilitationsarbeit widmete. Mit Ende des Wintersemesters 1928 wurde Husserl emeritiert, 1928 kam Heidegger nach Freiburg und las im Wintersemester »Einführung in die Philosophie«. Die Situation in Freiburg war nun so: Hier war Husserl nach der Emeritierung frei von Verpflichtungen, der sich höchster Ehrungen in und außerhalb Deutschlands erfreuen konnte, und hier war Heidegger mit »Sein und Zeit« das jeder verstanden zu haben schien als »eine radikale Wende in der Auffassung, wie Philosophie unter dem Titel Phänomenologie betrieben werden sollte«[2]. Nach der Lektüre vom »Sein und Zeit« wurde Husserl klar, »dass er anstelle eines Nachfolgers, einen Gegenspieler« auf seinen Lehrstuhl gesetzt hatte.[3] »Einen außerordentlich begabten dazu, dessen Gegenwart in der Philosophie seine eigene überschattete. Heideggers Scharfsinn machte Husserls eigenes Werk düster und schwerfällig«[4]. Fink hatte nun mit zwei wirksamen Philosophien zurecht zu kommen, denn natürlich hörte er auch Vorlesungen bei Heidegger, Beim Rigorosum Finks war Husserl Referent und Heidegger Koreferent (13. Dezember 1929)! Die Zusammenarbeit Husserls mit Fink in den Jahren 1925–1938 hat Bruzina treffend den »Freiburger phänomenologischen Workshop«[5] genannt. Das Zusammentreffen mit Husserl und die Teilnahme an seiner Arbeit bezeichnete Fink im Rückblick als »Glücksfall für mein Innenleben«, gleichzeitig war es aber auch ein »politisches Verhängnis und eine Bedrohung

meiner äußeren Existenz«[6]. Ab Oktober 1929 verkehrte Fink regelmäßig im Hause Husserl in der Lorettostraße 40. Die Hoffnung, die Husserl auf Heidegger als seinen Nachfolger gesetzt hatte, übertrug er nun auf Fink, denn er hatte ein ausgezeichnetes Wissen von den Manuskripten Husserls und war nach Meinung Husserls geeignet, sein Werk fortzusetzen. Von der untergeordneten Stellung eines Assistenten wurde die Beziehung zu Husserl zu einer »unabhängigen fruchtbaren Zusammenarbeit« und schließlich zu einer »einmaligen intellektuellen Symbiose.«[7]. Die Phänomenologie ist ein Programm, das nicht einfach mit Husserl und seinen Schriften identifiziert werden kann. Es ist ein Programm, das auf dem Höherpunkt seiner schöpferischen Phase ein Gemeinschaftsunternehmen ist[8].

III. Eine außergewöhnliche philosophische Situation

»Hier war Heidegger, hier war Husserl«

Bruzina hat sehr eindrücklich die »außergewöhnliche philosophische Situation der Jahre 1929–1930« beschrieben: »Hier war Martin Heidegger, der Vorlesungen hielt mit verblüffender Originalität und Einsicht, der erwählte Nachfolger Husserls, der sich offen auf eine Auseinandersetzung mit dem vormals unentbehrlichen Gönner einließ. Und da war Husserl, ein Beispiel konzentrierter und akribischer phänomenologischer Studien, erschüttert von der Erkenntnis, dass ›sein‹ Heidegger ein Mensch war, anders als er gedacht hatte. Eine Gestalt, dessen philosophische Entwicklung eine ernst zu nehmende Herausforderung war gegenüber all dem, was Husserl als sicheres Fundament seines Lebenswerkes gehalten hatte. Und da stand Fink, der erst vor kurzem seinen Doktorgrad errungen hatte, während er die Vorlesungen beider Männer besuchte. Im Strudel der Unterschiede war er gezwungen, seinem eigenem Denken nach zu gehen«[9]. Der Philosoph Hans Jonas (1903–1993) hat den Unterschied zwischen der Philosophie Husserls und Heideggers allgemein verständlich so charakterisiert:

»Husserl sprach von der Analyse des Bewusstseins. Heidegger sprach von Weisen des Daseins. Bewusstsein hier, Dasein dort, das war mehr als eine terminologische Unterscheidung. Für Husserl war das reine Bewusstsein, in dem sich die Welt aufbaut, im wesentlichen in so genannten noetischen Akten, d. h. Akten des Erkennens, des Wissens, angefangen mit der Perzeption, als Sinneswahrnehmung: wie Gegenständlichkeit aufgebaut wird im Bewusstsein, und dann aufsteigend bis zu den geistig abstrakten Formen, in denen die Welt im Bewusstsein organisiert wird. Die Welt war sein Produkt, ein Produkt des Bewusstseins… Dagegen Heidegger: Heidegger sprach vom Dasein und nicht von dem Dasein, das in Wissensakten sich die Welt vorstellt, sondern vom Dasein dessen Seinsweise Sorge ist, dem es um etwas geht«[10]. Hannah Arendt hat später bemerkt, dass es in Freiburg einen gibt, »der die Sachen, die Husserl proklamiert hat, wirklich erreicht« (1988).

Hans Jonas kommt bei der Beurteilung der späten Jahre Husserls zu folgendem Urteil: »Bei Husserl war klar, dass er ein bedeutender alter Meister war, aber sein Denken war gewissermaßen abgeschlossen, und er glaubte sich im Besitz der Methode, welche die Philosophie befolgen musste, um der Wahrheit näher zu kommen«[11]. Er war aber »die bedeutendste Figur des philosophischen Lebens der vergangenen Generationen in Deutschland«[12].

IV. Die entscheidenden Jahre Husserls in Freiburg

»Freiburg, diese Stadt, die Husserl berühmt gemacht hat«
Hans Jonas

»In Freiburg hatte Husserl die entscheidendsten Jahre der Hingabe an die reine philosophische Forschung verbracht«[13], aber es muss auch erwähnt werden, dass »innerhalb eines Jahres nichts vom dem, was von seinem Leben und seinem Denken übrig geblieben war, in jener Stadt übrig blieb«[13]. »Das lange Freiburger Gespräch« zwischen Husserl und Fink war beendet. Husserl wurde als Emeritus die Beurlaubung wegen nicht arischer Abstammung entzogen, 1935 wurde ihm die Lehrerlaubnis entzogen. Fink hat ab 1933 Husserl in den Ausschluss vom akademischen und kulturellen Leben begleitet.

Husserl starb am 27. April 1938. Der Franziskanerpater Herman Leo Van Breda (1911–1974) brachte den Nachlass Husserls nach Leuwen in Belgien. Fink emigrierte am 16. März 1939 nach Belgien. Die Phänomenologie hatte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Spuren hinterlassen, für die zweiten Hälfte war diese Art von Philosophie eher uncharakteristisch. Sie hatte zu ausschließlich und in paradoxer Weise versucht, »sich in das Menschliche jenseits des Menschlichen hineinzubewegen«[14]. Am 3. Juli 1959 hat Fink die Philosophie Husserls treffend so charakterisiert: »Husserls Spätphilosophie ist nicht wie eine eingebrachte Ernte, ein bleibender kultureller Besitz des Geistes, ein Haus, in dem man seinen Wohnsitz aufschlagen kann. Alles ist offen, jeder Weg führt zu einem freien offenen Raum. Sie ist eine unbehagliche, herausfordernde und beschwerliche Philosophie, die keinen Nutzen hat für den Parteigänger und Anhänger, dass sie vor allem jeden auf den Weg schickt, sich eigene Gedanken zu machen.«[15].

V. »Weltenverschiedene« Eindrücke

Gadamer, der im Sommersemester 1923 bei Husserl und Heidegger studierte, hat später Husserl charakterisiert: »Dem Äußeren nach sah Husserl damals wie der typische Geheimrat des Epoche aus, selbstbewusst, von seiner Mission ganz durchdrungen. Er hielt allen Ernstes seine Arbeit für die einzige Rettung der Welt vor dem Untergang, nämlich dem Verfall in tödlichen Skeptizismus, Relativismus und Nihilismus. Mit Panama und Regenschirm vor allen Unbilden geschützt, mit einer goldenen Uhrkette über der Weste und mit seinem strengen Blick durch die Brille, mit dem er jeden ansah, hatte er schon etwas Imponierendes. Es war ein unbeirrbarer Ernst, mit dem er sich seiner Lebensaufgabe bewusst war und mit dem er ihr entschlossen diente«[16]. Max Müller von 1946 bis 1960 Ordinarius für Philosophie in Freiburg beurteilte Husserls Denken skeptisch: »Allerdings blieb unterschwellig immer der Eindruck. dass dies Denken und dieser Denker primär noch zur großen verehrungswürdigen Vergangenheit europäischen Bürgertums gehörten und … kein schon vollzogener Aufbruch in eine neue Epoche abendländischer Denkgeschichte sei«[17].

Den Eindruck, den Husserl machte, war ganz anders und weltenverschieden von dem, den man von Heidegger erhielt. Der provozierenden Unbürgerlichkeit und gewollten Neuartigkeit von Erscheinung, Vortragsweise und Sprache, der Intensität des »Auf-einem-Zutretens« bei Heidegger stand bei Husserl eine wohlwollend, geheimrätlich-väterliche Freundlichkeit gegenüber; man wurde nicht

in einen Fragestrudel hineingerissen, sondern durfte einem Monolog aufmerksam lauschen und ihn bedenken.[18]

VI. Der Philosoph. »der zwischen zwei Giganten lebte«

Eugen Fink Ordinarius für Philosophie in Freiburg

Fink, der zwischen zwei Giganten lebte – Husserl und Heidegger –, sich aber von ihnen nicht erdrücken und zerreiben ließ, sondern beiden standhielt und eine eigene Stellung erarbeitete[16]. Fink war nicht einfach ein Fortsetzer Husserls, ein Nachfolger, sondern er entfaltete sich zu einem absolut eigenständigen Denker[17].

Nach dem Kriege setzt sich bei Fink eine Neuorientierung durch.

»Fink befasst sich mit Phänomen des gewöhnlichen Lebens in ihren einfachen alltäglichen Versuchsausgangspunkten – z. B. Leben und Tod, Technologie, politische Macht, Liebe, Spiel, Charakterzüge des Lernens und Lehrens«[18].

Fink hat sich 1946 an der Freiburger Universität habilitiert und wurde 1948 Ordinarius für Philosophie und Erziehungswissenschaften.

Fink wurde im Sommersemester 1971 emeritiert und starb am 25. 7. 1975 in Freiburg.

Jan Patocka hat in einem Brief an Fink am 30. März 1975 Finks »tiefe Menschlichkeit und Generosität« gerühmt, »Man erinnert sich dessen, was Du an Treue geleistet hast für Husserl – und dann wiederum für Heidegger, als beide im Bann waren«[19]. Während der Zeit, in der Heidegger Lehrverbot hatte (bis 1952), »wurde Fink zu einem seiner hauptsächlichsten Gesprächpartner«[20]).

An Jan Patocka schreibt Fink im Jahre 1968: »Die Lehrtätigkeit macht keine Freude mehr, die Stundeten sind an schwierigen Sachen völlig uninteressiert, der Niveau-Verfall hat schlimme Ausmaße angenommen« (30. 12. 1968). Und schließlich einige Monate nach seiner Emeritierung: »Ich bin froh emeritiert zu sein. Die Universität ist im offenen Verfall« (22. 12. 1971).

VII. Martin Heidegger

Martin Heidegger

1. Das Pathos des Augenblicks und die »Intensität philosophischen Wollens«

Den weltweiten Ruf, den die Universität Freiburg besitzt, verdankt sie auch, und nicht zuletzt, dem Denker Martin Heidegger[1]. »Heideggers Auftreten als junger Freiburger Universitätslehrer machte in den ersten Nachkriegsjahren wahrhaft Epoche«[2]. Mit

Heidegger wird die Intensität zu einem philosophischen Thema. Nach Löwith überragte Heidegger »durch die Intensität seines philosophischen Wollens alle anderen Universitätsphilosophen«. Aber er übte auch eine »diktatorische Macht über die jungen Gemüte« aus, obwohl niemand von seinen Hörern verstand, worauf er eigentlich abzielte[3] Besonders für Heidegger gilt die Intensität von Ort und Person: »Es gibt Intensitäten, die eine Person und eine Ort verbinden können.«[4] Für Heidegger sind es drei Orte Meßkirch, die Universität in Freiburg und die Hütte in Todtnauberg. Überhaupt ist für Heidegger die »Verwurzelung an einem Ort« charakteristisch. Mit dem »einen Ort« sind wohl Freiburg und die Hütte gemeint.

Jeff Malpass hat in seiner Studie den »Ort« als das »zentrale Konzept« von Heideggers Denken analysiert. »Das Denken des Ortes, das in Heideggers Werk gefunden werden kann, ist so ein Denken«, … das »an Orten und Räumen vorkommt, mit denen er vertraut war und in die sein Denken eingebettet war – nicht nur Meßkirch, Freiburg und Todtnau im Schwarzwald, sondern auch der besondere ›Topos‹ des Vorlesungs- und Seminarraumes und des philosophischen Essays.«

»Der Ort, an dem wir unser Philosophieren beginnen, der Ort, an dem das philosophische Fragen zuerst auftritt, ist der Ort, an dem wir uns zuerst selbst finden«. »Indem wir uns ›in‹ der Welt vorfinden, finden wir uns schon an einem Ort«[5].

2. Heidegger »Bei diesem Mann will ich einmal im Seminar sitzen«

Die Bedeutung Freiburgs für Heidegger im Jahre 1928 beschreibt der Philosoph in einem Brief an Karl Jaspers. »Freiburg wird noch einmal die Probe für mich werden, ob etwas von Philosophie da ist oder ob alles in Gelehrsamkeit aufgeht« (24. 11. 1928).

»Von ›Sein und Zeit‹ ging eine magische Ausstrahlung aus.« So beschloss Max Müller, der später Nachfolger auf dem Heidegger Lehrestuhl wurde, »bei diesem Mann will ich einmal im Seminar sitzen«[6]. Und Walter Biemel schrieb, »Heidegger hören zu können, in seinem Seminar arbeiten zu können, schien mir ein einzigartiges Glück zu sein«.[7] Die spürbare Intensität und der undurchdringliche Tiefgang von Heideggers geistigem Antrieb ließ alles andere verblassen und machte uns Husserls naiven Glauben an eine endgültige philosophische Methode abspenstig. Hannah Arendt berichtete, »dass es ein Gerücht gab, das die Studierenden nach Freiburg und etwas später nach Marburg lockte. Es besagte, dass es einen gibt, der die Sachen, die Husserl proklamiert hatte, wirklich erreicht«. Und »das Gerücht sagte es ganz einfach. Das Denken ist wieder lebendig geworden«[8]. Das galt auch für die »überraschende Wirkung« Heideggers nach dem Zweiten Weltkrieg. »Wer in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland Philosophie studierte und etwas auf sich hielt, ging nach Freiburg, um bei Heidegger hören zu können«[9]. Und schließlich zog die »in Freiburg begründete philosophische Tradition über den Rhein«[10].

Die Vorlesung »Die Grundbegriffe der Metaphysik. Welt – Endlichkeit – Einsamkeit« vom Wintersemester 1929/30, ist »wohl die bedeutendste, die Heidegger gehalten hat, und schon fast ein zweites Hauptwerk«[11]. Philosophie wird gedeutet als »der Wirbel, in den der Mensch hineingewirbelt wird« (GA 29/30).

»Die Universität war und blieb für ihn bis zu seinem Tode etwas unerhört Großes«

(Müller S. 20). Aber »das im Feld Philosophie besonders berühmte Freiburg und das kleine unbedeutende oberschwäbische Meßkirch – diese beiden Heimaten haben sich bei ihm nie zu einer bruchlosen Einheit gefügt«[12].

3. Heideggers Hütte in Todtnauberg

»Es gibt Intensitäten, die eine Person und einen Ort verbinden können«.

Andrew Benjamin

Heideggers Hütte in Todtnauberg

Das Leben in der Stadt Freiburg und an der Universität bezeichnete Heidegger als »unten«. Das Leben auf der Hütte war »oben« (Sharr).[13] Von der Stadt schrieb er, dass »dieses weiche Zeug hier unten« einem »auf die Dauer ruiniere«. »Ich fahre auf die Hütte – freue mich sehr auf die starke Luft der Berge« (an Jaspers). An Elisabeth Blochmann schreibt Heidegger: Die Hütte »bleibt doch die günstigste Bedingung für das Denken« (21. 3. 1948). Und »sobald ich ganz in der Einsamkeit hier oben bin, springt mir alles zu« (18. 9. 1932). Nach Heidegger ist jede Philosophie »Philosophie ihrer Zeit« (GA 28, S. 344) und so lässt sich besonders im Hinblick auf Heideggers Hütte hinzufügen, auch Philosophie eines bestimmten Ortes.

Die Hütte war für Heidegger eine Möglichkeit, einen besonderen Typus von Arbeit zu machen. Philosophie und Ort haben sich gegenseitig orientiert. Figal sieht in ihr einen Ort, »an den dieses Denken so gehörte wie sonst nirgendwohin«[14].

»Die Hütte ist ein Ort, der offen ist für das Kommen und Gehen des Lichts, für das Aufblühen und Brachliegen der Erde und so auch für die Bewegung des Kommen und Gehens, das Hervortreten und Zurückgehaltenheit selbst. Tag und Nacht, das Aufkommen des Windes, Schneefall als weiße Verdeckung – in all dem rührt das Geschehen des Sichöffnens und Verschließens auf einfache und deshalb besonders eindrückliche Weise an«[15]. Und Adam Sharr schreibt:

»Das Denken in Todtnauberg war nicht nur seines, es hatte sein eigenes Gesetz«[16]. Das bedeutet, dass sich von der Hütte »eine besondere, verpflichtende Beziehung zwischen Philosophie und dem Ort« ableitet.[17]

4. 25. Juli 1967: Eine epochale Begegnung

Celan, der jüdische Dichter und Heidegger, der deutsche Denker

»Von entfernten Horizonten her sind sie sich einander begegnet«

Hadrien France-Lanord

Am 24. Juli 1967 las Paul Celan (1920–1970) aus seinen Werken vor weit über tausend Zuhörern im Auditorium Maximum in Freiburg[18]. »Deutsch war seine Muttersprache und die Sprache der Mörder seiner Mutter« (Friederike Antschel, geb. Schrager). Die Lesung war nach Celan »ein außerordentlicher Erfolg«.

Anlässlich der von Gerhart Baumann[19] veranstalteten Lesung[20] schlug Heidegger für den 25. Juli 1967 vor, in den Schwarzwald zu fah-

Paul Celan

ren. Zunächst wandte Celan ein, »dass es ihm schwer falle, mit einem Mann zusammen zu kommen, dessen Vergangenheit er nicht vergessen könne«. Trotz der Bedenken fuhr Celan mit Gerhard Neunmann, einem Assistenten Baumanns, und Silvio Vietta in den Schwarzwald zum Besuch von Heideggers Hütte in Todtnauberg.

Das von Neumann als »epochale Begegnung« bezeichnete Treffen hat P. Celan in einem Brief an seine Frau Gisele (2. 8. 1967) übernommen. »Der staatenlose Dichter rumänischer Herkunft, erzogen in der jüdischen Geisteswelt, und der schwäbische Denker, in seiner Bildung Griechenland nachbarlich zugetan – von derart entfernten Horizonten her sind sie einander begegnet«[21]. Eine »seltene Configuration« (Baumann).

»Celan, der Dichter – der jüdische Dichter – kam mit einer einzigen, aber genauen Bitte zu Heidegger – dem deutschen Denker: dass der Denker, … der sich auf das eingelassen hatte, aus dem Auschwitz hervorgehen sollte und der darüber ein völliges Stillschweigen gewahrt hatte, sich entschuldigt«[22].

Für Celan »war alles gegenwärtig. Kein Lebensmoment, das nicht bedrohlich gewesen wäre von unheilvollen anderen Augenblicken, die jede andere als Vergangenheit und abgetan fortgeschoben hätte. Er konnte es nicht«[23]. Dann die Altersstufen: der 47jährige Dichter und der 78jährige Denker. »Eine Verständigung war bei einander so entfernten Altersstufen schwerlich zu erhoffen«[24]. Celan hatte seit Ende 1951 intensiv sich mit der Lektüre von Heideggers Werken beschäftigt[25], Heidegger andererseits bekannte in einem Brief an Baumann (23. Juni 1967), dass er »alles von ihm kenne«. »Er steht am weitesten vorne und hält sich am meisten zurück«. Auf beiden Seiten war die Bereitschaft zur Begegnung vorhanden. Allerdings trat Celan nach Gellhaus Heidegger mit einer »fordernden Haltung«[26] gegenüber.

Niemand kann wirklich sagen, was sich am 24. und 25. Juli zwischen den Denker und den Dichter in Heideggers berühmter Hütte abgespielt hat. Das betreffende Gedicht »Todtnauberg« ist ebenso berühmt wie verschlüsselt. Im Allgemeinen wird es als Ausdruck einer katastrophalen Enttäuschung gedeutet (George Steiner). Nach Baumann bewahrt das »Drama dieser Begegnung etwas Unerschöpfliches, erlaubt und fordert zahlreiche vielwertige Auslegungen«.[27]

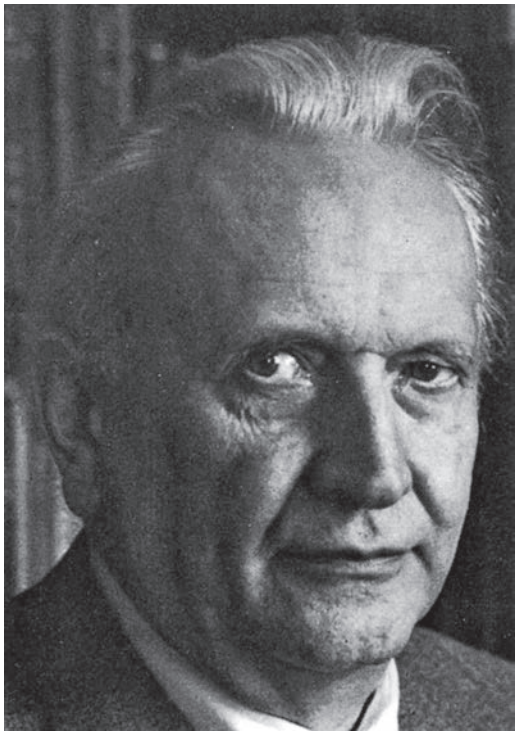
VIII. Heidelberg: Karl Jaspers

1. Revolte gegen die Professorenphilosophie

»Unter Festhalten der Möglichkeit des Anfangs, selbst gegen den Augenschein«

Karl Jaspers, Notizen zu Heidegger, Nr. 159

»Und dann gab es noch in Heidelberg, bewusst rebellisch und aus einer anderen als der



Karl Jaspers

philosophischen Tradition kommend, Karl Jaspers, der, wie man weiß, lange mit Heidegger befreundet war, gerade weil ihm das Rebellische in Heideggers Vorhaben als etwas ursprünglich Philosophisches inmitten des akademischen Geredes über Philosophie ansprach«[1]. Jaspers ging von einer »Gemeinschaft im Kampf gegen die akademische Philosophie für das wieder Ernstnehmen der Philosophie aus«[2].

Jaspers lernte Heidegger bei dem 61. Geburtstag von Edmund Husserl am 8. April 1920 in Freiburg kennen. Schon am 21. April 1920 schrieb Heidegger an Jaspers, dass er das »Gefühl« habe, »dass wir aus derselben Grundsituation heraus an der Neubelebung der Philosophie arbeiten«. Was beide zunächst verband, war der Gedanke an eine »Kampfgenossenschaft« gegen die »Professorenphilosophie«.

Über die Bedeutung der Freundschaft schrieb Jaspers im Nachlass: »Man kann sich die Befriedigung kaum vorstellen, die ich empfand, wenigstens mit einem einzigen in der Philosophenzunft überhaupt ernsthaft reden zu können«[3]. Der letzte Besuch Heideggers in Heidelberg fand im Juni 1933 statt.

2. »Ich bin nur in Kommunikation mit dem Anderen« (K. Jaspers, Philosophie)

»Die Wahrheit beginnt zu zweien«

Karl Jaspers

Für Jaspers war Heidelberg 40 Jahre »Heimat, geistig einzige Heimat«[4], er sprach auch von »dem einzigen, geistig so beschwingenden« Heidelberg[5]. »Das Schicksal Jaspers und seiner Frau Gertrud war mit dieser Stadt verbunden, in der fast jede Straßen, jeder Winkel, der Schlosspark, die Landschaft zu uns sprachen«[6], aber man kann wohl nicht behaupten, dass der Ort in seine Philosophie eingegangen ist. Für Jaspers spielen in Heidelberg die Personen eine Rolle, das Gefühl mit ihnen »zu einem geschichtlichen Kreis« zu gehören. »Hier treffen Menschen zusammen, die eigenständig sind, und doch sich gegenseitig suchen«[7]. An anderer Stelle: »Quer durch die Fakultäten trafen sich Professoren…zu geistigen Leben.« Diese Sicht verdankt sich der Rolle der Kommunikation, die Jaspers der Philosophie zuschreibt. »Ich weiß nicht, was stärker in mir war, als ich zu denken begann: das ursprüngliche Wissenwollen oder der Drang zur Kommunikation mit Menschen«[8]. Unter Kommunikation versteht Jaspers »existentielle Kommunikation«. »Ich bin nur in Kommunikation mit dem Anderen«. Darum ist es für Jaspers »fremd und fast unerträglich, von

einem Menschen (Heidegger), mit dem ich verbunden war, getrennt zu werden« (an Heidegger am 1. 3. 1948). Noch 1930 schreibt Jaspers an Heidegger, »ob wir beide in der Lage sind, kommunikativ auch in radikalsten Diskussionen zu philosophieren oder ob der alte solipsistische Weg, wie er immer an den Universitäten war, weitergeht« (24. 5. 1930). Nach 1945 und seinem Weggang nach Basel gesteht Jaspers, dass er nur nach dem »Heidelberg vor 1914« Sehnsucht habe.

3. »Ich grüße Sie wie aus einer fernen Vergangenheit« (Jaspers an Heidegger 6. 2. 1949)

Jaspers war der Auffassung, »dass die Philosophie als solche in Heideggers Denken auf dem Spiel stand«[9]. »Existenzphilosophie versteht sich bei Jaspers ›als Kampf um die Philosophie‹, während sich Martin Heidegger ›am Ende der Philosophie‹ … in den Dienst der ›Sache des Denkens‹ stellt«[10]. In einem Brief vom 6. 2. 1949 sieht Jaspers ein, »dass wir in der Philosophie wohl sehr Verschiedenes erstreben«. Von Hermann hat diese Verschiedenheit so gefasst: »Im Zentrum Heideggers steht nicht der Mensch, nicht das Subjekt, nicht die Existenz, sondern das universelle Sein«[11]. Im Brief vom 7. März 1950 gesteht Heidegger, dass er seit 1933 das Haus von Jaspers nicht mehr betreten habe, »nicht weil dort eine jüdische Frau wohnte, sondern weil ich mich einfach schämte«. Jaspers erwidert am 19. März 1950: Dass Sie es aussprechen, sich »geschämt zu haben, bedeutet mir viel«. Was die Stadt Heidelberg betrifft, so ist sie Heidegger nur »durch Ihre Freundschaft, was sie mir ist.«. »Die guten Erinnerungen, die uns aus einer lang vergangenen Welt verbinden, sind für mich nicht erloschen« (1. 3. 1948).

4. Zwischen Heidelberg und Freiburg: Rettung der Philosophie und Ende der Philosophie

»Als ob eine Möglichkeit versäumt würde, die greifbar nah war«.

Jaspers Notizen über Heidegger Nr. 252

Den Unterschied zu Heidegger charakterisiert Jaspers in den »Notizen über Heidegger« einmal so: »Er beansprucht etwas völlig Neues …, ich lebe in der Aneignung einer philosophia perennis, lege keinen Wert auf Neuerung«[12]. Wisser hat die unüberwindbare Gegensätzlichkeit der beiden Philosophen so beschrieben: er »vermag keinen Philosophen des 20. Jahrhunderts zu sehen, ›der kompromissloser und nachdrücklicher‹ als Karl Jaspers um die Zukunft der Philosophie willen ausdrücklich ›Philosophie‹ betrieben hat und gleichzeitig keinen, ›der kompromissloser und nachdrücklicher als Martin Heidegger‹ das ›Ende der Philosophie‹ betrieben hat«[13].

In der letzten Notiz zu Heidegger entwirft Jaspers das Bild eines Hochplateaus, auf dem sich seit »jeher Philosophen ihrer Zeit« trafen. Jaspers schien es, dass er einen fände, sonst niemand. Dieser eine aber war mein höflicher Feind. Denn die Mächte, denen wir dienten, waren unvereinbar[14].

Anmerkungen

I.

1 Ronal Bruzina, Edmund Husserl & Eugen Fink, Beginnings and Ends in Phenomenology 1928–1938, Yale University Press. New Haven London, 2004, S. 1.
Bruzina hat den Satz als negative Kondition formuliert: »If it is not a work of a particular person at a particular time in a particular place …«.

2 Günter Figal, Zu Heidegger. Antworten und Fragen. Forum Heidegger, 2009, S. 15.

3 Franz-Anton Schwarz, Eugen Fink. In: Eugen-Fink-Symposion 1985, S. 118.

II. Freiburg: Edmund Husserl und Fink – VI. Der Philosoph, der zwischen zwei Giganten lebte

1 Hans Jonas Erinnerungen herausgegeben von Christian Wiese, 2005, S. 80.
2 A. a. O., S. 11.
3 A. a. O., S. 23.
4 A. a. O., S. 23.
5 Erstes Kapitel des Buches lautet: The Freiburg Phenomenology Workshop 1925–1938.
6 A. a. O., S. 25.
7 A. a. O., S. 52.
8 A. a. O., S. XVI.
9 A. a. O., S. 128.
10 Hans Dieter Zimmermann, Martin und Fritz Heidegger, 2005, S. 73.
11 Hans Jonas. Erinnerungen, herausgegeben von Christian Wiese, 2005, S. 460.
12 A. a. O., S. 460.
13 A. a. O., S. 522.
14 Bruzina, S. 72.
15 Eugen Fink, Die Spätphilosophie Husserls in der Freiburger Zeit, 1959, S. 25. Zitiert nach Bruzina S. 521.
16 Hans-Georg Gadamer in: Edmund Husserl und die phänomenologische Bewegung, Zeugnis in Bild und Text. Herausgegeben von Hans Rainer Sepp, 1988, S. 16.
17 A. a. O., S. 39.
18 A. a. O., S. 34.
16 Walter Biemel, zum Abschluss des Fink-Symposions in: Eugen-Fink-Symposion Freiburg 1985. Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Freiburg, 1987 Band 2, S. 111.
17 A. a. O., S. 112.
18 Bruzina, S. 125.
19 Eugen Fink und Jan Patocka, Briefe und Dokumente 1933–1977. Herausgegeben von Michael Heitz und Bernhard Nessler, 1999.
20 A. a. O., S. 126.
21 Ein Gespräch mit Max Müller in: Freiburger Universitätsblätter, Heft 92 Juni 1986. 25. Jahrgang.

VII. Heidegger

1. Das Pathos des Augenblicks

1 G. Schramm/B. Martin. (Hrsg.) Martin Heidegger. Ein Philosoph und die Politik. 2001, Vorort S. 7.
2 H. G. Gadamer, Zur Einführung in: M. Heidegger, Der Ursprung des Kunstwerke Reclam, S. 94.
3 Karl Löwith, Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. 1983/2007, S. 46.
4 Adam Sharr, Heideggers Hütte, 2010, S. 21.
5 Jeff Malpass, Heidegger's Topology: Being, Place, World, 2007 S. 314, 2, 39.

2. »Bei diesem Mann will ich einmal im Seminar sitzen«

6 G. Schramm/B. Martin (Hrsg.), Martin Heidegger darin. Ein Gespräch mit Max Müller in: Martin Heidegger, S. 78.
7 Walter Biemel, Erinnerungen an zwei Jahre (1942–1944) in Freiburg, S. 71.
8 Hannah Arendt, Martin Heidegger ist 80 Jahre alt. Merkur Heft 10, 1989, S. 895.
9 Otto Pöggeler, Heidegger und die hermeneutische Philosophie, 1983, S. 194.
10 Günter Figal, zu Heidegger. Antworten und Fragen, 2009, S. 39.
11 Rüdiger Safranski, Ein Meister aus Deutschland, 1994, S. 239.
12 Müller a. a. O., S. 16.
»Dieses Buch hat seinen Ursprung in zwei Ideen: erstens, dass ein zentraler Gedanke in der Forschung im Kern der des Ortes ist, zweitens, dass der Gedanke des Ortes auch zentral ist im Hinblick auf den wichtigsten Philosophen des 20. Jahrhunderts, Heidegger« (S. 1).

3. Heideggers Hütte in Todnauberg

13 Sinon Sadler, Vorwort in: Adam Sharr, Heideggers Hütte, 2006, S. 17.
14 Günter Figal, Heideggers Hütte in: Zu Heidegger. Antworten und Fragen, 209, S. 129.
15 A. a. O., S. 228.
16 Sharr, S. 79.
17 Sadler in: Sharr, S. 16.

4. 25. Juli 1967: Eine epochale Begegnung

18 Paul Celan (23. 11. 1920–19./20. 4. 1970) Lyrik als »epochale Trauerarbeit eines europäischen Juden im Medium der deutschen Sprache« (P. H. Neumann). Gedichtbände: Der Sand aus den Urnen (1948), Mohn und Gedächtnis (1952), Sprachgitter (1959), Die Niemandsrose (1963), Atemwende (1967), Fadeensonnen (1968), Lichtzwang (1970 Schneepart (1971), Zeitgehöft (1976).
19 Prof. Gerhart Baumann (1920–2006), Prof. für neuer deutsche Literaturgeschichte an der Uni Freiburg.
20 Zwei weitere Lesungen in Freiburg fanden statt am 26. Juni 1968 und eine private Lesung bei Prof. Baumann am 26. März 1970.

21 Hadrien France-Lanord, Paul Celan und Martin Heidegger. Vom Sinn eines Gesprächs, 2007, S. 54.
22 Philippe Lacoue-Labarthe, Dichtung und Erfahrung. Die Fiktion des Politischen, 2009.
23 Hans Mayer, Erinnerungen an Paul Celan in: Merkur Heft 12, Dez. 1970, S. ????????.
24 Gerhard Baumann, Erinnerungen an Paul Celan, 1986.
25 Lanord, S. 65.
26 Axel Gellhaus, »…seit ein Gespräch wir sind«. Paul Celan bei Martin Heidegger in Todtnau Spuren 2004, S. 5.
27 Baumann, S. 80.

X. Karl Jaspers

1 Hannah Arendt, Martin Heidegger zum 80. Geburtstag, Merkur Heft 10. Oktober 1069, S. 894.
2 Karl Jaspers, Notizen zu Heidegger, Hrsg. Hans Samer, 1978 Nr. 159.
3 Hans Saner, Karl Jaspers, 1970, S. 39.
4 Karl Jaspers, Schicksal und Wille. Autobiographische Schriften. Herausgegeben von Hans Saner, 1967, S. 166.
5 Karl Jaspers, Philosophische Autobiographie (1953) in: Philosophische Aufsätze, 1967, S. 177.
6 A. a. O., S. 166.
7 Karl Jaspers, Lob auf Heidelberg, 1928 in: Karl Jaspers in seiner Heidelberger Zeit. Heidelberger Bibliotheksschriften 8, 1983, S. 21.
8 Karl Jaspers, Über meine Philosophie, 1941 in. Karl Jaspers. Was ist Philosophie? 1980, S. 402
9 Richard Wisser, Karl Jaspers: Philosophie in der Bewährung, 1995, S. 190.
10 A. a. O., S. 121.
11 v. Herman, S. 71.
12 Notizen Nr. 47, S. 72.
13 A. a. O., S. 6.
14 Notizen Nr. 252.

Biographie Edmund Husserl u. Eugen Fink

Franz-Anton Schwarz, Eugen Fink. In Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Freiburg Bd. 2, 1987.
Hans Rainer Sepp (Hg) Edmund Husserl und die Phänomenologische Bewegung. Zeugnisse in Text und Bild, 1988.
Susanne Fink Eugen Fink Biographie. In Eugen Fink. Sozialphilosophie–Anthropologie–Kosmlogie–Pädagogik–Methodik, herausgegeben von Anselm Böhmer, 2006.
Eugen Fink und Jan Patocka, Briefe und Dokumente 1933–1977. Herausgegeben von Michael Heitz und Bernhard Nessler, 1999.
Hans Jonas, Erinnerungen, Herausgegeben von Christian Wiese, 2005.
Karl Löwith, Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933 Neuausgabe, 1986/2007.
George Steiner, Martin Heidegger. Eine Einführung, 1989.

Martin Heidegger

Alfred Denker, Unterwegs zu Sein und Zeit. Einführung in Leben und Denken Martin Heidegger, 2011.
Günter Figal, Martin Heidegger zur Einführung, 1999.
Florian Grosser, Revolution Denken. Heidegger und das Politische 1919–1969, 2011.
Oliver Jahraus, Martin Heidegger. Eine Einführung, 2004.
Jeff Malpas, Heidegger's Topology: Being, Place, World 2007.
Adam Sharr, Heideggers Hütte, 2010.
Günter Figal, Heideggers Hütte in Todtnauberg in; Zu Heidegger. Antworten und Fragen. Forum Heidegger, 2009.

Paul Celan

Gerhart Baumann, Erinnerungen an P. Celan.
Christoph Jamme, Martin Heidegger. Der Kontakt – Beginn und Entwicklungen M. May/P. Goßens/ Lehmann (Hrsg,) Celan Handbuch, 2008, S. 254.

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

Baden und seine Bibliotheken

Ein Beitrag zu ihrer Entstehungs- und Baugeschichte

Rolf Fuhlrott

1. Prolog

Wenn man von Bibliotheken spricht, weiß sicher jeder Leser dieser Zeitschrift, wovon die Rede ist, nämlich von Buchsammlungen, deren Name von dem griechischen *biblos* abgeleitet wurde und für das Buch steht, im englischsprachigen Raum vom lateinischen *liber,* was dort zur Library führt. Allerdings hat die Bezeichnung Bibliothek noch eine weitere Bedeutung, mit ihr wird auch die räumliche Hülle dieser Sammlung bezeichnet, der Raum oder das Gebäude. Und eben diese Bibliotheksgebäude gehören neben Gebäuden für das Wohnen oder den Gottesdienst zu den ältesten Gebäudetypen überhaupt. Und davon soll hier die Rede sein, wenn es auch solche Gebäude schon gab, als man noch gar keine Bücher kannte und es Baden als Bezeichnung für ein Territorium auch noch nicht gab.

Wenn nun aber von Bibliotheken in Baden die Rede sein soll, so muss festgehalten werden, dass es sich in diesem Fall um das Gebiet des späteren – oder aus heutiger Sicht früheren Großherzogtum Baden handelt, denn wir alle kennen die heterogene, geschichtliche Entwicklung dieses Landes, wo Staufer, Habsburger, Osterreicher, Markgrafen, Franzosen und Großherzöge an der Struktur und Grenzziehung mitgewirkt haben, bis es schließlich aufging im größeren Verbund des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg. So reflektiert auch die Vielfalt dieser historischen Prägungen die bis heute gewachsene Vielfalt der Bibliotheken, wobei hin und wieder ein Blick auch über die Landesgrenzen gestattet sein muss, um einen Vergleich machen zu können, auch weil es solche Bibliotheken schon lange vor Begründung dieses Landes gab, denken wir an die Klöster auf der Reichenau, oder auch entstanden sind nach der Aufgabe seiner Eigenständigkeit, denken wir an die Universitäten Mannheim oder Konstanz. Aber zum besseren Verständnis, wann und wie Bibliotheken überhaupt entstanden sind und ob sie hier eine Bibliothekslandschaft gebildet haben, mag ein Blick in ihre Vorgeschichte dienen.

2. Die Entwicklung von Anbeginn bis zum ausgehenden Mittelalter

So ist das Entstehen von Bibliotheken zunächst einmal abhängig vom Vorhandensein von Schrift – und diese wiederum ist möglich erst wenn Sprache und geeignete Beschreibstoffe vorhanden sind. Wenn dann die jeweilige Kultur und Gesellschaft fähig sind, aus der Erinnerung oder Tradition Texte zu entwickeln, können Schriftstücke oder auch Buchformen entstehen und damit Bibliotheken.

So finden wir die ältesten Schriftstücke, noch in Ton gedrückt (Abb. 1), im Alten Orient, z. B. in der altbabylonische **Tontafel-Bibliothek** von Nippur aus dem 3. Jahrtausend vor Christus, wie eine ebensolche mit Keilschrift in Bogazköy, der Hauptstadt des Hethiter-Reiches um etwa 1400 vor Christus. Weiter haben wir 700 Jahre später Kenntnis

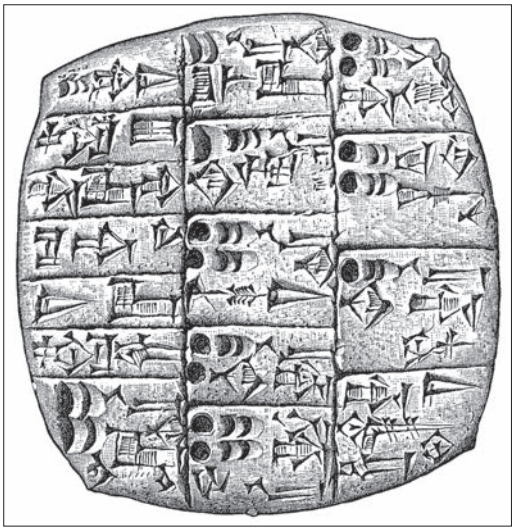


Abbildung 1: Babylonische Tontafel mit Keilschrift ca. 2000 v. Chr.

von der berühmten Tontafelbibliothek des Königs Assurbanipal von Ninive, die 25 000 Tontafeln enthalten haben soll und wo zur Aufnahme längerer Texte mehrere Tontafeln aneinander gebunden waren, wodurch diese eine im weitesten Sinne buchähnliche Ausprägungen zeigen. Parallel zu den Tontafeln wurde in Ägypten das Papyrus als Beschreibstoff entdeckt, womit eine der größten Bibliotheken ihrer Zeit Berühmtheit erlangte, die Bibliothek von Alexandria, die 700 000

Abbildung 2: Papyrusrollen mit Titelschild (Stich nach einem röm. Relief a. d. 4. Jh.)

Abbildung 3: Beispiel eines Armariums mit dem schreibenden Prophet Esra (aus Codex Amiatinus)

Papyrus-Rollen (Abb. 2) enthalten haben soll. Aber alle diese Bibliotheken wurden zerstört, so dass wir leider keine Kenntnis über das Aussehen ihrer Räumlichkeiten haben. Genauere Kenntnis dagegen liefern uns erst griechische Bibliotheken wie z. B. die von Pergamon. Diese bestand nach archäologischen Ausgrabungen aus 4 hintereinander liegenden Räumen, von denen drei kleinere der Aufbewahrung der Papyrusrollen dienten, während der anschließende größere für das Ausbreiten und Lesen der Rollen vorgesehen war. Diesen Räumen vorgelagert war eine Stoa, die zum Wandeln und Diskutieren diente. Meist waren die Bibliotheken bei Schulen angesiedelt und diese wiederum in der Nähe des Tempels, so dass alle zusammen das kulturelle und geistige Zentrum der Stadt bildeten. Die griechischen Bibliotheken waren somit in erster Linie Gelehrten-Bibliotheken.

Abbildung 4: Fassade der rekonstruierten Celsus-Bibliothek in Ephesus

Abbildung 5: Klösterliches Skriptorium (nach einem Wandgemälde in Lille)

Anders die römischen Bibliotheken, die den Charakter von Volksbibliotheken hatten, denn sie wurden vom Kaiser dem Volk geschenkt, dienten zwar einerseits der Aufklärung und Bildung, sollten aber vor allem Größe und Würde des Herrschers repräsentieren. Somit entstanden palastähnliche Bauten, wie das restaurierte Beispiel der Bibliothek des Celsus in Ephesus (Abb. 3) zeigt. Jedoch mit dem Untergang des römischen Reiches verschwand für eine gewisse Zeit die Bauaufgabe Bibliothek Das aufkommende junge Christentum, das sich in den nach dem Ende der Völkerwanderungen aus den frühen Einsiedeleien erwachsenen Klöstern ausbreitete, war noch von so wenig eigener Literatur umgeben, die erst in den eigenen Schreistuben vermehrt wurde, dass zunächst ein Schrank – **Armarium** (Abb. 4) genannt – genügte, um die wenigen Bücher aufzunehmen. Aber in den Schreibstuben – Skriptorien (Abb. 5) genannt – wurden Überlieferungen aufgeschrieben, neue Erkenntnisse dokumentiert sowie Übersetzungen aus anderen Sprachen getätigt, so dass die Literatur schnell anwuchs und Schränke nicht mehr ausreichten und eigene Räume notwendig wurden. Ein erster wird im Klosterplan von St. Gallen um 800 dokumentiert, wie überhaupt die Klöster in der weiteren Zukunft Träger der Bildung und ihrer Weitergabe wurden, bevor diese Aufgabe später die Universitäten übernahmen. Zur handschriftlichen Niederschrift der Texte bediente man sich der von den Römern stammende Form der **Kodizes.** Diese gehen auf die bei den Römern gebrauchte Wachstafeln zurück, die aneinander gebunden auf- und zugeklappt werden konnten und somit eine Frühform des Buches darstellten. Als Beschreibstoff diente das aus Tierhäuten hergestellte Pergament, das in Form von rechteckigen Blättern in Lagen zusammengefasst wurde. Mehrere Lagen wurden, nachdem sie beschrieben und reich illustriert waren, zusammengebunden und mit einem Vorder- und Rückendeckel, ebenfalls reich verziert (Abb. 6), versehen und bildeten so den genannten Kodex, dessen Name vom lateinischen Caudex = Holzscheit kam: vier Holzscheite umrahmten ein Holzbrett,

Abbildung 6: Beispiele von Kodizes (Foto: Universitätsbibliothek Graz)

Abbildung 8: Pultbibliothek in der Walburga-Kirche zu Zutphen/NL (Foto:Atlas Obscura)

auf das Wachs gegossen war, in das man mit einem Stift Zeichen gravieren konnte.

Als zu ihrer Unterbringung die Armarien nicht mehr ausreichten und eigene Räume geschafft werden mussten, bildete man diesen den Kirchen nach und verwahrte die Kodizes auf Pulten, die ihrerseits Kirchenbänken nachgebildet waren, also eine längere Sitzbank, davor ein ebenso langes Schrägpult, auf dem die Bücher abgelegt waren und sitzend gelesen werden konnten. Daher wurden diese Bibliotheken auch **Pultbibliotheken** genannt. Ein frühes Beispiel zeigt noch heute die Biblioteca Malatestiana im italienischen Cesena (Abb. 7) aus der Mitte des 14. Jahrhunderts wie auch später das der Walburga-Kirche (Abb. 8) im holländischen Zutphen bei Arnheim. Als auch der Platz auf den Pulten nicht mehr genügte, ersetzte man die Pulte durch Regalaufsätze und stellte sie senkrecht zu den Außenwänden, so dass zwischen ihnen immer ein Fenster lag und kleine Kojen entstanden zum Lesen bei Tageslicht (Abb. 9). Damit die Bücher in einer bestimmten Ordnung stehen blieben, wurden sie angekettet, wohl auch als Sicherung gegen Diebstahl, was der ganzen Bibliothek den Namen **Kettenbibliothek** verlieh. Diese Form war besonders in England ausgeprägt, in den seit dem 13. Jahrhundert entstehenden Colleges als Vorläufer der Universitäten.

In der nachfolgenden Renaissancezeit änderte sich der Baustil allgemein wie auch der der Bibliotheken. Die Kleinteiligkeit mit Bi-

Abbildung 7: Lesepulte in der Biblioteca Malatestiana zu Cesena (Foto: Autor)

Abbildung 9: Kettenbibliothek Cathedral Library Hereford (Foto: The History Notes)

Abbildung 10: Bibliothekssaal des ehem. Prämonstratenser Chorherrenstift Schussenried mit geschlossenen Bücherschränken und aufgemalten Buchrücken (Foto: Gde. Bad Schussenried)

bliotheksnischen war überholt, weite lichte Räume mit Flach- oder Gewölbedecken, abweichend von kirchenähnlichen Räumen mit Stützpfeilern, waren angezeigt. Die Regale wurden entlang der Wände aufgestellt, so dass große weite Säle entstanden, die ihnen den Namen **Saalbibliotheken** eintrugen. Bedeutende Beispiele sind die Bibliotheca Vaticana in Rom, die des Escorial in Madrid oder in Deutschland die Anna Amalia Bibliothek in Weimar.

Einen weiteren Einfluss auf das Aussehen, aber vor allem die Größe von Bibliotheken ist durch den Übergang vom geschriebenen zum gedruckten Buch gekennzeichnet. Die Einführung des Buchdruckverfahrens mit beweglichen Lettern durch **Gutenberg** im 15. Jahrhundert, ermöglichte die schnelle Herstellung von Mehrfachexemplaren, Kopien oder Auflagen eines Werkes, wodurch die Kommerzialisierung des Buches schnell um sich griff. Vielerorts entstanden Offizien und Druckereien, die zudem das billigere Papier nutzten statt des teueren Pergaments, weiter Buchhandelsgesellschaften oder Verlage, um dem wachsenden Bedarf der Bevölkerung, der Universitäten bei ihrer Lehraufgabe sowie allgemein der Wissenschaft Rechnung zu tragen. Allerdings verhinderten zunächst einmal wieder Kriege die aufstrebende Entwicklung des Buches und der Bibliotheken, denn viele wurden mit ihren Sammlungen zerstört oder ausgeraubt. Aber mit Beendigung dieser 30jährigen Kriegszeit war ein allgemeiner künstlerischer Aufbruch zu spüren, um nicht nur die Kriegsschäden zu beseitigen, sondern Neues zu schaffen: Baumeister und Kunstmaler, Zimmerleute und Stuckateure, alle Künstler taten sich zusammen, um Gesamtkunstwerke aus Architektur, Malerei, Plastik und Buchkunst zu schaffen. Dies ging sogar soweit, dass man die Bücher in geschlossene Schränke ver-

bannte und außen auf die Schranktüren einheitliche Buchrücken malte, um die künstlerische Einheitlichkeit zu wahren wie in Schussenried (Abb. 10) Im gesamten süddeutschen Raum, in Österreich und der Schweiz sind eine Vielzahl solcher Bibliotheken im Stile des Barock und des Rokoko anzutreffen, die das Fundament für die spätere reiche Bibliothekslandschaft des deutschen Südwesten bilden. Ein solch leuchtendes Beispiel in Baden ist die Bibliothek des ehemaligen Benediktiner-Klosters St. Peter im Schwarzwald.

3. Die Anfänge der Buchkultur in Baden

Bevor wir jedoch zu diesen Höhepunkten gelangen, müssen wir unser Augenmerk auf den Anfang der Buchkultur in Baden richten, die sich in der von uns betrachteten Region im Mittelalter in den gegründeten Klöstern vollzog, wie auf der Reichenau, (724), in Hirsau (835), Petershausen bei Konstanz (983), St. Blasien (1065) oder St. Georgen (1084). Früheste Kenntnis haben wir von der Insel Reichenau im Bodensee, wo das Benediktinerkloster im 8. Jahrhundert gegründet wurde. Die schreibenden Mönche der Klostergemeinschaft auf der Insel waren in ihren Skriptorien mit den handgeschriebenen Kodizes die ersten Zulieferer für die Bibliotheken. Sie übertrugen das auf Papyrusrollen gespeicherte Wissen der Antike, oft auch in Auswahl unter christlichen Gesichtspunkten, auf die neue Buchform der Kodizes. So vermittelten sie das Gedankengut der Antike, der Griechen und der Römer an die kommenden Generationen. Dass dadurch bald die Schränke nicht mehr ausreichten, wurde bereits erwähnt und im **Klosterplan von St. Gallen** erstmals ein eigener Bibliotheksraum nachgewiesen. Zeugnisse aus dieser Zeit sind keine vorhanden, sodass man auf spätere Illustrationen und Berichte angewiesen ist. In der Karolingerzeit wurden die Klöster auch zu Bildungszentren, da Karl der Große befahl, dass jedes Kloster eine Schule einzurichten habe, wo die schönen Künste und Sprachen gelehrt wurden, nachdem alle Mönche, die es noch nicht konnten, Lesen und Schreiben im Kloster lernten. Dazu brauchte man Bücher und der Bibliothekar als Herr über diese Bücher hatte eine wichtige Stellung inne. Er vermittelte die gewünschte Literatur und sorgte zusammen mit dem Leiter des Skriptoriums für Ordnung durch Katalogisierung der Bestände. Reger Austausch erfolgte mit anderen Klöstern und die Äbte, die meist aus dem Adel kamen und oft auf Reisen gingen, fanden Unterkunft in den Nachbarklöstern und brachten als Gastgeschenk Bücher mit, die die Bestände der Bibliotheken vergrößerten. Andererseits umgekehrt nahm auch eine Reisegesellschaft, besonders wenn sie kaiserlich war, manches schöne Stück aus der Bibliothek mit, denn inzwischen waren die meisten Bücher prächtig illustriert, nachdem um die Jahrtausendwende als neue Aufgabe der Klöster eine Malschule hinzukam, aus der die großartigsten Illustrationen der Handschriften kamen. Jedoch nach diesen Höhepunkten ging es ständig bergab mit dem Inselkloster auf der Reichenau, bis es durch päpstliche Entscheidung 1757 aufgelöst wurde. Eine der besten und berühmtesten Bibliotheken wurde so zerschlagen, einen Teil nahm der Fürstabt von St. Blasien als Dauerleihgabe in sein Kloster mit, ein anderer Teil wurde nach der Säkularisierung von den fliehenden Mönchen nach Kärnten mitgenommen, und der Rest wanderte später in die Großherzogliche Hofbibliothek nach Karlsruhe. Anderen Klöstern jedoch stand noch eine Blütezeit bevor.

4. Die architektonische Blütezeit der Klosterbibliotheken

Zu ihnen gehört das im Schwarzwald gelegene Kloster Sankt Peter (Abb. 11), obwohl auch dieses Kloster den Aufs und Abs unterworfen war. Es entstand, weil die Zähringer auf der Suche nach einer Grablege in der Nähe ihrer Stammburg waren. In Weilheim hatten sie bereits ein Prioriat gestiftet, aus dem der Zähringer Berthold II 20 Mönche nach St. Peter kommen ließ, um die dortigen günstigen Rodungsmöglichkeiten zu nutzen. Der erste Abt Adalbero (1093–1110) war ein Anhänger des Hirsauer Reformklosters, und er trachtete diese Gedanken auch hier zu verwirklichen. Aber die Nachrichten aus dieser Zeit sind spärlich und man weiß, dass zahlreiche Katastrophen das Kloster zunächst nicht erblühen ließen. Blitzschläge, Brände und Kriege mit Plünderungen zerstörten wiederholt die Klostergebäude. Erst in den ruhigeren Zeiten Anfang des 18. Jahrhunderts wurde auch St. Peter von dem künstlerischen Aufbruch erfasst. Abt Bürgi gewann den jungen Vorarlberger Baumeister Peter Thumb, der nach Fertigstellung der barocken Klosterkirche 1737 mit dem Bibliotheksbau begann. Aber schon 1744 litt der Ort unter den Folgen des österreichischen Erbfolgekrieges und wurde wieder zerstört. Danach nahm 1750 der neue Abt Steyrer (1749–1795) den Kontakt mit Peter Thumb wieder auf, der nach dem Prachtbau der Birnauer Kirche nun mit der Voll-

Abbildung 11: Rokoko-Bibliothek St. Peter im Schwarzwald (Foto: Gde. St. Peter)

endung des Bibliotheksbaus in St. Peter ein Highlight spätbarocker Baukunst in Baden schuf, das manchem Vorbild im Südwesten folgte und seinerseits zum Vorbild anderer wurde und bis heute in seiner Einzigartigkeit und Schönheit als **badisches Glanzstück im Bibliotheksbau** gilt. Peter Thumb schuf den architektonischen Raum mit den hohen Deckengewölben und der vor- und zurückschwingenden Empore und bereitete damit den anderen Künstlern die Grundlage für ihre künstlerische Ausgestaltung des Raumes mit prächtigen Stuckaturen, Decken- und Wandgemälden und Standbildern, um schließlich die reich zusammengetragene Büchersammlung in eigens gestalteten und verzierten Regalen aufzunehmen. So entstand ein Gesamtkunstwerk, wie es bei zahlreichen Klöstern im Südwesten anzutreffen ist wie z. B. in Wiblingen, Schussenried, Ochsenhausen, St. Gallen und vielen anderen Orten.

Aber in Folge der französischen Revolution und späteren Säkularisierung der Klöster wurden viele dieser Bibliotheken zerschlagen, d. h. ihre Buchbestände auf andere Bibliotheken verteilt. So kam ein Großteil der 25 000 Bände umfassenden Sammlung von St. Peter nach Karlsruhe in die Großherzogliche Hofbibliothek, darunter wertvolle Handschriften und Wiegendrucke, die der letzte Abt Steyrer über Bücheragenten in Straßburg, Brüssel, Frankfurt und der Schweiz kaufen ließ. Der übrige Bestand kam überwiegend in die Universitätsbibliothek Freiburg.

5. Der Weg zur Gebrauchsbibliothek im 19. Jahrhundert

Inzwischen hatten neugegründete Universitäten den Bildungsauftrag von den Klöstern übernommen. Durch die Säkularisierung war ihren Bibliotheken wie auch denen der Fürsten erhebliche Bestände zugewachsen, wie diese auch rasant vermehrt wurden durch Einführung des Buchdrucks nach Gutenberg, bald auch auf billigerem Papier statt auf Pergament, so dass die Buchproduktion schnell anwuchs und Räume allein nicht mehr ausreichten, um die Bücher unterzubringen, sondern eigene Gebäude erforderlich wurden Allen voran ist da die älteste Universität, die von Heidelberg zu nennen. Die 1386 von Kurfürst Ruprecht I. von der Pfalz mit päpstlichem Privileg gegründete Universität erhielt ihre ersten Büchersammlungen aus dem Heiliggeiststift und Schenkungen der fürstlichen Familie. Unter Kurfürst Ottheinrich entwickelte sich im 16. Jahrhundert die Bibliothek zur vereinigten Hof- und Universitätsbibliothek. Eine bedeutende Bereicherung kam 1584 durch Ulrich Fugger einem der größten Bibliophilen in die »Bibliotheca Palatina«, die damit zur größten Bibliothek nördlich der Alpen wurde. Aber auch hier gab es Rückschläge während des 30-jährigen Krieges. Nach der Eroberung Heidelbergs durch Tilly überließ der bayerische Herzog Maximilian dem Papst den Bücherschatz. Ein Teil wurde erst Anfang des 19. Jahrhunderts zurückgeführt und die Bibliothek wiederbelebt als Karl-Friedrich von Baden ihr säkularisierte Klosterbestände zukommen ließ. Den bedeutendsten Zugewinn allerdings erhielt die Bibliothek durch Rückkauf der berühmtesten deutschen Liederhandschrift, des Codex Manesse, der Ende des 16. Jahrhunderts nach Paris gelangt war und 1888 vom Deutschen Reich zurückerworben wurde. Es war die Zeit da überall aus verschiedenen Gründen die Bestände der einzelnen Bibliotheken rasant anwuchsen, da z. B. durch die neuen Rotationspressen, die Gutenbergs Buchdruck abgelöst hatten, und dadurch die Buchpro-

Abbildung 12: Neogotischer Bibliotheksbau der Universität Freiburg von Carl Schäfer 1902 (Foto: Universitätsbibliothek Freiburg)

Abbildung 13: Universitätsbibliothek Heidelberg von Josef Durm 1903 (Foto:Nick Smith)

duktion und damit der Buchzuwachs derart gesteigert wurde, dass das System der Saalbibliotheken als Einheitsraum im barocken Stil, in dem alle Bibliotheksfunktionen erfüllt werden mussten, nämlich das Aufbewahren der Bücher, das Lesen sowie ihre Verwaltung, nicht mehr ausreichte. Etwa 100 Jahre lang sah man die Lösung in der Trennung dieser Funktionen und damit in der Gliederung der Bibliothek in Lesesäle, Magazine und Verwaltungsräume. Die theoretische Grundlage dazu lieferte der. italienische Architekt Leopold della Santa, der 1816 seiner programmatischen Schrift einen Idealplan einer so gegliederten Bibliothek beigegeben hatte. Dieser Idee folgten im 19. Jahrhundert viele Bibliotheksneubauten, wobei die Lesesäle, überkommen von den Schausälen der Barockbibliotheken weiter im Mittelpunkt der architektonischen Gestaltung standen, ja sogar noch eine Erhöhung erfuhren in den großen Kuppelsälen wie z. B. bei der Bibliothèque Nationale in Paris, der British Library in London oder der Library of Congress in Washington. Das Magazin dagegen musste noch lange warten, bis es nach außen in Erscheinung treten durfte – dann aber umso stärker, so dass es zum charakteristischen Symbol einer Großbibliothek wurde. Aber vorerst noch dominierte nach Außen das historische Gewand antiker Tempel, gotischer Kathedralen oder von Renaissance- oder Barockpalästen.

So entwarf im ausgehenden 19. Jahrhundert der Karlsruher Architekt Carl Schäfer für die Bibliothek der 1457 gegründeten Freiburger Universität ein neogotisches Gebäude (Abb. 12) indem er sich am gotischen Freiburger Münster orientierte. Die Bibliothek war maßgeblich geprägt vom Wirken des Jesuitenordens. Nach Auflösung der Jesuitenkollegien kamen große Teile ihrer Bibliotheken in die Universität wie auch nach der Säkularisation, so dass Ende des 19. Jahrhunderts ein Neubau unausweichlich wurde. Dem Stil der Zeit entsprechend schuf Schäfer ein Solitärgebäude im historischen Gewand als Flügelanlage, an der die Funktionen an der äußeren Fassade ablesbar sein sollten: repräsentativ der Eingang und die Fassade der Lesesäle, einfacher die der Verwaltung und Magazine. Als Vorbild mag die gerade zuvor errichtete Bibliothek der Universität Basel gedient haben. Bis 1978 diente das Gebäude der Zentralbibliothek, nachdem die Beschädigungen des letzten Krieges beseitigt waren und der Innenhof überdacht zum Lesebereich erweitert war.

Abbildung 14: Bibliothek der Universität Karlsruhe (heute KIT) von Otto u. Peter Haupt 1965 mit an der Fassade ablesbaren innen dreigegliederten Funktion

Eine ähnliche Anlage schuf in Heidelberg für die Universität der Großherzogliche Baudirektor Prof. Dr. Josef Durm, ebenfalls eine Flügelanlage in historischem Gewand (Abb. 13) mit ablesbaren Funktionen an der Fassade. Aber wie sich später bei manchen berühmten Architekten zeigen wird, planen sie oft repräsentative Gebäude zum Ruhm eines genius loci oder auch des eigenen ohne auf die beratenden Fachleute zu hören. So entstehen schöne, oft sogar spektakuläre Gebäude, die im Innern wenig funktional sind und die Bewegungsabläufe der Nutzer und Verwalter stark behindern. So klagten Fachleute, Kritiker und Nutzer auch in Heidelberg schon bald nach Bezug des neuen Gebäudes über die Unzweckmäßigkeit, und es dauerte nicht lange, auch über die Raumnot der an Schätzen des Bestandes eine der reichsten Bibliotheken Deutschlands. Linderung wurde geschaffen durch Gründung einer Filiale im Neuenheimer Feld für die Medizin und die Naturwissenschaften, sowie dem Umbau der Magazintrakte zu frei zugänglichen Freihandmagazinen. Der von Flügel umgebene Innenhof bot reichlich Raum für ein unterirdisches Magazin.

6. Die Bibliothek heute

Bis zum Ende des 2. Weltkriegs, der wieder einmal große Zerstörungen an Gebäuden aber auch an wertvollen Beständen der Bibliotheken brachte, galt das **von Leopold della Santa begründete Prinzip der dreigeteilten Bibliothek** mit Nachschlagewerken in einem repräsentativen Lesesaal und der Menge der Bestände in einem geschlossenen Magazin. Das Büchermagazin löste als Charakteristikum nach Außen den Lesesaal vielfach ab. Aber vor und während des Krieges hatten sich vor allem in den demokratischen Ländern ganz andere Prinzipien für Bibliotheken entwickelt, die nun nach Europa gelangten. Es war vor allem das Prinzip der freien Zugänglichkeit zu den Informationen. Ganz besonders wurde dies in den USA gefördert nach dem berühmten Sputnik-Schock. Mit einem Mal gerieten die Bibliotheken als Zentren der Informationsvermittlung in das Blickfeld des allgemeinen Interesses. Für Benutzer geschlossene Magazinen mit serieller Buchaufstellung unabhängig vom Inhalt waren überholt. Bibliotheken sollte man von außen ansehen, dass es Bibliotheken sind, transparent sollte man ins Innere schauen können und den Leser magisch anziehen, ja ins Innere hereingelockt werden. Im Innern sollte die Literatur frei-

Abbildung 15: Universitätsbibliothek Karlsruhe von Osten mit Erweiterung von Heinz Mohl 2006 (Foto: Thilo Mechau. Karlsruhe)

Abbildung 16: Badische Landesbibliothek am Nymphengarten Karlsruhe 1964 (Foto: Hochbauamt Karlsruhe)

zugänglich nach Fachgebieten sortiert aufgestellt sein und alle Hilfsmittel bereitstehen, Gesuchtes zu finden. Mikrofilmlesegeräte lösten die Zettelkataloge ab und waren die ersten Hilfsmittel, Literatur zu suchen, die dann bald ihrerseits von Computern abgelöst wurden und durch inzwischen laufende Digitalisierungsprogramme es möglich wurde, die in einer Bibliothek befindliche Literatur auf dem heimischen PC zu lesen. Inzwischen erlauben eBooks und iPhones das allgegenwärtige Lesen von digitalisierter Literatur auch außerhalb der Bibliotheken. Vor allem sollten die Bibliotheken flexibel gebaut werden, so dass sie auf veränderte Anforderungen schnell reagieren können.

All diese Ideen verbreiteten sich sukzessive auch in Deutschland und bestimmten das Aussehen der Bibliotheken. Waren die ersten Neubauten der 50er und 60er Jahre zwar modern aber noch nach dem dreigliederigen Prinzip gebaut, wie z. B. die Universitätsbibliothek Karlsruhe, die Anfang der 60er Jahr in einer turmartigen städtebaulichen Dominante (Abb. 14) am Rande des Campus errichtet wurde, an der man an den unteren großen Fenstern die Lesebereiche erkennen kann, darüber drei Geschosse mit kleineren Fenstern die die Verwaltung signalisieren und darüber mit schmalen Lichtbändern die geschlossenen Magazine. Eine Öffnung der Bibliothek mit größeren Freihandbereichen war erst durch einen Erweiterungsbau (Abb. 15) im Jahre 2006 möglich – die dann als erste Bibliothek auch rund um die Uhr als 24-Stunden-Bibliothek zugänglich war.

War der Turm von Karlsruhe der erste größere Bibliotheksneubau in Baden nach dem Kriege, so folgte im gleichen Ort die Planung für die Badische Landesbibliothek. Diese geht auf die um 1500 von Markgraf Christoph I. markgräfliche Bücherei in Pforzheim zurück, die 1765 in den gerade neben dem Karlsruher Schloss errichteten Bibliotheksbau gelangte, wo sie bis 1872 verblieb. Im Großherzoglichen Sammlungsgebäude am Friedrichsplatz fand sie dann als Großherzogliche Hofbibliothek eine größere Unterkunft, bis sie dort 1942 durch einen Bombenangriff stark reduziert wurde. Nach Notunterkünften erhielt sie 1964 einen Neubau für die Lesebereiche und Verwaltung als Abschluss der Dreiflügelanlage der ehem. Großherzoglichen Sammlungen und späteren Staatlichen Museum für Naturkunde im Nymphengarten (Abb. 16). Für die Bestände wurde ein Flügel des Museums als Magazin umgebaut. Raumnot und Platzbedarf von Museum und Bibliothek zwangen Ende der 70er Jahre

Abbildung 17: Neubau der Badischen Landesbibliothek 1980 von O. M. Ungers (Foto: Martin Dürrschnabel, Bietigheim)

zu Neubauplanungen, die schließlich 1980 mit einem durch den Stararchitekten O. M. Ungers im Zentrum der Stadt verwirklicht wurde. Weil der Neubau im Herzen der Stadt in der Nähe ihrer historischen Bauten zu stehen kam, bemühte sich Ungers, das städtebauliche Konzept des großen Baumeisters Friedrich Weinbrenner zu wahren und dem genius loci unmittelbar gegenüber dessen Kirche St. Stephan Rechnung zu tragen (Abb. 17). Daher wurden die städtebaulichen Aspekte zum Nachteil funktionaler überbetont, so dass die Bibliothekare heftigste Kritik an dem Bibliotheksneubau äußerten, in dem vieles, was in den letzten Jahren an baulich-funktionalen Grundsätzen für Bibliotheken entwickelt wurde, unbeach-

Abbildung 18: Neue Universitätsbibliothek Freiburg von 1978. (Foto: Medienzentrum UB Freiburg)

Abbildung 19: Visualisierung der neuen Fassade der UB Freiburg nach Sanierung (mit frdl. Genehmigung Degelo Architekten, Basel)

tet geblieben zu sein scheint. Inzwischen haben sich die Bibliothekare damit abgefunden, dass die Benutzer in einem unübersichtlichen Foyer Leihstelle und Lesesaalaufgang suchen zu müssen, wie auch den Eingang selbst, der eher einem Hintereingang gleicht, aber in diesen Tagen durch Revitalisierung des bisher fremdgenutzten Torgebäudes vielleicht repräsentativer wird, doch zunächst immer noch erst einen Park öffnet statt die Bibliothek! Wie sagte doch der berühmte Philosoph und Essayist Francis Bacon vor fast vierhundert Jahren schon: *Houses are to live in, not to look on!*

Anders dagegen verlief der Bibliotheksneubau in Freiburg, knapp zehn Jahre später von der eigenen Bauverwaltung geplant. Er rief zwar heftigste Proteste in der Bevölkerung hervor ob seiner Betonbrutalität (Abb. 18) im Kreis der historischen Gebäude von Stadttheater, Kollegiengebäuden der Universität und dem alten Bibliotheksgebäude von Carl Schäfer. Die Bibliothek musste auch hier einen Tribut zollen für ihre zentrale Stadtlage. Die Verbindung mit den Kollegiengebäuden lieferte eine Fußgängerbrücke in das Foyer im 2. Obergeschoss mit Information, Leihstelle und Lehrbuchsammlung, darüber in zwei Geschossen die Lese-/Buchbereiche, abgeschirmt durch Betonwände gegen den Ver-

Abbildung 20: Außenteil der Bibliothek der Universität Konstanz 1972–82 (Foto: Stefan Greitemeier, Uni Konstanz)

Abbildung 21: Buch- und Lesebereich der Bibliothek der Universität Konstanz (Foto: Stefan Greitemeier, Uni Konstanz)

kehrslärm, während die Magazine sich in 2 unterirdischen Stockwerken befinden, z. T. freizugänglich, z. T. geschlossen mit fahrbaren Regalen. So entsprach die Freiburger Universitätsbibliothek weitgehend noch bibliothekarischen Idealen. Jedoch nach 30 Jahren Nutzungszeit musste sie aus Energiegründen völlig saniert und mit einer neuen Fassade versehen werden (Abb. 19). Es kam gerade zur rechten Zeit als die Stadt plante, ein kulturelles Zentrum in der Innenstadt zu errichten mit einem Begegnungsraum zwischen Universität und Öffentlichkeit. Dazu wurden alle Bibliotheksfunktionen ausgelagert und das Gebäude seit 2008 völlig umgebaut mit mehr Nutzerarbeitsplätzen, mehr Bücherstauraum und Energieeinsparung von 50%, besonders erzielt durch eine völlig neue Außenfassade. Somit wird im Jahre 2013 eine der modernsten Bibliotheken in Baden neu eröffnet werden können.

Ein neues Konzept weist auch die letzte Neugründung einer Universität im badischen Konstanz auf. In der bibliotheksarmen Bodenseeregion, wies diese Büchersammlung von Anfang an eine große Anziehungskraft aus. Alle Bauten bilden, dem Gedanken der interdisziplinären Kooperation verpflichtet, ein Kontinuum(Abb. 20) in dessen Kernbereich sich die Bibliothek befindet, als zentrale Buchbeschaffung- und Sammelstelle für die gesamte Universität. In drei Bauabschnitten von 1972 bis 1982 wurde der Bibliotheksbereich realisiert Die Bibliothek wurde nach den Planungsgrundsätzen errichtet: kurze Wege von den Arbeitsbereichen der Universität, freie Zugänglichkeit zu allen Buchbeständen (Abb. 21), hohe Flexibilität bei allen Buchstellflächen. Mit diesem Konzept hatte die Konstanzer Bibliothek eine Vorbildfunktion für viele andere Bibliotheken. Sie ist heute 24 Stunden rund um die Uhr geöffnet und bildet das wissenschaftliche Informationszentrum für den Bodensee-Raum.

Eine andere Universitätsbibliothek musste allerdings mit historischen Räumlichkeiten bei ihrer Gründung vorlieb nehmen. 1967 wurde die Universität Mannheim gegründet, die zurückgeht auf eine 1907 gegründete Handelsschule, die 1933 in die Universität Heidelberg eingegliedert wurde, 1946 eine Neugründung als Staatliche Wirtschaftshochschule erfuhr und schließlich 1967 als Universität im barocken Schloss Mannheims untergebracht wurde. Mit diesen historischen Räumen musste sich auch die Bibliothek begnügen, die nur hin und wieder mit neuen Fakultätsbibliotheken aufwarten konnte.

So schließt sich der Reigen, vor allem wissenschaftlicher Bibliotheken im Landesteil Baden. Nicht angesprochen wurde dabei der Bereich der Öffentlichen Bibliotheken. Sie lassen sich zurückführen auf die Lesegesellschaften im 18. Jahrhundert sowie die gewerblichen Leihbüchereien. Maßgeblich beeinflusst wird ihre Entwicklung in Deutschland durch das Vorbild der Public Libraries in Großbritannien und den USA. Sie wird ferner geprägt durch die fortschreitende Industrialisierung. Doch dauerte es lange bis hier nennenswerte Gebäude entstehen konnten. Neuerungen tauchten da eher bei kleineren Bibliotheken in kleineren Orten auf. Spektakuläre und zukunftsweisende Bauten sind erst im 20. Jahrhundert anzutreffen und da weniger in Baden, wie z. B. die Pyramide in Ulm oder der Kubus in Stuttgart (Abb. 22). Aber das müsste ein eigenen Berichterstattung vorbehalten bleiben.

Abbildung 22: Die neue Stadtbibliothek Stuttgart 2011 bei Nacht (Foto: Stadt Stuttgart)

7. Fazit: Baden eine Bibliothekslandschaft

Wir haben bei der Betrachtung der Baugeschichte von Bibliotheken in diesem Lande gesehen, dass es Bibliotheken schon gab, bevor es Baden gab. Aber so heterogen, wie dieses Land entstanden ist, bis es zum Großherzogtum aufstieg und schließlich im Bundesland Baden-Württemberg aufging, so heterogen war auch die Entwicklung seiner Bibliotheken. So finden sich hier alle Bibliothekstypen, wenn auch die eigentliche Entwicklung erst nach dem Untergang des römischen Reiches einsetzte mit der Christianisierung und den Klostergründungen z. B. auf der Reichenau, mit den Schreibstuben, Bücherschränken, Pultbänken und sich fortsetzte mit den späteren klösterlichen Barocksälen, den Universitätsgründungen mit ihren großen Universitätsbibliotheken, der Sammelleidenschaft seiner Fürsten und den daraus entstandenen Hof- und später Landesbibliotheken. Einige sind aus kleinsten Anfängen gewachsen, andere später als Großbibliotheken geplant nach funktionalen Gesichtspunkten gebaut, einige gelungen andere weniger. Es hat sich gezeigt, dass Bibliotheken eben Sammelgebäude sui generis sind und deshalb auf Wachstum angelegt sein müssen, besonders wenn außer dem permanenten Wachstum noch unvorhersehbare Ereignisse sie überkommen z. B. der Übergang von der Schreib- zur Druckkunst, wie auch vom Pergament zum Papier und später die Säkularisierung und danach die Einführung der Rotationspressen, was alles die Buchbestände rasant anwachsen ließ. In der Neuzeit kamen von Amerika neue Ansprüche nach mehr demokratischem, d. h. freiem Zugang zu den Informationsmitteln. Das zwang Bibliothekare und Architekten zur Erstellung neuer Qualitätsmerkmale und führte auf internationaler Ebene zu den zehn sog. Faulkner-Brownschen Gesetzen, deren wesentliche Merkmale sind: freie Zugänglichkeit, innere Flexibilität, äußere Erweiterbarkeit, Sicherheit, Wirtschaftlichkeit u. a. Zahlreiche

Bibliotheken sind nach diesen gewünschten Merkmalen gebaut, wobei vor allem der Wandel der Magazinbibliotheken in Freihandbibliotheken das Hauptanliegen war sowie das Verlangen nach längeren Öffnungszeiten hin zur 24-Stunden-Bibliothek.

So bilden auch die Bibliotheken, wie das Land Baden selbst in seiner Entwicklungsgeschichte aus historischer Sicht ein oft als Flickenteppich bezeichnetes Gebilde. Der Autor jedoch möchte hier lieber das Sinnbild des Kaleidoskops verwenden, das die Vielfalt und Schönheit seiner Bilder aufzeigt, wenn man z. B. nur die vielfältigen Fassaden der Universitätsbibliotheken von Heidelberg, Karlsruhe und Freiburg betrachtet mit der historischen Renaissancefassade in Heidelberg, der modernen dreigegliederten am Karlsruher Hochhaus und schließlich die futuristische, die im Augenblick in Freiburg entsteht.

Deshalb ist es nicht übertrieben, auch in diesem Land von einer badischen Bibliothekslandschaft zu sprechen, vor allem, wenn man auch den Reichtum seiner Schätze an Handschriften, Kodizes und Inkunabeln mit einbezieht und nicht vergisst, dass noch weiter zu diesem Bild beitragen würden, die hier aus Platzgründen noch nicht berücksichtigten Öffentlichen Stadtbibliotheken und -büchereien, die einer späteren Betrachtung vorbehalten bleiben müssen.

Literatur

Baur-Heinold, Margarete: Schöne alte Bibliotheken. – München: Callwey 1972, 295 S.

Bibliotheksneubauten in der Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. v. Gerhard Liebers. – Frankfurt: Klostermann 1968, 347 S. (Zeitschr. f. Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderh. 9).

Bibliotheksneubauten in der Bundesrepublik Deutschland, 1968–1983. Hrsg. v. Rolf Fuhlrott, Gerhard Liebers, Franz-Heinrich Philipp. – Frankfurt: Klostermann 1983, 353 S. (Zeitschr. f. Bibliothekswesen und Bibliographie Sonderh. 39).

Borchardt-Wenzel, Annette: Kleine Geschichte Badens. – Regensburg: Pustet, 2011, 200 S.

Faulkner-Brown, Harry: Der offene Plan und die Flexibilität. – In: Bibliotheken wirtschaftlich planen und bauen. S. 9–25. – München: Saur 1981.

Fuhlrott, Rolf: Bibliotheksbau. – In: Lexikon des gesamten Buchwesens Bd 1, S. 386–394. Stuttgart: Hiersemann 1987.

Fuhlrott, Rolf Bibliotheksbau in Vergangenheit und Gegenwart. – In: Bibliotheksbau heute, S. 11–44. – Frankfurt: Klostermann 1981 (Zeitschr. f. Bibliothekswesen und Bibliographie, Sonderh. 33).

Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Hrsg. Bernhard Fabian. Digitalisiert von Günter Kükenshöner. – Hildesheim: Olms Neue Medien 2003. Hier: Bibliotheken in Baden-Württemberg.

Hobson, Anthony: Große Bibliotheken der Alten und der Neuen Welt. – München Prestel 1970, 320 S.

Jochum, Uwe: Geschichte der abendländischen Bibliotheken. – Darmstadt: Primus Verlag 2010, 160 S.

Funke, Fritz: Buchkunde, 6. überarb. u. erg. Aufl. – München: Saur 1999, 396 S.

Lexikon der Buchkunst und Bibliophilie. Hrsg. v. Karl Klaus Walther. – München u. a.: Saur, 1988, 386 S.

Römer, Gerhard: Bibliotheken in Baden. – In: Badische Heimat 1984 Heft 2, S. 637–651.

Römer, Gerhard: Bücher, Stifter, Bibliotheken. Buchkultur zwischen Neckar und Bodensee. – Stuttgart: Kohlhammer 1997, 296 S.

Seidel, Stefanie: Bibliotheken. Die schönsten Räume. Die wertvollsten Sammlungen. Deutschland, Österreich, Schweiz. – München: Callwey 1995, 102 S.

Anschrift des Autors:
Dr.-Ing. Rolf Fuhlrott
Berliner Str. 9a
76185 Karlsruhe
fuhlrott@ubka.uni-karlsruhe.de

Die Energie der Zukunft entsteht hier.

Das neue Wasserkraftwerk Rheinfelden liefert CO_2-freien Strom für 170.000 Haushalte.

Bereits seit 113 Jahren erzeugt die EnBW Energie Baden-Württemberg AG Energie aus Wasserkraft. Damit regenerativer Strom nicht nur in aller Munde, sondern auch verfügbar ist.
Wir arbeiten für neue Lösungen: www.enbw.com

EnBW

Energie
braucht Impulse

Wir sprechen (fast) alles außer badisch

Zur dialektgeographischen Situation in Baden

Rudolf Bühler/Volker Schupp

Unter der Überschrift »Badische Sonne im Herzen« gab der Wahlberliner Kabarettist Tilman Birr am 8. März 2012 der »Badischen Zeitung« ein Interview. Er wurde gefragt, ob sich »die Freiburger auf den ein oder anderen Badner-Witz einstellen« müssten. Birr verneinte das: »Das liegt daran, dass ich den badischen Dialekt nicht imitieren kann. Dann sollte man es besser lassen.«

Recht hat er, denn außer dem sogenannten »Badischen Akkusativ«[1] des Interviewers (»auf ein Badner-Witz einstellen«) hätte er sich da noch andere Probleme eingehandelt. Die von ihm verwendete Bedeutung von »badisch« steht nicht einmal im »Badischen Wörterbuch«.

Der Artikel »badisch« im seit 1926 erschienenen Wörterbuch ist jedoch trotz seiner Kürze interessant und teilweise überraschend[2]. Man erfährt, dass »Badische« Angehörige des Großherzogtums Baden bezeichnet, auch badische Soldaten, auch »'s ganz badisch Ländli« mit Verweis auf den Artikel »Musterländli« und den württembergischen Spottnamen »badische Windbeutel« für die Leute des nordbadischen Schluchtern. Außerdem gibt es damals schon »Neubadische« und »altbadisch«, das man sich doch eher nach dem 2. Weltkrieg vorgestellt hätte.

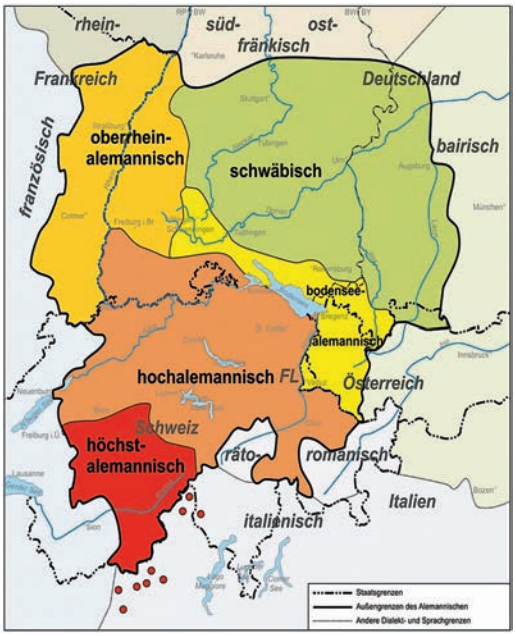
Aber es fehlt jeder Hinweis auf den »badischen Dialekt«. Das ist natürlich kein Zufall, denn das alte Land Baden ist dialektologisch ein Konglomerat verschiedener Mundarten.

Die heute im südwestdeutschen Sprachraum gesprochenen Dialekte gehen bis auf die in frühmittelalterlicher Zeit entstandenen Siedlungsgrenzen der germanischen Stämme zurück. Ihr Verbreitungsgebiet grenzte im Norden an die von Franken, im Osten an die von Baiuwaren bewohnten Gebiete an. Im Laufe des Mittelalters wurden diese zunächst beweglichen und oft unscharf voneinander abgetrennten Siedlungsbereiche durch politische Grenzen geographisch gefestigt. Ihre Idi-

Karte 1: Das Herzogtum Schwaben (Alamannia) und seine Nachbarn um das Jahr 1000[4] im Verhältnis zu heutigen politischen Grenzen

ome werden allerdings in der Regel nicht benannt, auch wenn manchen die sprachlichen Unterschiede bewusst waren. Gewöhnlich bezeichnete man nur den Gegensatz »deutsche Volkssprache« (*theodisca*, oder *patria lingua*) zur lateinischen Sprache (*lingua latina*) und meint dann eben die Sprache, die man selber spricht. Lediglich der südrheinfränkische Mönch und Autor einer Bibeldichtung, Otfrid von Weißenburg (9. Jh.), nennt seine deutsche Sprache neben *theodisce* auch *frenkisg*, bzw. lat. *francisce*.[3] Er will, dass auch die Franken Gott in ihrer Sprache loben.

Der nördliche Bereich des frühmittelalterlichen Herzogtums Alamannia ist nahezu deckungsgleich mit dem Verbreitungsgebiet der heutigen alemannischen Dialekte (vgl. Karten 1 und 2). Mit der Reformation und dem 30-jährigen Krieg zerfiel Südwestdeutschland in zahlreiche Territorien, von denen Baden-Durlach und Baden-Baden den Namen ihrer Markgrafen bis heute weiterreichen konnten.



Karte 2: der gesamtalemannische Sprachraum, nach Schrambke und Baßler/Steger[5]

Erst die Errichtung des Großherzogtums Baden in der Folge napoleonischer Territorialpolitik zu Beginn des 19. Jahrhunderts ließ die missverständliche Bezeichnung »badisch« als Begriff für die Staatsangehörigkeit aller Einwohner des neu geschaffenen Staates Baden entstehen; die Fläche des neuen Großherzogtums umfasste jedoch nicht einen in sich abgeschlossenen, homogenen Sprachraum, sondern Teile mehrerer Dialektgebiete. In der südlichen Hälfte finden sich Vertreter alemannischer Dialekte, im nördlichen Baden sind die Einwohner Sprecher der fränkischen Mundarten. »Badisch« für die Sprache hört man freilich auch im Land Baden. Aber das kann Tilman Birr nicht gemeint haben, denn diejenigen Dialektsprecher, die heute ihre eigene Mundart als »badisch« bezeichnen, leben im Bereich um Baden-Baden und Karlsruhe, eben der ursprünglichen Markgrafschaft und in Teilen Nordbadens (s. u. zum Südfränkischen).

Im südlichen Teil Badens wird allerdings alemannisch gesprochen, was zu den westoberdeutschen Mundarten gezählt wird. In der Sprachwissenschaft werden sie auch unter der Bezeichnung »Gesamtalemannisch« zusammengefasst. Zu ihnen gehören neben dem Alemannischen und dem Schwäbischen in Baden-Württemberg und Bayern auch Dialektgebiete von fünf weiteren Staaten (vgl. Karte 2). Das Alemannische ist also ein grenzübergreifender Dialekt, der heute in sechs Staaten gesprochen wird: In Deutschland in Baden-Württemberg und Bayern, im französischen Elsass, in der deutschsprachigen Schweiz, in Sprachinseln des italienischen Aostatals und des Piemonts, im Fürstentum Liechtenstein sowie im österreichischen Vorarlberg.

Zu den Methoden der Dialektologie

Wie gehen nun Sprachwissenschaftler bei der Erforschung und Einteilung der Dialekte vor? In der praktischen Arbeit hat sich die Erstellung von Sprachatlanten bewährt; bereits im 19. Jahrhundert wurde damit begonnen, die Dialekte in Deutschland wissenschaftlich zu untersuchen. Man bediente sich anfangs der indirekten Erhebungsmethode, bei der die Forscher seit den 1870er Jahren mundartliches Material im ganzen damaligen Deutschen Reich sammelten, indem sie hochdeutsch formulierte Sätze an allen Schulorten unter Anleitung ihrer Lehrer oder Pfarrer in den Dialekt umsetzen ließen. Für den »Sprachatlas des Deutschen Reichs«, der bis 1956 in Marburg entstand, lag nun Material aus circa 30 000 Orten vor. Es zeigte sich, dass diese Datenflut (noch ohne EDV) kaum zu bewältigen war.

In der Folge begann daher die gezielte Erforschung des südwestdeutschen Sprachgebiets durch sogenannte Regionalatlanten. In direkter Methode erhobene Kleinraumatlanten, bei der die Forscher zu Sprachaufnahmen in die Gemeinden reisten, sollten ein detailliertes Bild der Sprachlandschaft zunächst im alemannischen Sprachraum vermitteln. Seit den 1930er Jahren wurde – beginnend mit dem Gebiet der deutschsprachigen Schweiz – der alemannische Sprachraum systematisch untersucht. Dazu wurden anhand eines Fragebuchs Aufnahmen zur Alltagssprache besonders des bäuerlichen Lebens durchgeführt. Die erhobenen Daten wurden für jeden Ort ausgewertet und kartiert. So entstanden in den letzten Jahrzehnten verschiedene Dialektatlanten für den gesamten süddeutschen Sprachraum, vom Elsass bis Südtirol.

Karte 3: Die sprachlichen Verhältnisse in Baden
Nach Steger/Jakob, Kt. XII. 7,
Südwestdeutscher Sprachatlas SSA,
Sprachatlas von
Nord-Baden-Württemberg SNBW[6]

In der Schweiz begann Rudolf Hotzenköcherle 1935 mit der Planung eines »Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS)«. Dieses Projekt war Vorbild für entsprechende Forschungsvorhaben in Deutschland wie den Südwestdeutschen Sprachatlas (SSA) für den Süden Baden-Württembergs, dessen letzte Lieferung soeben erschienen ist, und den Sprachatlas von Nord-Baden-Württemberg (SNBW), für den die Aufnahmearbeiten 2012 abgeschlossen wurden.

Als Ergebnis für den badischen Landesteil lassen sich nun die sprachlichen Verhältnisse wie auf Karte 3 darstellen. Neben Unterschieden im Wortschatz (Lexik) sowie in der Grammatik und im Satzbau (Morphologie)

wurden in den jeweiligen Regionen vor allem Wesensmerkmale in der Lautung (Phonologie) erfasst. Diese liegen auch der klassischen Einteilung der badischen Dialekte zugrunde, wie sie in dieser Art zuerst von Ernst Ochs[7] vorgenommen wurde. Dabei wird von den Dialektologen – ausgehend von der Sprachstufe des Mittelhochdeutschen, wie es vor etwa 800 Jahren in unserer Region niedergeschrieben wurde – untersucht, welche Entwicklungen die einzelnen Lautungen im Laufe der Zeit erfahren haben. Als Ergebnis erhält man mehr oder weniger homogene Sprachgebiete, innerhalb derer sich diese Lautungen, Vokale und Konsonanten, gemeinsam ausgebildet haben. Die dazwischen liegenden Trennlinien, an denen die jeweiligen sprachlichen Merkmale voneinander geschieden sind, nennt man in der Sprachwissenschaft Isoglossen. Je mehr dieser Isoglossen nun beieinander oder aufeinander verlaufen, umso eher lässt sich von einer Dialektgrenze sprechen.

Zu den Laut- und Wortkarten

a) Südbaden

Die mittelhochdeutschen langen Vokale *î* und *û* wurden im Zuge der »neuhochdeutschen Diphthongierung« zu Doppellauten. Während das Schwäbische (und auch das Fränkische; dort: *Ais*, *Haus*, vgl. Karte 5) dieser Entwicklung etwa im 15. Jahrhundert[8] folgte, blieb die Veränderung im Alemannischen aus. Bis heute heißt es am Oberrhein und in Südbaden z. B. *Iis* und *Huus* für »Eis« und »Haus«; nur in den östlichen Gebieten hat sich um Pfullendorf und Meßkirch (vgl. Karte 4) sowie in neuerer Zeit in manchen Orten am Bodensee die schwäbische Lautung *Eis* und *Hous* durchgesetzt.

Die Unterscheidung in der Aussprache des mittelhochdeutschen *ei* in Wörtern wie »Geiß«, »Leiter« und »heiß« wird in Südbaden von einer Linie markiert, die sich von der Schiltach entlang dem Schwarzwaldkamm weiter nach Süden zieht. Westliches *Gaiß* trennt das Oberrheinalemannische von östlichem *Goaß*, welches das Bodenseealemannische[9] repräsentiert. Die Bezugnahme auf das Mittelhochdeutsche bei der Gliederung von Dialekträumen wird hier besonders wichtig; denn im Schriftdeutschen besitzen »Eis« und »Geiß« die gleichen Doppellaute und taugen nicht zur Differenzierung von Mundarten; nur die Kenntnis der historischen Lautentwicklungen (mhd. *îs* > alem. *Iis*, schwäb. *Eis*, fränk. *Ais* und mhd. *geiz* > oberrheinalem. *Gaiß*, bodenseealem. *Goaß*) ermöglicht der Sprachwissenschaft die Zuordnung und Interpretation von Lautungen im Raum.

Südlich von Freiburg verläuft eine weitere wichtige Sprachgrenze, die das Oberrhein-/Bodenseealemannische vom Hochalemannischen[10] trennt: Bis hierher wurde das germanische *K-* im Anlaut in Wörtern wie »Kind«, »Kopf« und »kalt« zu *Kch-* und *Ch-* verschoben[11]. Diese *K-*/*Ch-*Grenze bildet gemeinsam mit weiteren nördlich und südlich davon gestaffelten Linien (z. B. *sei* / *bisch* [vgl. Karte 5], oberrheinalem. *Hiiser*, *trinke* / hochalem. *Hüüser*, *trinkche* für »Häuser«, »trinken«) die

Karte 4: Lautungen und Dialektgrenzen im Südbadischen

Karte 5: Der Sprachraum am badischen Oberrhein

von Friedrich Maurer nach ihrem Verlauf so genannte Sundgau-Bodensee-Schranke[12]. Auch die Diphthongierungsgrenze zwischen *Iis*, *Huus* und *Eis*, *Hous* gliedert sich hier ein, nachdem sie, von Norden kommend, auf Höhe der Schiltach in Richtung Südosten und Osten schwenkt.

Während die Sundgau-Bodensee-Schranke in Baden durch ein breites Band von Lautgrenzen zwischen Freiburg und Lörrach, Villingen und Konstanz entsteht, wird die in Nord-Süd-Richtung verlaufende »Schwarzwaldschranke«[13] durch enger zusammenliegende Isoglossen gebildet. Hier werden die auf der badischen Seite gelegenen oberrheinischen Mundarten nicht nur durch Lautmerkmale vom württembergischen Schwäbisch geschieden. Es finden sich entlang dem Schwarzwaldkamm ebenso Wortgrenzen wie auch Unterschiede im Bereich der Grammatik, wenn es etwa um das Mähen der Grasfläche geht: Die Badener westlich des Höhenzuges *mähe* die *Matte*, die Schwaben auf der Ostseite *mähet* die *Wiese*.

Längs einer zugleich geographischen, politischen und konfessionellen Grenze wie dem Schwarzwaldkamm konnten sich die einmal etablierten sprachlichen Unterschiede zwischen dem Oberrheinalemannischen und dem Schwäbischen über Jahrhunderte halten. Allein durch die räumliche Isolierung der Menschen links und rechts des Gebirges und aufgrund der speziellen Besiedelungsgeschichte des Schwarzwaldes – die Gebiete westlich des Kammes wurden vom Oberrhein her, die Regionen östlich davon aus dem Neckarraum erschlossen – kam es zu einer nachhaltig unterschiedlichen Entwicklung der jeweiligen Mundart.

Diese stabile Sprachgrenze abseits des Verkehrs steht ganz im Gegensatz zu den dynamischen Sprachentwicklungen im Oberrheingraben. Ebenso wie sich fehlender Kontakt auf die Spaltung und Ausbildung von Dialektgebieten auswirkt, fördern ständige Begegnungen und häufige Kommunikation der Menschen untereinander die Vermischung von Mundarten. Dies geschieht besonders längs der Verkehrs- und Handelswege.

Die Sprachgrenzen, die im gesamten Oberrheintal von West nach Ost, von den Vogesen zum Schwarzwald verlaufen, wurden 1942 von Friedrich Maurer untersucht und als »Rheinstaffeln«[14] bezeichnet; Ernst Ochs hatte diese Aneinanderreihung von Lautgrenzen zuvor hier in der »Badischen Heimat« »Treppen-« und »Stufenlandschaft«[15] genannt, die sich als Übergangsgebiet zwischen dem nördlichen Fränkischen und dem südlichen Alemannischen darstellt (vgl. Karte 5). Man stellte fest, dass diese von West nach Ost ver-

laufenden Grenzen ältere alemannische Lautungen im Süden von neueren aus dem Fränkischen vordringenden Lautungen im Norden trennen.

So passiert die Grenze zwischen dem neueren *Bruuder* – mit dem langen fränkischen Monophthong *uu* – und dem alemannischen *Brueder* – mit dem alten mittelhochdeutschen Diphthong *uo* – bei Baden-Baden die Rheinebene. Der einstige Doppellaut wird hier zu einem einfachen Langvokal. Weiter nach Süden vorgedrungen ist die fränkische Form des Partizips von sein. Hierfür existieren bereits in mittelhochdeutscher Zeit zwei unterschiedliche Formen. Man findet *wësen* (aus dem sich das standarddeutsche Partizip »gewesen« entwickelt) ebenso wie *sîn*. Aus diesen beiden Formen bildet sich im Schwäbischen und im Fränkischen *gwan* und *gwää* (aus mhd. *wësen* (Inf.), (wie nhd. »gewesen«) sowie im Oberrheinalemannischen *gsii* (aus mhd. *sîn* [Inf.]). Nach Aufnahmen des SSA ist *gsii* bereits bis Achern zurückgedrängt. Der Norden und der Süden unterscheiden sich ebenfalls in der Aussprache des Wortes »schon«: im Süden heißt es *scho*, im Norden gilt bis auf die Höhe von Lahr die Lautung *schun*. Der Einfluss der fränkischen Lautungen im Wort »Seife« (*Seif* gegen altes *Seife*) und »Kind« (*Kind* gegen altes *Chind*) sowie der Imperativform von »sei« (*sei* gegen altes *bis, bisch*) – z. B. in *sei still*, *bisch still* – ist am weitesten fortgeschritten.

Fränkische Lautungen dringen also von Norden her in die Oberrheinebene vor und verdrängen alte alemannische Aussprachevarianten; dabei hat sich linksrheinisch der fränkische Einfluss viel stärker ausgewirkt: Hier verlaufen die einzelnen Lautgrenzen noch weiter südlich, da die früher vom fränkischen Norden durch das Elsass verlaufenden Handels- und Hauptverkehrsrouten einen größeren Einfluss auf das (linksrheinische) Oberrheinalemannisch hatten als in Baden.

b) Nordbaden

Das Fränkische in Nordbaden lässt sich grundsätzlich in vier Gebiete aufteilen:

Das Rheinfränkische findet man im Bereich der vormals kurpfälzischen Besitzungen; es wird nicht mehr zu den oberdeutschen Dialekten gezählt, sondern ist ein Vertreter der mitteldeutschen Mundarten. Sein augen- bzw. ohrenfälligstes Merkmal ist das erhaltene germanische *p*. Im frühen Mittelalter wurden in den süddeutschen Sprachen die alten germanischen Konsonanten *p, t* und *k* in bestimmten Positionen verändert. Aus z. B. *maken* wurde »machen« (s. o. zur *K-/Ch*-Grenze), aus *dat* wurde »das« und aus *appel* wurde »Apfel«. Man spricht hier von der »hochdeutschen« Lautverschiebung, bei der sich die hoch-(d. h. süd-)deutschen von den nieder-(d. h. nord-)deutschen Dialekten trennten. Am Mittelrhein wurde diese Lautverschiebung nur teilweise durchgeführt. Das Rheinfränkische in Baden hat zwar *t, k* ganz

Karte 6: Einteilung des Fränkischen in Nordbaden

und *p* im Auslaut (z. B. *dorp* > *Dorf*) verschoben, nicht jedoch die an- (z. B. *Pund*, *Palz*) und inlautenden p. Je weiter man dem Mittelrhein flussabwärts folgt, umso geringer ist der Grad der Verschiebung, bis man am Niederrhein schließlich die Grenze zum Niederdeutschen mit seinen vollständigen erhaltenen *p, t* und *k* erreicht. Die *Apfel/Appel*-Grenze im nördlichen Baden ist daher der Beginn des Gebildes, das in der Sprachwissenschaft »Rheinischer Fächer« genannt wird.

Das Südfränkische zwischen Karlsruhe und dem Neckar im Abschnitt von Heilbronn bis Mosbach wird von seinen Sprechern am ehesten als »badisch« bezeichnet. Es lässt sich vom Ostfränkischen hauptsächlich durch zwei Lautgrenzen trennen. Mittelhochdeutsche kurze *a* in offener Silbe (d. h. das *a* steht am Silbenende) in Wörtern wie »Wagen« und »laden« erscheinen im Ostfränkischen als langes *oo*, im Südfränkischen als langes *aa* (vgl. Karte 6). Etwa entlang der gleichen Linie unterscheidet sich die Lautung des mittelhochdeutschen *ei* in Wörtern wie »Geiß«, »breit« und »heiß«. Südfränkisch heißt es G*aiß*, *brait* und *haiß* bzw. *Gees*, *breet*, *heeß* im Neckar-Odenwald-Kreis nördlich von Mosbach, östlich der Grenze wird *Gaaß*, *braat*, *haaß* gesprochen.

Im äußersten Nordosten Badens beginnt das Unterostfränkische. In den grenznahen Ortschaften Dertingen, Gerchsheim, Großrinderfeld und Grünsfeld sowie auf württembergischer Seite in Simmringen und Waldmannshofen verzeichnet der Sprachatlas von Nord-Baden-Württemberg (SNBW) einen mundartlichen Einfluss aus Unterfranken. Hier erscheint das mittelhochdeutsche *ei* in »Geiß«, »breit« und »heiß« als *Gääs*, *bräät*, *hääß*.

Eine Besonderheit stellt in einigen Orten Nordbadens die Aussprache von germanischen *s* in Wörtern wie »Haus« (vgl. Karte 6), »Maus/Mäuse«, »Besen«, »Glas/Gläser«, »Gans/Gänse«, »Gras«, »sechs« und »Käse« dar. Hier wird der alte *s*-Laut zu *-sch-* verschoben: *Hausch*, *Mausch* etc. Der SNBW verzeichnet dieses Phänomen, bei der die Landesgrenze noch weniger eine Rolle spielt als sonst, in den Orten Buchen, Gerichtstetten, Gerolzahn, Hardheim, Heckfeld, Königheim, Krautheim, Lauda, Limbach, Mudau, Osterburken, Schefflenz, sowie auf württembergischer Seite in Forchtenberg, Mulfingen und Wachbach.

Ausblicke

Man sollte den Linien in den Karten (Isoglossen) nicht zu viel Bedeutung beimessen; gewiss sind durch sie Dialektgrenzen bezeichnet, allerdings von unterschiedlichem Gewicht. Je mehr Isoglossen zwischen zwei Orten oder Gebieten auffindbar sind, desto stärker ist der sprachliche Einschnitt. Im Grunde geht es mehr um die von ihnen markierten Flächen, die Dialektgebiete. Nach dem Motto »Sprachgemeinschaft ist Verkehrsgemeinschaft« repräsentieren sie gegenwärtige oder einstige politische, religiöse oder anderswie konstituierte Bereiche. Es kommt nur darauf an, ihre frühere Qualität herauszufinden. Sie sind die Relikte von ehemaligen Lebenszusammenhängen und deren Reichweite. Relikte aber nicht im Sinne von geschichtlichen Fundstücken von lediglich wissenschaftlicher Bedeutung, sondern mit andauernder Wirkung. Die Karten zeigen also Baden von der Sprache her gesehen nur in dialektgeographischer Sicht. Nicht gekennzeichnet sind die Umgangs-, Standard-, Fach- oder Migrantensprachen. Die Dialekte sind aber das Substrat der gesprochenen regionalen Standardvarian-

ten und beeinflussen deren Entwicklung. Mit Hilfe früherer Dialektaufnahmen oder auch im Vergleich mit historischen schriftlichen Zeugnissen erlauben sie der Dialektologie, die deutsche Sprachgeschichte vom Kleinraum her zu studieren.

Die neuere Forschung zu den süddeutschen Mundarten hat aber auch gezeigt, dass der jeweilige Ortsdialekt nicht das einzige sprachliche Register ist, das deren Sprechern zur Verfügung steht. Zwischen Grundmundart und dem »richtigen« Schriftdeutsch nutzen die Franken, Alemannen und Schwaben auf dem Gebiet des ehemaligen Großherzogtums Baden eine Vielzahl von sprachlichen Stufen, unter denen sie je nach Gesprächspartner, -ort und -situation variieren können. Unsere Kommunikationsreichweite hat sich in den letzten Jahrzehnten stark vergrößert – man spricht nicht mehr nur mit den Leuten aus dem Heimatort, sondern findet sich immer öfter unter Ausnutzung der eigenen sprachlichen Variantenvielfalt auch mit »Auswärtigen« im Gespräch oder mit solchen, die lediglich über eine fast akzentfreie Standardsprache verfügen. »Kleinräumige dialektale Merkmale« werden schließlich immer mehr in den Hintergrund gedrängt und zugunsten solcher Formen aufgegeben, »die eine regionale oder überregionale Verbreitung haben«.[16] Leider gibt es keine flächendeckenden Erkenntnisse über Anzahl und Qualität der Dialektsprecher. Ihr Verhältnis zu den Schriftsprachlern wirkt sich natürlich auf die regionale Umgangssprache aus und so könnte es kommen, dass durch nord- und mitteldeutsche Zuwanderung, Sprachunterricht und medienunterstützte Dialektferne Varianten der Vereinheitlichung entstehen, die sprachhistorisch kaum mehr erfasst werden.

So können die Unterschiede zwischen den einzelnen Dialektregionen verschwimmen und die in Baden gesprochenen Dialekte – alemannisch, fränkisch und sogar schwäbisch – gleichen sich immer mehr an. Dann wäre die heute noch untaugliche Bezeichnung des Kabarettisten Birr schließlich gerechtfertigt, und »badisch« würde zu einer eher standardsprachlichen Variante – etwa einer Art von »südweststaatlicher Umgangssprache« – mit gewissen lokalen Abweichungen, deren Grenzen nach Norden und Osten offen wären.

Anmerkungen

1 Die Benennung ist wohl scherzhaft durch die Lehrer gegenüber den Dialekt sprechenden oder schreibenden Schülern entstanden. Tatsächlich reicht der Zusammenfall der beiden Fälle im Kasussystem weit über das Territorium Badens hinaus. Vgl. König, Werner, [14]2004: dtv-Atlas Deutsche Sprache, München, S. 111, 154 f.

2 Ochs, Ernst, 1926 (bearb.): Badisches Wörterbuch, Bd. 1, Lahr, S. 107.

3 Erdmann, Oskar, 1973 (Hrsg.): Otfrids Evangelienbuch, Tübingen, Cap. 1 *Cur scriptor hunc librum theodisce dictaverit.* und *Ad Liutbertum.*

4 Vgl. Kinder, Hermann und Werner Hilgemann, [39]2007: dtv-Atlas Weltgeschichte, München, Bd. 1, S. 142.

5 Schrambke, Renate, 2003: Der alemannische Sprachraum. Ältere Gliederungen und ein neuer Versuch, in: Alemannisches Jahrbuch 2001/2002, S. 161–189.
Baßler, Harald und Hugo Steger, 1997: »Alemannisch« als Teil des Althochdeutschen, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hrsg.), Die Alamannen [Katalog zur Landesausstellung in Stuttgart vom 14. 6. 1997–14. 9. 1997], Stuttgart, S. 503–510.

6 Steger, Hugo, mit einem Beitrag von Karlheinz Jakob, 1983: Raumgliederung der Mundarten. Vorstudien zur Sprachkontinuität im deutschen Südwesten. Für Karl Hauck zum 65. Geburtstag, in: Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg (Hrsg.), Arbeiten zum Historischen Atlas von Südwestdeutschland VII, Stuttgart.
Südwestdeutscher Sprachatlas (SSA). Hrsg. von, U. Knoop, V. Schupp, H. Steger, Marburg 1989–2012.

Projekt »Sprachalltag in Nord-Baden-Württemberg« (SNBW) am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft (EKW) der Eberhard Karls Universität Tübingen. [www.sprachalltag.de]

7 Ochs, Ernst, 1921: Die Gliederung des Alemannischen, in: Germanische-Romanische Monatsschrift 9, S. 56–58 [wiederum in: Müller, Karl Friedrich, 1951: Beiträge zur Sprachwissenschaft und Volkskunde. Festschrift für Ernst Ochs zum 60. Geburtstag, Lahr (Schwarzwald)].
Ders., 1923, Gliederung der badischen Mundarten. Mit Skizze (zweite Auflage), in: Heimatblätter »Vom Bodensee zum Main« Nr. 12, S. 6–16 u. Skizze.

8 Vgl. König 2004, S. 146.

9 Welches zuerst von Steger/Jakob 1983, S. 11 hervorgehoben wurde.

10 Zur Begrifflichkeit von Hoch- und Südalemannisch vgl. Steger/Jakob 1983, S. 11.

11 Altes germanisches –k– zwischen Vokalen hat jedoch in allen süddeutschen Dialekten die Verschiebung zu –ch– erfahren, wie im Wort »machen«; erhalten ist das alte –k– heute z. B. noch im Niederdeutschen / Niederländischen maken und im Englischen to make.

12 Maurer, Friedrich, 1942 (Hrsg.): Oberrheiner, Schwaben, Südalemannen. Räume und Kräfte im geschichtlichen Aufbau des deutschen Südwestens, Straßburg [Arbeiten vom Oberrhein. Veröffentlichungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde an der Universität Freiburg i. Br. 2], S. 201, Kt. 28.

13 Maurer 1942, S. 209 f. Kt. 33.

14 Maurer 1942, Kt. 55.

15 Ochs, Ernst, 1940: Der oberrheinische Sprachraum, in: Oberrheinische [d. i. badische] Heimat 27, S. 431 f.

16 Spiekermann, Helmut, 2008: Sprache in Baden-Württemberg. Merkmale des regionalen Standards, Tübingen.

Anschrift der Autoren:
Rudolf Bühler
Birkenweg 18
79288 Gottenheim

Volker Schupp
Haydnweg 4
79312 Emmendingen

Hinweis der Redaktion
Herr Prof. Dr. Volker Schupp ist Herausgeber des Südwestdeutschen Sprachatlas, sein Mitarbeiter Herr Rudolf Bühler arbeitet am entstehenden Sprachatlas für Nordbaden und Nordwürttemberg mit.

Aura gelassener Menschlichkeit

»Baden – das ist mehr als ein geographischer Begriff, nicht nur der eine Teil des geschäftigen Bundeslandes Baden-Württemberg: Es erweckt auch eine Aura gelassener Menschlichkeit, bedächtiger Vernunft, einem liberalen, allzeit anständigen, gemütlichen, den Freuden des Lebens zugewandten Bürgertum.«

Martina Meute / Bernd Neuner-Dittenhoffer. Baden, Küche. Land und Leute, 1988

Karlsruhe und die badische Identität

Ernst Otto Bräunche

In diesem Jahr werden 900 Jahre Baden mit einer großen Landesausstellung im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe und einer Vielzahl weiterer Veranstaltungen im Land gefeiert, Anlass: Die erstmalige Erwähnung der Markgrafen von Baden im Jahr 1112. Gut 600 Jahre später ließ einer der Nachfolger des ersterwähnten Markgrafen Hermann von Baden, Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach (1679–1738), am 17. Juni 1715 unweit seiner Residenz Durlach den Grundstein zu seinem neuen Schloss Karlsruhe legen, was bis heute als Gründungstag der gleichnamigen Stadt gilt. Letzte Sicherheit, dass tatsächlich eine neue Stadt beim Schloss entstehen sollte, gab der am 24. September 1715 veröffentlichte Gründungsaufruf, mit dem der Markgraf rasch zahlreiche Neubürger anzog.

Dass die Stadt Karlsruhe auf besondere Weise mit Baden verbunden ist, liegt also ebenso auf der Hand, wie die Frage, wie präsent Baden heute noch in Karlsruhe ist. Mit dem Umzug der markgräflichen Beamten in die neue Residenzstadt im September 1718 wurde dokumentiert, dass Karlsruhe auch die neue Residenz der Markgrafschaft Baden-Durlach war und damit die der Markgrafschaft ihren Namen gebende Stadt Dur-

Abb. 1: Schloss Karlsburg mit Blick durch die Hauptstraße (heute Pfinztalstraße) Richtung Marktplatz. Im Hintergrund Evangelische Stadtkirche, Postkarte 1914, Pfinzgaumuseum Durlach UI, 530,10.

lach nach gut 150 Jahren als Residenz ablöste. Durlach ist heute Stadtteil von Karlsruhe und kann deshalb in drei Jahren mit Karlsruhe das 300-jährige Stadtjubiläum feiern, gleichzeitig aber auch daran erinnern, dass Durlach vor 450 Jahren badische Residenzstadt wurde. Das Doppeljubiläum ist eine Besonderheit oder Alleinstellungsmerkmal, da Karlsruhe wohl die einzige Stadt in Deutschland ist, die als ehemalige Residenz- und Landeshauptstadt eine weitere ehemalige Residenz in ihrem Stadtgebiet aufzuweisen hat.

Wer nach Spuren badischer Geschichte in Karlsruhe sucht, wird deshalb rasch auf das vormalige, nach der Zerstörung im Pfälzischen Erbfolgekrieg zu einem Teil wieder aufgebaute Residenzschloss in Durlach stoßen. Die Karlsburg (Abb. 1) ist heute u. a. Sitz des Pfinzgaumuseums, in dem neben der Stadtgeschichte Durlachs natürlich auch die badische Geschichte präsent ist. Das Pfinzgaumuseum hat deshalb auch sein diesjähriges – sehr gut besuchtes – Museumsfest am 11. März 2012 unter das Motto »900 Jahre Baden« gestellt und damit quasi den Startschuss für die Erinnerung an die badische Tradition in Karlsruhe im Jubiläumsjahr gegeben. Im Herbst folgt eine Ausstellung über Hohenwettersbach, ein 1262 erstmals als Dürrenwettersbach erwähnter Ort, der kaum 20 Jahre später badisch wurde. Der spätere Karlsruher Stadtgründer Karl Wilhelm erwarb 1706 die Güter der Gemarkung Dürrenwettersbach. Den von ihm in Hohenwettersbach umbenannten Ort überließ Karl Wilhelm 1711 mit dem dazugehörigen Gut Karoline von Wangen, einer der zahlreichen unehelichen Töchter des Markgrafen – badische Geschichte im Kleinen und auch privat.

In einem das Karlsruher Stadtbild prägenden Bauwerk, dem Residenzschloss Karlsruhe, ist seit 1920 das Badische Landesmuseum beheimatet, dessen bereits erwähnte Landes-

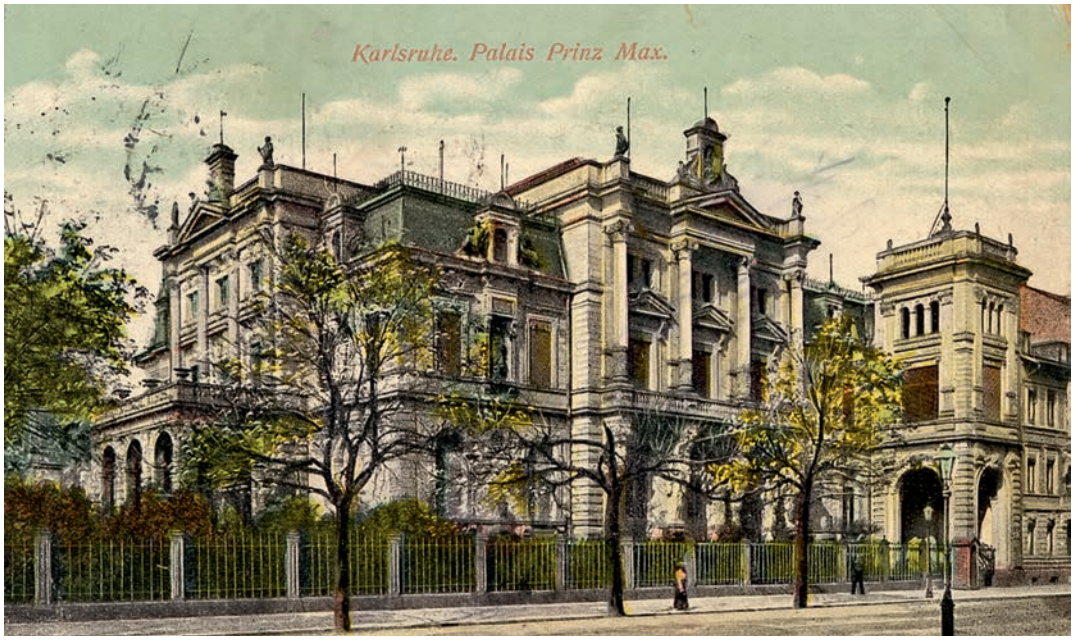


Abb. 2: Das Prinz-Max-Palais beherbergt heute das Stadtmuseum, das Museum für Literatur am Oberrhein und die Jugendbibliothek, Postkarte 1908, Stadtarchiv Karlsruhe 8/Alben 395, 538.

ausstellung am 15. Juni eröffnet wird, die ein Glanzpunkt im Jubiläumsjahr wird. Das Stadtmuseum im Prinz-Max-Palais (Abb. 2) – Namensgeber ist der letzte deutsche Reichskanzler Prinz Max von Baden, der das Stadtpalais 1899 käuflich erwarb und dort wohnte – widmet sich ab 16. September einem Stadtteil, der mit der Stadt Karlsruhe entstand. In dem 1812 eingemeindeten Klein-Karlsruhe wohnten die zum Schlossbau benötigten Arbeiter und hier ließen sich Personen nieder, die für eine Ansiedlung in der Residenz nicht das erforderliche Vermögen nachweisen konnten. Doch auch die Erinnerungsstätte Ständehaus (Abb. 3), in der an die demokratische Vorreiterrolle Badens seit dem Erlass der damals fortschrittlichsten Verfassung im Jahr 1818 erinnert wird, wird sich im Herbst mit einer partiellen Umgestaltung und dem Neustart des multimedialen Informationssystems zur Geschichte des badischen Landtags am Jubiläumsjahr beteiligen. Wenn gelegentlich eine stärkere Präsenz der Stadt Karlsruhe bei den zu bejubelnden 900 Jahren Baden eingefordert wird, so kann man also gelassen auf die oben aufgeführten Beispiele der städtischen und nichtstädtischen Aktivitäten verweisen. Es steht auch einer Kommune, in der sich eine demokratische Tradition früh herausgebildet hat und in der heute als »Residenz des Rechts« die obersten Bundesgerichte ansässig sind, mehr als gut an, anlässlich von 900 Jahren Baden in die Umgestaltung der Erinnerungsstätte Ständehaus, einem herausragenden Ort badischer und deutscher Demokratiegeschichte, zu investieren und damit die badische Geschichte noch ein Stückchen präsenter zu machen.

Über die genannten historischen Museen hinaus gibt es etliche weitere Institutionen, die aufs engste mit der badischen Geschichte verbunden sind. Das Badische Staatstheater

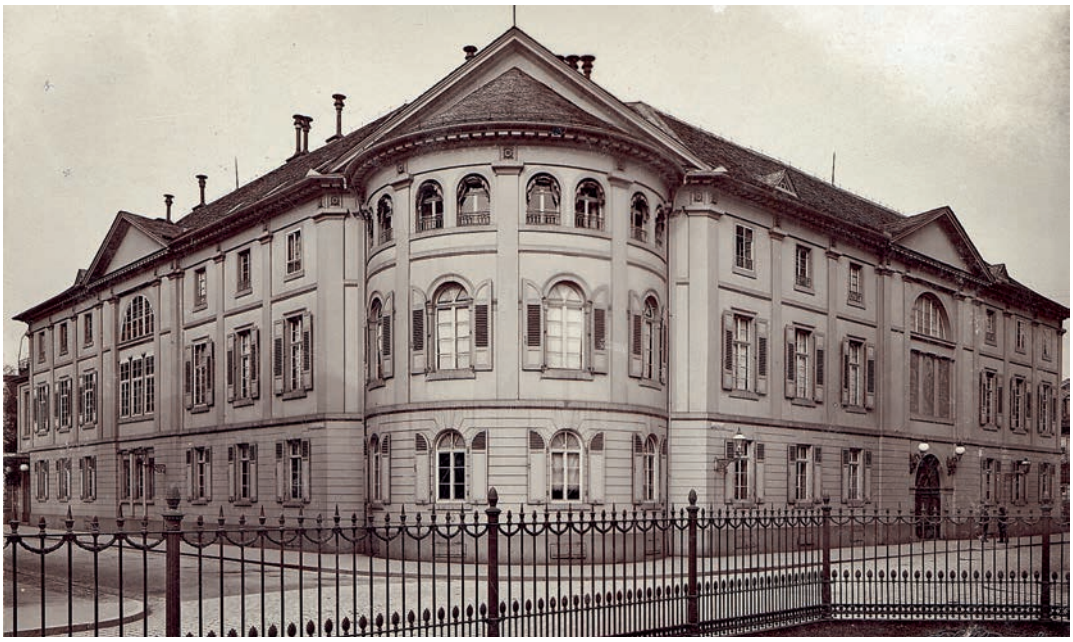


Abb. 3: Das Badische Ständehaus, Eckansicht Ritterstraße/Ständehausstraße, Foto 1902, Stadtarchiv Karlsruhe 8/PBS oXIVa o1250.

demonstriert dies ebenso bereits im Namen wie die Badische Landesbibliothek oder der Badische Kunstverein. Dem Badischen Generallandesarchiv (Abb. 4) ist dies heute allerdings verwehrt. Der Zusatz »Badisches« war nach der Gründung des Landes Baden-Württemberg nicht mehr zutreffend, obwohl das Generallandesarchiv natürlich nach wie vor die Überlieferung der badischen Markgrafschaften, des Großherzogtums und des Landes Baden aufbewahrt. Die Staatliche Kunsthalle und das Naturkundemuseum gehören ebenfalls zu den Kultureinrichtungen, die das Land Baden-Württemberg von dem ehemaligen Land Baden übernommen hat und die bis heute das Kulturangebot in der Stadt nachhaltig bereichern und dazu beitragen, dass Karlsruhe eine Kulturstadt ersten Ranges in Deutschland ist.

Neben diesen Bauwerken, zu denen noch die Karl-Friedrich-Gedächtniskirche, die Bernharduskirche und die Großherzogliche Grabkoppel gehören, erinnern aber auch eine Vielzahl von Denkmälern, Brunnen und Freiplastiken, so der Titel einer Publikation des Stadtarchivs Karlsruhe, an die badische Zeit.[1] Das markanteste Denkmal ist wohl die Pyramide (Abb. 5) auf dem Marktplatz, in der der Stadtgründer Markgraf Karl Wilhelm seine letzte Ruhestätte hat, die zu einem Karlsruher Wahrzeichen geworden ist. Die Großherzöge Karl Friedrich (Abb. 6), Karl, Ludwig und Leopold sind in der Liste der Denkmäler ebenso vertreten wie Prinz Ludwig Wilhelm. Darüber hinaus gibt es zahlreiche Straßen, die nach Mitgliedern des markgräflichen Hauses benannt sind:

Agathenstraße (Markgräfin Agathe von Baden-Durlach, 1581–1621),

Amalienstraße (Markgräfin Amalie, 1754–1832),

Bernhardstraße (Markgraf Bernhard I., 1364–1431),

Bernhardusplatz (Markgraf Bernhard II., 1428–1458),

Abb. 4: Das Generallandesarchiv, Postkarte um 1905, Stadtarchiv Karlsruhe 8/PBS oXIVa 220.

Bertholdstraße (Benannt nach den Herzögen von Zähringen Berthold I, um 1000–1078, Berthold II., um 1050–1111, Berthold III, um 1090–1122, Berthold IV, um 1125–1186, Berthold V., um 1160–1218),

Cäciliastraße (Prinzessin von Baden, Großfürstin von Russland, 1839–1891),

Charlottenstraße (Markgräfin Anna Charlotte Amalie, 1710–1777),

Christofstraße (Markgraf Christof I., 1453–1527),

Erbprinzenstraße (Erbprinz Karl Ludwig, 1755–1801),

Ernststraße (Markgraf Ernst, 1482–1482),

Friedrichsplatz (Großherzog Friedrich I., 1826–1907)

Friedrichstraße (Großherzog Friedrich II., 1857–1928),

Karl-Wilhelm-Platz, Karl-Wilhelm-Straße, (Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach, 1679–1738),

Karlsburgstraße (Markgraf Karl II., 1529–1577),

Karlstor, Karlstraße (Großherzog Karl, 1786–1818),

Karolinenstraße (Markgräfin Friederike Wilhelmine Karoline von Baden-Durlach, Königin von Bayern, 1776–1841),

Leopoldplatz, Leopoldstraße (Großherzog Leopold, 1790–1852),

Ludwig-Wilhelm-Straße (Prinz Ludwig Wilhelm, 1865–1888),

Ludwigsplatz (Großherzog Ludwig, 1763–1830),

Luisenstraße (Großherzogin Luise, 1838–1923),

Margarethenstraße (Markgräfin von Baden, 1452–1495),

Maximilianstraße (Prinz Maximilian von Baden, 1867–1929),

Rudolfstraße (Markgraf Rudolf I., 1210–1288),

Sophienstraße (Großherzogin Sophie, 1801–1865),

Stephanienstraße (Großherzogin Stephanie, 1789–1860),

Abb. 5: Die Pyramide ist die Grabstätte des Karlsruher Stadtgründers Markgraf Karl Wilhelm, Postkarte um 1900, Stadtarchiv Karlsruhe 8/PBS oXIVb 970.

Viktoriastraße (Prinzessin von Baden, Königin von Schweden, 1862–1930),
Wilhelmstraße (Prinz Wilhelm, 1829–1897).[2]

Dazu kommen weitere Straßen wie die Badener Straße, Badenia-Platz, Markgrafenstraße, Marstallstraße, Schlossbezirk, Schlossplatz, Ständehausstraße und die Zähringerstraße, bei denen der Bezug zu Baden nahe liegt. Präsent ist Baden aber auch im Namen vieler privater Unternehmen und Einrichtungen. Beim Blick ins aktuelle Adressbuch trifft man auf das Badisch Brauhaus, die Badische Backstub, die Badischen Neuesten Nachrichten, die Badische Weinstube, den Badischen Landesverein für Innere Mission, die Badische Wein GmbH, die Badisch Bierstub, die Badnerlandhalle, den Badischen Versicherungsverband und auch die Druckerei Badenia sowie die gleichnamige Bausparkasse erinnern an die badische Tradition. Der Regionalfernsehsender Baden-TV hat in Karlsruhe seinen Sitz, den der 1982 in Karlsruhe gegründete Footballverein ASC Badener Greifs e. V. allerdings inzwischen verlegt hat.

Baden all überall in Karlsruhe möchte man also meinen, die Spuren badischer Geschichte sind in der Tat kaum zu übersehen, Karlsruhe ist auch nach dem Verlust der Hauptstadtfunktion eine badische Stadt. Doch welche Auswirkung hat dies auf die Identität der Karlsruherinnen und Karlsruher, fühlen sie sich als Badener, haben sie eine badische Identität?

Die Frage nach der badischen Identität stellt auch das Badische Landesmuseum in der Internetankündigung der Landesausstellung des Landes Baden-Württemberg zu »900 Jahre Baden«: Ist es badisch, wenn man aus vollem Halse das Badnerlied singt, wenn man

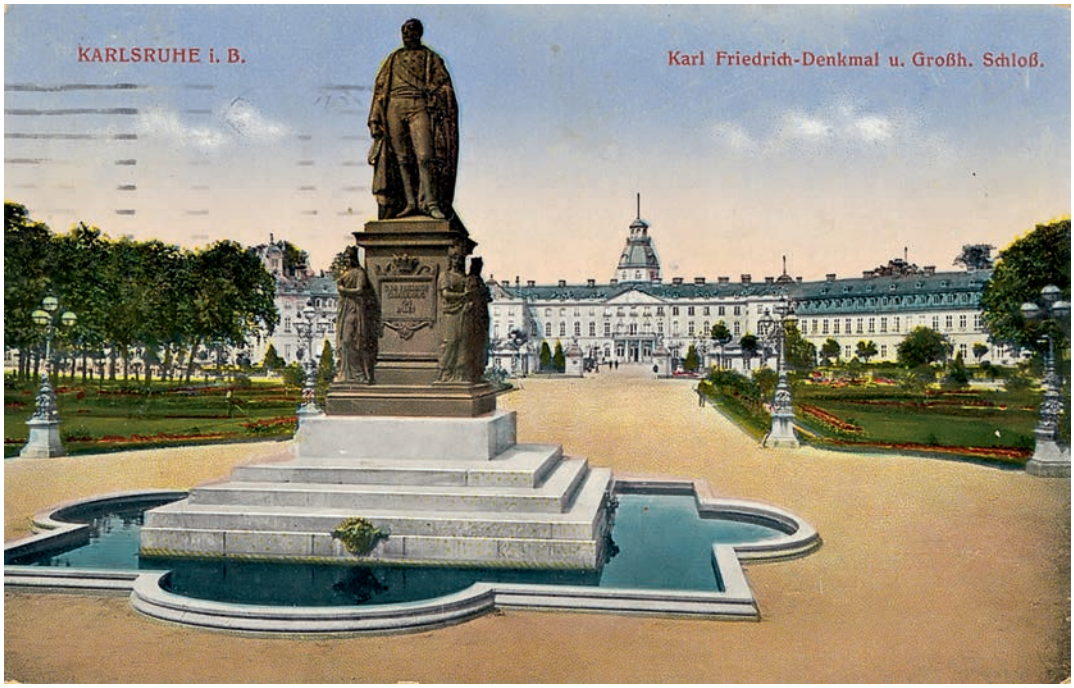


Abb. 6: Das Karl-Friedrich-Denkmal und das Großherzogliche Schloss, Postkarte 1916, Stadtarchiv Karlsruhe 8/Alben XIVa 397,2

von der gemütlichen Lebensart schwärmt oder sich an die freiheitlichen Traditionen des »Musterländles« erinnert? Fest steht, in kaum einer Gegend Deutschlands wird die regionale Identität so ausgeprägt gelebt wie im Südwesten. Doch was hat es mit dem »Badischen« tatsächlich auf sich? Welche historischen Ereignisse und Personen haben Baden geprägt? Was davon ist in Erinnerung geblieben, und welche Entwicklungen haben über die Landesgrenzen hinaus Wirkung gezeigt? Ein Vorprospekt kündigt unter der mit einem Fragezeichen versehenen Überschrift »Badische Identität?« an, dass in der Ausstellung alles gezeigt wird, »was das populäre Bild von Baden – vermeintlich – ausmacht.« Dort werden der badische Wein, die Kuckucksuhr, der legendäre Bollenhut und wiederum das nicht weniger legendäre Badnerlied genannt, das regelmäßig vor den Heimspielen des KSC, aber auch des Sportclub Freiburg gesungen wird. Sportjournalisten sprechen auch häufig bei Spielen des KSC von den Badenern, statt von den Karlsruhern. All das hilft aber wenig weiter, wenn man die Frage beantworten will, ob die Karlsruher eine badische Identität haben. Der eingefleischte Karlsruher wird sich in der Fremde zwar in der Regel als Badener vorstellen und nicht als Baden-Württemberger, aber das hat er mit den Westfalen oder Rheinländern gemeinsam, die sich nie oder selten als Nordrhein-Westfalen bezeichnen. Auch der Franke wird sich kaum als Bayer zu erkennen geben. Die Rivalität zum ungeliebten zweiten Teil des Bindestrichnamens des 1952 gegründeten Bundeslandes Baden-Württemberg teilt der Badener durchaus mit den genannten Beispielen in anderen Bundesländern, hier wie dort sind leicht folkloristische Züge nicht zu übersehen und gar manches Mal ist das Augenzwinkern deutlich spürbar. Die Frage nach der badischen Identität der Karlsruher ist damit aber nicht geklärt. Beantworten können sie eigentlich nur die Betroffenen selbst, wobei sich da automatisch die Frage stellt, wer denn nun Karlsruher ist. Versteht man darunter die in Karlsruhe Geborenen, so wäre die Befragung auf gerade einmal 20% der Bevölkerung beschränkt. Belassen wir es an dieser Stelle also bei der Feststellung, dass Karlsruhe eine badische Stadt ist mit zahlreichen Spuren der badischen Geschichte, dass hier wie in vielen anderen badischen Orten an »900 Jahre Baden« erinnert wird und zwar vermutlich mehr als andernorts. Zu verdanken hat Karlsruhe dies nicht zuletzt seiner ehemaligen Funktion als badische Landeshauptstadt, denn die große Landesausstellung des Landes Baden-Württemberg findet im Badischen Landesmuseum statt, dessen Existenz eben auf die Rolle Karlsruhes als Landeshauptstadt zurückzuführen ist.

Anmerkungen

1 Gerlinde Brandenburger u. a.: Denkmäler, Brunnen und Freiplastiken in Karlsruhe 1715–1945, Karlsruhe 1992 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Karlsruhe Bd. 7).

2 Zu den Karlsruher Straßennamen vgl. Straßennamen in Karlsruhe, Karlsruhe 1994 (= Karlsruher Beiträge Bd. 7).

Anschrift des Autors:
Dr. Ernst Otto Bräunche
Stadt Karlsruhe
Stadtarchiv
Markgrafenstraße 29
76124 Karlsruhe

[1] Voraussetzung: Gehalts-/Bezügekonto; Genossenschaftsanteil von 15,– Euro/Mitglied

0,– Euro[1] Girokonto und Depot

Die BBBank überzeugt immer mehr Kunden mit ihren Leistungen. Führen Sie Ihr Bankdepot und Ihr Gehalts-/Bezügekonto kostenfrei[1] – ohne monatlichen Mindesteingang auf Ihrem Girokonto. Und genießen Sie den Service einer kompetenten Beraterbank. Gerne überzeugen wir auch Sie von unseren Vorteilen. Informieren Sie sich!

BÖRSE ONLINE
Fairstes Girokonto Filialbanken
BBBank
biallo.de

BBBank eG
Herrenstraße 2–10
76133 Karlsruhe

BB Bank
So muss meine Bank sein.

Schatzhaus der badischen Geschichte:

Das Badische Landesmuseum

Oliver Sänger

Im Jubiläumsjahr 2012 gibt die Große Landesausstellung »Baden! 900 Jahre. Geschichten eines Landes« zum ersten Mal überhaupt einen umfassenden Überblick über neun Jahrhunderte badischer Landesgeschichte, von den Anfängen im Mittelalter bis zur Frage, was Baden heute noch ist. Dafür wurden aus dem ganzen Land und aus den angrenzenden Regionen Objekte zusammen getragen, von denen viele normalerweise nicht zu sehen sind, weil sie entweder in Magazinen von Archiven oder Depots von Museen lagern oder sich sogar in Privatbesitz befinden. Nicht zuletzt das Haus Baden selbst hat das Ausstellungsprojekt durch Leihgaben unterstützt. Somit ersetzt diese Landesausstellung eine Reise durch ganz Baden, bei der man aber immer noch nicht alles zu sehen bekommen würde, was hier gezeigt wird. Doch auch außerhalb der Sonderausstellung präsentiert das Badische Landesmuseum in umfassender Weise badische Landesgeschichte, ist selbst mit seinem Gebäude und dem Werdegang der Sammlung Teil der badischen Landesgeschichte. Vieles davon bleibt auch während der Landesausstellung an seinem angestammten Platz im

Das Badische Landesmuseum im Karlsruher Schloss, Postkarte aus dem Eröffnungsjahr des Museums 1921

Objekte aus der Karlsruher »Türkenbeute«

Karlsruher Schloss, deshalb lohnt sich ergänzend zum Besuch der Sonderausstellung ein Gang durch die Sammlungsausstellung.

Geschichte von Schloss und Sammlung

Das Badische Landesmuseum ist untergebracht im historischen Mittelpunkt Badens, im ehemaligen Residenzschloss der Markgrafen und Großherzöge von Baden. 1715 legte Markgraf Karl Wilhelm im Hardtwald, westlich seiner bisherigen Residenz Durlach, den Grundstein zu einem neuen Schlossbau und zu einer neuen Stadt, die mit ihrer Fächerform eine weltweit einmalige Stadtanlage darstellt. Zentraler Bezugspunkt ist das Schloss, dessen Turm bis heute den Mittelpunkt Karlsruhes darstellt. Der erste, einfach ausgeführte Schlossbau musste bereits 1752 bis 1775 durch einen Neubau ersetzt werden, der in seiner äußeren Form bis heute erhalten geblieben ist. Die Innenräume wurden dagegen immer wieder dem Zeitgeschmack angepasst. Diese historische Raumdekoration des Karlsruher Schlosses ist im Zweiten Weltkrieg verloren gegangen. Der Wiederaufbau in den Jahren 1955 bis 1966 erfolgte weitgehend ohne Berücksichtigung der überkommenen Raumstruktur und unter Verzicht auf eine Rekonstruktion zentraler Raumachsen als moderner Museumsbau zum Zwecke einer optimalen Sammlungspräsentation.

Das Karlsruher Schloss hatte mit der Revolution von 1918 seine Funktion als Residenzschloss verloren, mit der Aufnahme des neu gegründeten Badischen Landesmuseums in seinen Räumen erhielt es eine neue Zweckbestimmung. 1921 wurde das Badische Landesmuseum eröffnet, welches in seiner Ausstellung mehrere ältere Sammlungsbestände zusammen führte. Im Kern waren dies die Kunstsammlungen der Markgrafen von Baden, entstanden in der Tradition der »Kunst- und Wunderkammern« der Renaissance, die bereits seit Mitte des 18. Jahrhunderts in der Hofbibliothek des Karlsruher Schlosses der Öffentlichkeit zugänglich waren. Hierzu zählten auch antike Stücke sowie das bereits zu dieser Zeit sehr umfangreiche Münzkabinett. Einen weiteren wichtigen Sammlungsbestand bildeten die »Vaterländischen Altertümer«, im wesentliche Stücke der Ur- und Frühgeschichte und der Provinzialrömischen Archäologie, von denen eine Auswahl bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts im so genannten »Museum Palaeotechnicum« in Baden-Baden zu sehen waren und die seit 1875 im Gebäude der »Vereinigten Sammlungen« am Friedrichsplatz (heute Staatliches Naturkun-

»Stifterscheiben« aus dem Kloster Lichtenthal, Anfang 14. Jh.

demuseum) untergebracht waren. Einen weiteren wichtigen Zuwachs erhielt das Badische Landesmuseum bei seiner Gründung mit den Beständen des Kunstgewerbemuseums, eigentlich eine Mustersammlung der Karlsruher Kunstgewerbeschule, die 1878 gegründet und bereits 1920 wieder aufgelöst worden war. Hierzu zählte auch eine umfangreiche ethnografische Sammlung, die das Badische Landesmuseum allerdings 1935 in weiten Teilen an das Reiss-Museum Mannheim (heute Reiss-Engelhorn-Museen) abgeben musste.

Dank rechtzeitiger Auslagerung der Bestände überstanden die Sammlungen des Badischen Landesmuseums die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs in weiten Teilen unbeschadet. Verluste gab es in erster Linie bei den fest eingebauten Stubeneinrichtungen oder großen und schwer zu transportierenden Stücken wie Herden und Öfen, die nicht mehr rechtzeitig ausgebaut werden konnten. Die Jahre des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg waren geprägt durch eine stetige Erweiterung der Sammlung, wobei vor allem in den Anfangsjahren das Hauptaugenmerk auf dem Erwerb hervorragender Einzelstücke lag.

Unter landesgeschichtlichem Gesichtspunkt erfuhr die Sammlung im Jahr 1995 ihren wohl wichtigsten Zuwachs, als die Sammlungen der Markgrafen und Großherzöge von Baden zur Versteigerung anstand. Zwar konnte die Sammlung nicht in ihrer Gesamtheit für das Badische Landesmuseum erworben werden. Doch dank einer großen gemeinsamen Anstrengung des Landes Baden-Würt-

Teile des Toilettenservice der Großherzogin Stéphanie, 1811/12

Heinrich Issel: Zug der grünen Hochzeit, 1892 (Ausschnitt)

temberg, der Kulturstiftung der Länder, des Bundesministeriums des Innern, des Vereins der Freunde des Badischen Landesmuseums sowie zahlreicher privater Sponsoren, gelang es eine große Zahl zentraler Objekte für die Sammlungen des Museum zu erwerben, von denen viele heute eine zentrale Stellung in den einzelnen Bereichen der Dauerausstellung einnehmen.

Badisches Landesgeschichte in den Sammlungsausstellungen

Zu diesen zentralen Objekten zählt beispielsweise die älteste bekannte bildliche Darstellung eines badischen Markgrafen, verewigt auf den sogenannten »Stifterscheiben« aus dem Kloster Lichtenthal. Sie stammen vom Anfang des 14. Jahrhunderts und zeigen Mark-

graf Rudolf I. von Baden mit seiner Gemahlin Kunigunde von Eberstein sowie Markgraf Rudolf II. Eng mit einer herausragenden badischen Herrschergestalt verbunden ist ferner ein kunstvoll gearbeitetes Schwert, das in der Sammlungsausstellung zum Mittelalter zu sehen ist, denn es wird Markgraf Christoph I. zugeschrieben. Ihm war es zu Beginn des 16. Jahrhunderts gelungen, die verschiedenen Teile der badischen Markgrafschaft in einer Hand zu vereinen und somit die Anfänge eines modernen Territorialstaats zu gründen, ehe seine Söhne Ernst und Bernhard das Land untereinander aufteilten und dadurch einen Zustand schufen, der über zwei Jahrhunderte Bestand haben sollten. Die anschließende Entwicklung, die oft von kriegerischen Auseinandersetzungen bestimmt war und im Dreißigjährigen Krieg ihren Höhepunkt fand, ist mit einer Reihe von Objekten, darunter dem »Markgrafenpokal« von 1638 und dem Schwert, das Markgraf Georg Friedrich in der Schlacht von Wimpfen 1622 führte, dokumentiert.

In der zentralen Achse des Schlosses zwischen Turm und ehemaligem Festsaal wird die Geschichte des Schlosses und seiner Bewohner dargestellt. Ausgangspunkt ist ein großes Modell der Gründungsstadt Karlsruhe, die hier als Idealansicht gezeigt wird. Originale Ausstattungsstücke des Schlosses dokumentieren den Wandel der Wohnstile und sind zugleich auch persönliche Dokumente der Markgrafen und Großherzöge. Hier sind hervorragende Stücke zu nennen wie beispielsweise das Toilettenservice von Großherzogin Stéphanie, ein Geschenk ihres Schwiegervaters Karl Friedrich von Baden und in Teilen gefertigt aus Rheingold, oder die zahlreichen Geschenke, die der Karlsruher Hof aus Anlass der um 1900 in dichter Folge stattfindenden runden Geburtstage sowie Ehe- und Regierungsjubiläen erhielt. Den Abschluss dieser Präsentation bildet die Inszenierung des Thronensembles der badischen Großherzöge aus den 1830er Jahren, das sich historisch allerdings nie an der Stelle des Schlosses befand, wo es heute ausgestellt ist. Neben dem Thronensemble haben auch die badischen Kroninsignien Krone, Zepter und Zeremonialschwert hier ihren Präsentationsort gefunden.

In der Dauerausstellung zur Epoche des Barocks finden sich herausragende Stücke aus den Sammlungen beider badischer Häuser, exemplarisch sei ein Verkündigungsbild aus einer Florentiner Werkstatt aus der Zeit um 1720 genannt, gefertigt in der »Pietra dura« Technik und ursprünglich aus dem Besitz der kunstsinnigen Markgräfin Sybilla Augusta von Baden-Baden stammend. Ebenfalls ein herausragendes Einzelstück, als solches aber eher untypisch für das, was später die Pforzheimer Schmuckindustrie ausmachen sollte, ist die so genannte »Waisenhausuhr« aus der Werkstatt des Uhrmachers Amedée Christin, der 1767 von Markgraf Karl-Friedrich von Baden-Durlach das Privileg zur Gründung einer Uhrenmanufaktur im Anschluss an das Pforzheimer Waisenhaus erhalten hatte – Beispiel für die merkantilistische Wirtschaftsförderung dieses aufgeklärten Fürsten.

Mit der Präsentation der Markgräflich-badischen Sammlung wird ein Kernbestand des Badischen Landesmuseum gezeigt, sammlungsgeschichtlich bilden die hier zu sehenden Objekte mit die ältesten Bestände überhaupt. Dies trifft insbesondere für das Münzkabinett zu, dessen Geschichte bis ins 17. Jahrhundert zurück reicht und das auch die kriegerischen Auseinandersetzungen dieser Zeit überstand, weil es von den regierenden Markgrafen in ihr Exil in die Schweiz mitgenommen wurde. Ins-

besondere in diesem Bereich konnten durch die Erwerbungen aus der Baden-Auktion 1995 hervorragende Stücke für das Badische Landesmuseum gesichert werden, die in ihrer Auswahl einen guten Überblick über die Zusammensetzung einer solchen fürstlichen »Kunst- und Wunderkammer« bieten. Ein Sonnenmikroskop, ebenfalls bei diesem Anlass erworben, zeigt darüber hinaus, wie sich eine solche Sammlung über ein reines Kuriositätenkabinett hinaus zu einer Grundlage naturwissenschaftlicher Interessen weiterentwickelt hat. Lange Zeit hat man dieses Sonnenmikroskop der Markgräfin Karoline Luise zugeschrieben, die mit ihren Sammlungen nicht nur wesentliches zu den Beständen des Badischen Landesmuseums beigetragen hat, sondern auch den Grundstein für die heutige Staatliche Kunsthalle und das Staatliche Naturkundemuseum gelegt hat. Neuere Forschungen haben jedoch ergeben, dass Mikroskope des Typs, wie er in der Karlsruher Sammlung vorhanden ist, erst ab 1791 und damit Jahre nach dem Tod von Karoline Luise hergestellt wurden. Damit ist es jedoch ein Beleg dafür, dass auch nach dem Tod dieser gebildeten Fürstin das Interesse für Naturwissenschaften am Karlsruher Hof nicht verschwand.

Teil der Markgräflich-badischen Sammlung ist auch die Waffenkammer, die zugleich ein interessantes landesgeschichtliches Dokument darstellt, verdankt sie doch einige ihrer schönsten Stücke den im Zuge der Säkularisation 1803 übernommenen Waffensammlungen der Fürstbischöfe von Speyer aus deren Residenz in Bruchsal und der Fürstbischöfe von Konstanz. Zeugnis der Jagdleidenschaft der Markgrafen von Baden ist die »Kanderer Sau« vom Anfang des 17. Jahrhunderts, ein sogenannter »Willkomm«, also ein Trinkgefäß, das anlässlich einer fürstlichen Jagd von den Jagdteilnehmern als Willkommensgruß zu leeren war.

Unter sämtlichen Beständen des Badischen Landesmuseum ragt mit Sicherheit die Karlsruher »Türkenbeute« besonders hervor, vergleichbare Sammlungen gibt es nur in wenigen anderen Museen weltweit. Diese heute rund 400 Objekte umfassende Sammlung hervorragender Stücke des orientalischen Kunsthandwerks geht im Kern auf den als »Türkenlouis« bekannten Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden zurück, allerdings besteht sie nicht ausschließlich, wie dies in populärer Überlieferung immer noch oft tradiert wird, aus Beutestücken, die er als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee in den Kriegen gegen das osmanische Heer Ende des 17. Jahrhunderts gemacht hat. Auch andere Markgrafen der Baden-Badener und Baden-Durlacher Linie haben Stücke zu dieser Sammlung beigetragen, und vieles davon ist keine »Kriegsbeute«, sondern wurde auf anderem Wege erworben und zeugt damit vom Interesse am islamischen Kulturkreis, das in dieser Zeit ungeachtet der militärischen Bedrohung in Mitteleuropa bestand. Deshalb ist auch die Rezeptionsgeschichte orientalischer Einflüsse auf unseren Kulturkreis vom ausgehenden 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart elementarer Bestandteil der Präsentation der Karlsruher »Türkenbeute«.

Ebenfalls einen weiten zeitlichen Bogen von den Anfängen des modernen badischen Staates im Zeitalter Napoleons bis zur Gegenwart schlägt die Sammlungsausstellung »Baden und Europa«, die durch die beiden einschneidenden Ereignisse Revolution 1848/49 und Erster Weltkrieg 1914 bis 1918 mit dem damit verbundenen Ende der Monarchie in drei Abschnitte aufgeteilt ist. In diesen drei Abteilungen wird aus den reichen Beständen des Landesmuseums sowohl die Landesge-

schichte Badens erzählt, gleichzeitig aber auch der Wandel alltäglicher Lebenswelten in den letzten beiden Jahrhunderten dokumentiert, Politik- und Alltagsgeschichte verlaufen hier als die beiden großen Erzählstränge eng miteinander verzahnt. An mehreren Stellen erlauben die Inszenierung ganzer Einrichtungen – einer bäuerlichen Stube mit Uhrmacherwerkstatt, eines biedermeierlichen Salons, eines historischen Kolonialwarenladens – intensive Einblicke in die Vergangenheit.

Schon aufgrund ihrer Dimension Aufmerksamkeit erregend sind die drei großformatigen Gemälde des Karlsruher Festzuges von 1881, der aus Anlass der Silberhochzeit des Großherzogspaares Friedrich I. und Luise und der Vermählung ihrer Tochter Viktoria mit Kronprinz Gustav Adolf von Schweden stattfand. Die Gemälde stammen von den Malern Johann Baptist Tuttiné, der den Festzug organisiert hatte, und Heinrich Issel. Sie von großer landesgeschichtlicher Bedeutung, da sie ein Ereignis dokumentieren, welches neben anderen ähnlich gestalteten Festen dieser Zeit wesentlich zum Entstehen einer badischen Identität, eines badischen Staatsbewusstseins in dem zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus vielen verschiedenen Territorien zusammen gesetzten und nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 zerrütteten Großherzogtum Baden beitrug. Das ganze Land mit allen seinen Teilen und allen gesellschaftlichen Schichten sollte sich in diesem Festzug vertreten sehen, dessen zentrales Element ein großer Trachtenzug darstellte, welcher von Tuttiné und Issel in dem dreiteiligen Gemälde festgehalten wurde. Im Umfeld der Vorbereitung dieses Trachtenzugs konnten zudem zahlreiche historische Trachten für die Sammlungen erworben werden, sie bilden bis heute einen Grundstock der volkskundlichen Bestände.

Orchestrion »Styria« der Firma Gebr. Weber, Waldkirch, 1916

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert setzte die Sammlungstätigkeit einen Schwerpunkt auf die Dokumentation der traditionellen Volkskultur, die man aufgrund der durch die Industrialisierung herbeigeführten gesellschaftlichen Umwälzungen vom Untergang bedroht sah. Hierfür steht beispielhaft neben der Übernahme der von Tuttiné zusammengetragenen Trachten der Erwerb der Schwarzwaldsammlung des Lenzkircher Uhrenkaufmanns Oskar Spiegelhalder im Jahr 1909, deren Stücke heute in vielen Bereichen der Dauerausstellung zu finden sind. Gleichzeitig fand in dieser Zeit aber auch der Aufbruch in die Moderne statt, in dem auch Baden und insbesondere Karlsruhe eine wichtige Rolle spielte.

Außenstellen und Zweigmuseen

In den Sammlungen des Badischen Landesmuseums fand diese Moderne allerdings erst seit den 1970er Jahren ihren Niederschlag. Vorher vorhandene Bestände des Jugendstils, aber auch des Historismus, aus dem ehemaligen Karlsruher Kunstgewerbemuseum waren nach dessen Aufgehen im Badischen Landesmuseum in weiten Teilen aussortiert worden. Erst die Neubewertung dieser Stilepochen führte hier zu einer Neuorientierung, die mit der Eröffnung der Außenstelle im Museum beim Markt 1993 einen Abschluss fand. Hier wird die Angewandte Kunst seit 1900 präsentiert, und darunter befinden sich neben hervorragenden nationalen und internationalen Stücken auch Werke bedeutender badischer Künstler wie Max Laeuger oder Hermann Billing, für die jüngere Vergangenheit Egon Eiermann.

Unmittelbar einer heute noch bestehenden Institution angegliedert, die exemplarisch für den künstlerischen Aufbruch um 1900 steht, ist das Museum in der Majolika, eine weitere seit 1988 bestehende und 2002 vollständig neu konzipierte Außenstelle des Badischen Landesmuseums, direkt am historischen Produktionsort der Majolika-Manufaktur im Karlsruher Hardtwald gelegen. Diese Außenstelle dokumentiert in umfassender Weise das künstlerische Schaffen der 1901 auf Initiative von Hans Thoma, damals Direktor der Großherzoglichen Gemäldegalerie, und des mit ihm befreundeten Malers Wilhelm Süs gegründeten Manufaktur.

Einen zentralen Aspekt südwestdeutscher Wirtschafts- und Kulturgeschichte dokumentiert das Deutsche Musikautomaten-Museum, ein Zweigmuseum des Badischen Landesmuseum, das im Bruchsaler Schloss untergebracht ist. Es verdankt seine Entstehung der Übernahme einer umfangreichen Sammlung mechanischer Musikinstrumente des Baden-Badener Unternehmers Jan Brauers. 1984 konnte dieses Zweigmuseum eröffnet werden, das 2002 durch den Erwerb der Privatsammlung Jens Carlson noch einmal einen wesentlichen Zuwachs erfuhr. Zwar zeigt das Museum einen internationalen Querschnitt durch die Geschichte der Musikautomaten, allerdings bildet dabei der Schwarzwald mit seiner Tradition des Uhrenbaus, aus der sich der Bau von Flöten- und anderer Spieluhren und daraus wiederum die Herstellung von Orchestrien und großer selbstspielender Orgeln entwickelt hatte, einen zentralen Schwerpunkt. Einstmals weltweit im wahrsten Sinne des Wortes »klingende« Namen wie Welte aus Freiburg oder Bruder und Weber aus Waldkirch sind in diesem Museum mit hervorragenden Stücken vertreten.

Schließlich ermöglicht die Außenstelle des Badischen Landesmuseums im südbadischen Staufen mit ihren Archivbeständen und dem von ihr dort betreuten Keramikmuseum Einblicke in die Handwerks-, Alltags- und Kulturgeschichte Badens. Das Keramikmuseum konnte 1991 in den Räumen eines alteingesessenen Staufener Hafnerbetriebs eröffnet werden, in dem über Generationen hinweg typische Gebrauchskeramik hergestellt wurde, ehe sich die letzte Besitzergeneration dem kunsthandwerklichen Schaffen zuwendete. Daran anknüpfend sind in diesem Zweigmuseum des Badischen Landesmuseums, das gemeinsam mit der Stadt Staufen betrieben wird, regelmäßig in Sonderausstellung die Arbeiten zeitgenössischer Keramikkünstler zu sehen. Die Außenstelle selbst beherbergt ein umfangreiches Bildarchiv mit insgesamt rund 300 000 Bildträgern, das im Wesentlichen aus den Nachlässen von Fotografen besteht, die in umfassender Weise Motive aus Baden festgehalten haben. Und als ungewöhnlichen und

bislang von der wissenschaftlichen Forschung noch kaum genutzten Quellenbestand sind in Staufen die zurückgelaufenen Fragebogen einer umfangreichen Erhebung vorhanden, die in den Jahren 1894/95 von der kurz zuvor gegründeten »Badischen Vereinigung für Volkskunde« im gesamten Großherzogtum Baden durchgeführt wurde. Über 400 badische Orte sind auf diese Weise dokumentiert, die Fragebogen enthalten Informationen zur Ortsgeschichte, zum Leben und Arbeiten, Sprache und lokalen Erzählungen, Sitten und Bräuchen. Einen ersten Einblick in das hier festgehaltene »Badische Volksleben« am Ende des 19. Jahrhunderts wird die gleichnamige Ausstellung geben, die in Ergänzung zur Großen Landesausstellung zum 900jährigen Bestehen Badens in Karlsruhe im Keramikmuseum Staufen zu sehen sein wird.

Im Blick auf den Gesamtbestand der Sammlungen des Badischen Landesmuseums einschließlich seiner Zweigmuseen und Außenstellen lässt sich ohne Übertreibung sagen, dass es sich hier um ein »Schatzhaus der badischen Geschichte« handelt. Es ist der zentrale Sammlungs- und Präsentationsort der dinglichen Überlieferung badischer Landesgeschichte. Um seine herausragende Position an einem Vergleich zu verdeutlichen: Die Rolle, die das Generallandesarchiv im Bereich der schriftlichen Überlieferung einnimmt, kommt im Bereich der Sachkultur dem Badischen Landesmuseum zu.

Literatur

Badisches Landesmuseum (Prestel-Museumsführer), München 2000.

Grimm, Ulrike: Das Badische Landesmuseum Karlsruhe. Zur Geschichte seiner Sammlungen, Karlsruhe 1993.

Siebenmorgen, Harald (Hrsg.): »Für Baden gerettet« Erwerbungen des Badischen Landesmuseums 1995 aus den Sammlungen der Markgrafen und Großherzöge von Baden, Karlsruhe 1996.

Anschrift des Autors:
Oliver Sänger M.A.
Badisches Landesmuseum
Schlossbezirk 10
76131 Karlsruhe

Hang zum Vermitteln

»Dieser Hang zum Vermitteln zum ›Dischkutieren‹ bis ein Ausgleich in Aussicht steht, kommt einher mit einer wohltemperierten Daseinslust, die keineswegs ins Verschwenderische tendiert, aber doch übertriebene Sparsamkeit für eine Kargheit des Gemüts hält!«

Amadeus Siebenpunkt (Herbert Dörrschuck),
Deutschland deine Badener, Gruppenbild einer verzwickten Familie, 1975

Vermittlung und Pflege badischer und oberrheinischer Literatur

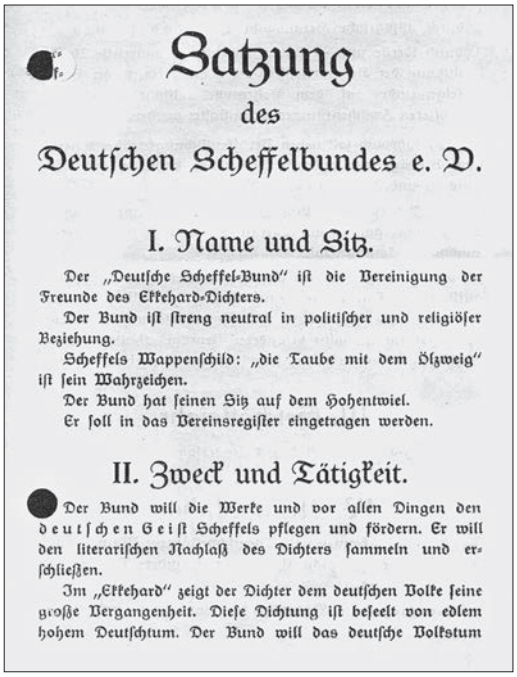
Die Literarische Gesellschaft/ Museum für Literatur am Oberrhein

Jürgen Oppermann

Die heutige Literarische Gesellschaft e. V. wurde am 13. September 1924 im Heidelberger Gasthaus »Zum Ritter« unter dem Namen »Deutscher Scheffelbund e. V.« gegründet. Zur Gründungsfeier hatte Eck Freiherr von Reischach-Scheffel, der Ehemann von Scheffels Enkelin Margaretha von Reischach-Scheffel, geladen. Zum Vorsitzenden wählte man den renommierten Heidelberger Germanisten und Universitätsprofessor Friedrich Panzer. In seiner Satzung machte es sich der Scheffelbund zum Ziel, ein deutsches Scheffelmuseum und Archiv einzurichten, ein Jahrbuch herauszugeben sowie die Hohentwiel-Festspiele ideell und möglichst auch materiell zu unterstützen und bei denen junge, aufstrebende Talente die Aufführung ihrer Werke realisieren konnten.

Seinen symbolischen Sitz hatte der Scheffelbund zunächst auf dem Hohentwiel, dem Schauplatz von Scheffels Roman »Ekkehard« (1855). Die Geschäftsstelle befand sich von Beginn an in Scheffels Geburtsstadt Karlsruhe, wohin der Sitz in den 30er Jahren auch formell verlegt wurde. 1. Vorsitzender war bis 1938 Friedrich Panzer (1870–1956). Das Amt des Geschäftsführers hatte von 1925 bis 1966 Reinhold Siegrist (1899–1966) inne.

Nachdem in Karlsruhe seit 1917 ein kleines von der Stadt geführtes Scheffel-Museum und Scheffel-Archiv bestand, plante der Bund zum 100. Geburtstag des Dichters die Einrichtung eines neuen Museums, das schon am 12. Februar 1926, vier Tage vor Scheffels Geburtstag, in den Räumlichkeiten der Bibliothek des Karlsruher Schlosses eröffnet werden konnte.



Satzung
des
Deutschen Scheffelbundes e. V.

I. Name und Sitz.

Der „Deutsche Scheffel-Bund" ist die Vereinigung der Freunde des Ekkehard-Dichters.

Der Bund ist streng neutral in politischer und religiöser Beziehung.

Scheffels Wappenschild: „die Taube mit dem Ölzweig" ist sein Wahrzeichen.

Der Bund hat seinen Sitz auf dem Hohentwiel.

Er soll in das Vereinsregister eingetragen werden.

II. Zweck und Tätigkeit.

Der Bund will die Werke und vor allen Dingen den deutschen Geist Scheffels pflegen und fördern. Er will den literarischen Nachlaß des Dichters sammeln und erschließen.

Im „Ekkehard" zeigt der Dichter dem deutschen Volke seine große Vergangenheit. Diese Dichtung ist beseelt von edlem hohem Deutschtum. Der Bund will das deutsche Volkstum

Satzung des Scheffelbundes nach dem Beschluss bei der Gründungsfeier in Heidelberg am 13. September 1924

Neben seinem Jahresbericht in Form der »Mitteilungen« gab der Verein als Jahresgaben für seine Mitglieder zunächst unveröffentlichte Werke und Briefe von Scheffel heraus. Als erste Jahresgabe erschien 1925 »Scheffel

Ausstellungsraum des Scheffel-Museums im Bibliotheksbau des Karlsruher Schlosses um 1930

Haus Solms in der Bismarckstraße 24. Von 1932 bis 1944 Sitz des Scheffel-Museums. 1946 bis 1964 Geschäftsstelle des Volksbundes für Dichtung

als Zeichner und Maler«. 1931 folgte unter dem Titel »Hilfe den Lebenden« eine Publikationsreihe mit Romanen, Erzählungen und Gedichten oberrheinischer Autoren.

1927 wurde die »Errichtung einer Stiftung zugunsten deutscher Kunst und Wissenschaft« als weitere Aufgabe des Scheffelbundes in die Satzung aufgenommen und 1929 wurde die Denkschrift »Über den Ausbau des Deutschen Scheffelmuseums in Karlsruhe zum Badischen Dichtermuseum« vorgelegt.

Seit 1928 vergibt die Literarische Gesellschaft den »Scheffel-Preis« als Auszeichnung für die beste Abiturleistung im Fach Deutsch. Der Preis wird gegenwärtig jährlich an über 640 Gymnasien in Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz, dem Saarland sowie weiteren Bundesländern verliehen und seit 2006 auch an zahlreichen der 114 deutschen Auslandsschulen, wie z. B. in Rom, Tokyo, Istanbul, Bilbao, Stockholm, Costa Rica. Die Preisverleihung ist an den meisten Schulen fester Bestandteil der Abiturfeier. Der Preisträger erhält neben der Urkunde ein Buchpräsent und eine fünfjährige kostenlose Mitgliedschaft in der Literarischen Gesellschaft. Mit gegenwärtig über 6500 Mitgliedern ist die Literarische Gesellschaft die größte literarische Vereinigung in Mitteleuropa.

1932 zog der Scheffelbund mit seinem Museum in die Räume des »Haus Solms« (heute Gästehaus der Stadt Karlsruhe) in der Bismarckstraße um. In den neuen Räumlichkeiten konnte nun auch das Vorhaben, ein »Badisches Dichtermuseum« einzurichten, in die Tat umgesetzt werden: 1939 wurde die Ständige Ausstellung »Lebende Dichter um den Oberrhein«, die 64 Autoren präsentierte, eröffnet. In den 30er Jahren begann auch die Veranstaltung der sogenannten »Dichterstunden«, bei denen zunächst bedeutende literarische Werke von »Sprechkünstlern« vorgetragen wurden. 1939 wurde der Scheffelbund dem nationalsozialistischen »Reichswerk Buch und Volk« angegliedert. In den Lesungen und Rezitationen kamen nun auch nur noch jene Dichter zu Wort, die dem NS-Regime nicht verdächtig waren. Die Korrespondenz dieser Jahre zeigt, dass es der Leitung mit ihrer angepassten Haltung in erster Linie um das Weiterbestehen des Vereins, jedoch nicht um die Stärkung der nationalsozialistischen Ideologie ging. Im Herbst 1944 wurde der Scheffelbund wie viele nicht kriegsrelevante Insti-

Scheffel-Preisfeier 2011 mit Preisträgern aus Karlsruhe und der Region

tutionen »stillgelegt«. Die Bestände des Museums waren schon zuvor aus dem »Haus Solms« ausgelagert und an mehreren Orten in der Umgebung in Sicherheit gebracht worden. Die Materialien des Archivs und Museums wurden 1946/47 nach Karlsruhe zurückgeholt und die Räume des bei einem Bombenangriff teilweise zerstörten »Haus Solms« konnten wieder bezogen werden. Am 20. Dezember 1945 erging ein kurzes Schreiben an die Mitglieder des Scheffelbundes über die geplante Wiederaufnahme seiner Tätigkeit unter dem neuen Namen »Volksbund für Dichtung vormals Scheffelbund«. Diese konnte mit Erlaubnis der amerikanischen Militärregierung 1946 mit einem großen Teil der alten Bestände beginnen. Zwei Jahresgaben, die wegen des Krieges nicht mehr gedruckt werden konnten, wurden den Mitgliedern nachgereicht, eine aktuelle wurde konzipiert und es konnten wieder »Dichterstunden« stattfinden.

Gegründet wurde die »Arbeitsgemeinschaft für Dichtung und Gegenwart«, in der aktuelle Texte gelesen und diskutiert werden sollten, monatlich trafen sich ehemalige Scheffel-Preisträger im »Preisträger-Ring«. Der Scheffel-Preis wurde ab 1947 erneut an Abiturienten verliehen.

Ab Mitte der 50er Jahre fanden auch in den Ortsverbänden Mannheim, Lörrach, Waldshut oder Singen regelmäßig Dichterstunden statt. Auf der Bodenseehalbinsel Mettnau wurde zusammen mit der Stadt Radolfzell ein Scheffelmuseum errichtet. Ab 1961 erlaubten es die finanziellen Mittel, dass mit dem Wiederaufbau des Museums in Karlsruhe begonnen werden konnte. Die Räume des »Hauses Solms« erschienen dem Bund jedoch immer weniger geeignet. Die Stadt bot das Haus in der Röntgenstraße 6 an, in welchem dann am 20. März 1965 das neue Museum mit dem Festvortrag »Oberrheini-

Sitz der Literarischen Gesellschaft von 1965 bis 1998 in der Röntgenstraße 6

Prinz Max Palais mit dem Stadtmuseum, der Kinder- und Jugendbibliothek und dem Museum für Literatur am Oberrhein / Literarischen Gesellschaft in der Karlstraße 10

sche Literatur gestern und heute« von dem französischen Germanisten Robert Minder eröffnet wurde. Nach dem Tod des langjährigen Geschäftsführers Reinhold Siegrist 1966 übernahm Friedrich Bentmann die Leitung. Ihm gelang es viele wichtige Schriftsteller und Wissenschaftler für den Bund zu gewinnen. 1967 zeigte das Museum erstmals eine Wechselausstellung zu Thomas Mann, die mehr als 2000 Besucher anzog. Bis in die Gegenwart folgte eine lange Reihe wichtiger Ausstellungen zur badischen und oberrheinischen Literatur wie beispielsweise zu »Wilhelm Hausenstein«, »René Schickele«, »Scheffel und seine Zeit«, »Johann Peter Hebel«, »In der Residenz – Literatur in Karlsruhe«, »Grimmelshausen«, »Gustav Landauer«, »Der Stahlbergverlag«, »Walter Helmut Fritz« oder zur »Literatur in Baden-Württemberg«.

Nachdem die Bezeichnung »Volksbund für Dichtung« zunehmender Kritik ausgesetzt war, entschied man sich auf der Mitgliederversammlung 1972 einstimmig für den neuen Namen »Literarische Gesellschaft (Scheffelbund)«. In der Satzung von 1975 wurden die Aufgaben der Gesellschaft neu formuliert: Verbreitung von »Kenntnis und Verständnis deutschsprachigen literarischen Geistesgutes«, die Förderung von Autoren, die Vergabe des Scheffel-Schulpreises, um »das literarische Interesse der Abiturienten zu fördern«, und die Trägerschaft des Oberrheinischen Dichtermuseums in Karlsruhe.

1977 übernahm Beatrice Steiner die Geschäftsleitung. Das Programm der Gesellschaft widmete sich nun verstärkt auch elsässischen und Schweizer Autoren. Vermehrt wurden Ausstellungen zu Künstlern und allgemein kulturellen Themen gezeigt. Bei einem jährlich stattfindenden »Karlsruher Lesetag« hatten Autoren aus der Region Gelegenheit, ihre Werken vorzustellen. Nachdem Beatrice Steiner in den Ruhestand gegangen war wurde 1993 der Literaturwissenschaftler Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann zum Vorsitzenden gewählt. Es wurde kurz darauf der »Arbeitskreis neue Literatur« ins Leben gerufen, der die Reihe »Fragmente« herausgab. Im Oktober 1995 wurde die ständige Ausstellung des Mu-

Schreibtisch und Büste von Johann Peter Hebel im Museum für Literatur am Oberrhein im Prinz Max Palais

Schreibworkshop bei der Literarischen Gesellschaft im Rahmen des Kulturfestival der Kinder und Jugendlichen Juni 2011 mit Jagoda Marinić

seums überarbeitet. Mit dem Umzug des Museums im Jahre 1998 in das Karlsruher Prinz Max Palais in der Karlstraße, seinem heutigen Standort, eröffneten sich für die Literarische Gesellschaft neue Möglichkeiten und Perspektiven. Mit der Präsentation der »Geschichte der Literatur am Oberrhein von der Klosterkultur bis in die Gegenwart« wurden zeitgemäße Wege der Vermittlung von Literatur begangen. Schwerpunkt bilden zwei dafür konzipierte Dokumentationen zu Leben und Werk von Johann Peter Hebel und Joseph Victor von Scheffel. Die Ausstellung zeigt eine Auswahl an Handschriften, seltenen Erstausgaben und Dokumenten, Film- und Tonmaterial. Sie bietet reichlich Informationen zu literarischen Epochen und Strömungen, speziell zu Autoren der Oberrheinregion. Ergänzt wird die ständige Ausstellung durch einen Audioguide mit einer zusätzlichen Fassung für Jugendliche und einer Textversion in französischer Sprache.

Das Oberrheinische Literaturarchiv dokumentiert die literarische Entwicklung am Oberrhein

In die Ausstellung integriert ist eine Präsenzbibliothek mit über 8000 Bänden mit dem Schwerpunkt oberrheinische Literatur. Das »Tonarchiv« dokumentiert weit über 500 Lesungen.

Das Museum für Literatur am Oberrhein versteht sich als Erlebnis- und Lernort für Jugendliche und Erwachsene. Die Förderung der literarischen Bildung ist unter der Leitung von Hansgeorg Schmidt-Bergmann das zentrale Anliegen der Literarischen Gesellschaft. So stehen Didaktik und Vermittlung auch im Mittelpunkt der Ausstellung.

In wöchentlichen Lesungen präsentiert die Literarische Gesellschaft namhafte Autoren der deutschen Gegenwartsliteratur. Die Literarische Gesellschaft beteiligt sich an vielen Kultur- und Literaturveranstaltungen der Stadt Karlsruhe wie den »Europäischen Kulturtagen«, den »Frauenperspektiven« oder den »Krimitagen« sowie den »Kinderliteraturtagen«.

Seit 2006 betreut die Literarische Gesellschaft auch die Verleihung des seit 1957 vergebenen »Hermann Hesse Literaturpreises«, dessen erster Preisträger Martin Walser war. Der Hauptpreis ist derzeit mit 15 000 Euro, der Förderpreis mit 5000 Euro dotiert.

Die Literarische Gesellschaft hat im Laufe ihrer fast 90jährigen Geschichte eine stattliche Zahl von Veröffentlichungen aufzuweisen, die, wie im Falle der Jahresgaben, vielfach Autoren und Themen der badischen und oberrheinischen Literatur behandeln.

Um die Region verdient gemacht hat sich die Literarische Gesellschaft auch mit den Literaturführern zum Oberrhein, die in Kooperation mit dem ADAC und den Regionalverbänden entstanden. Seit 2002 ist die Literarische Gesellschaft Herausgeberin der Literaturzeitschrift »allmende«, die vielen neuen und auch bekannten Autoren der Region eine Publikationsmöglichkeit ermöglicht. Die Literaturportale www.literturland-bw.de und www.autoren-bw.de bieten Informationen zu literarischen Museen und Gedenkstätten in Baden-Württemberg und zu Autorinnen und Autoren. Sie sind zugleich ein digitales und interaktives Lexikon zur baden-württembergischen Gegenwartsliteratur.

Dr. Jürgen Oppermann
Museum für Literatur am Oberrhein / Literarische Gesellschaft
Karlstraße 10
76133 Karlsruhe
Tel. 0721-133-3989
www.literaturmuseum.de
bibliothek@literaturmuseum.de

Verletzlichkeit der badischen Identität

»Mit dem Verlust der politischen Einheit ist Baden – das unvergessene Großherzogtum, die Republik – viel stärker in seine historischen Elemente zerfallen als Württemberg.« »Den Badenern, die sich als Treuhänder der alten badischen Überlieferung empfunden haben, war die Verletzlichkeit der historischen badischen Identität bewusst.«

Paul-Ludwig Weinacht, Auf den Geburtstagstisch des Landes – zum Vierzigsten. In: Der überspielte Volkswille, 1991

Geschichte und Gegenwart Badens in den Jahresheften AQUAE

Reiner Haehling von Lanzenauer

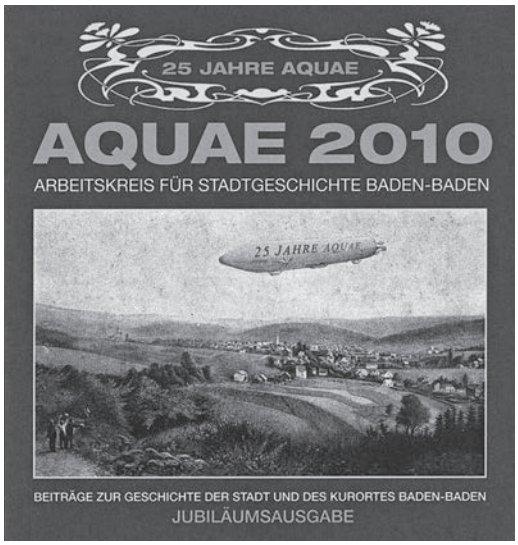
Das Eindringen in die Vergangenheit erscheint vielen mühsam, gerade die Jüngeren schieben so etwas beiseite. Doch wir müssen unser historisches Erbe entdecken, annehmen und weitergeben. *Wer nicht weiß, woher er kommt, weiß nicht, wohin er geht.* Geeigneten Einstieg bietet die örtliche Historie, anknüpfend an Gestalten und Gegenstände des nahen Umfelds. So beginnend, gelangt man von den Erkenntnissen zur engeren Heimat hin zu den Geschehnissen in der größeren Landschaft, von da zu den Abläufen in den umgebenden Regionen, darauf aufbauend zur Geschichte von Land und Staat. Einer solchen Geschichtspflege hat sich die Baden-Badener stadtgeschichtliche Zeitschrift AQUAE seit über einem Vierteljahrhundert verschrieben. Herausgeber der Hefte ist der lokale Arbeitskreis für Stadtgeschichte. Der Verein wurde 1962 gegründet, anfangs brachte er in unregelmäßiger Folge polygraphierte Schriften zu örtlichen Themen heraus. Im Jahre 1985 kamen zahlreiche Mitglieder hinzu – ein Generationenschub, der die Vereinigung neu belebte.[1] Man beschloss, in der breiten Bürgerschaft mehr Interesse für die nahezu zweitausendjährige Vergangenheit der Bäderstadt zu wecken. Fortan erschien alljährlich ein im Buchdruck hergestellter, reich bebilderter Band, der rasch ein zustimmendes Echo fand. Jedes Jahresheft enthält etwa sechs bis zwölf Beiträge, Schriftleitung wie Verfasser arbeiten ehrenamtlich. Die Autoren kommen überwiegend aus dem Arbeitskreis, Beiträge Außenstehender werden bereitwillig angenommen. Die Aufsatzthemen sind freigestellt, in mosaikartigem Zusammenfügen soll die spätere Herausgabe eines wissenschaftlich erarbeiteten Gesamtwerkes zur Stadtgeschichte Baden-Badens vorbereitet werden, von der Römerzeit bis in die Gegenwart führend.[2] Im Zuge der bisherigen Forschungen konnten bereits viele zeitgeschichtliche Zeugnisse, Erinnerungsstücke aus dem *kollektiven Gedächtnis,* gesichert und bewahrt werden. Dies gilt namentlich für die nationalsozialistische Epoche, die in der frühen Nachkriegzeit vielfach ausgeblendet worden war.

Dieses Jahr feiern wir die Entstehung des badischen Staats vor neun Jahrhunderten. Festmachen lässt sich das Geburtsdatum nicht an einem prunkvollen Gründungsakt, vielmehr wurde zu jener Zeit erstmals ein *Markgraf von Baden* in einem gesiegelten kaiserlichen Dokument erwähnt, Baden war sozusagen aktenkundig geworden. Unendlich viel hat sich seither ereignet, ist in den badischen Geschichtsbüchern verzeichnet worden. Neu hat sich seit dem Zusammenschluss der Länder 1952 eine gemeinsame baden-württembergische Geschichte entwickelt, sie wird weiterdokumentiert. Parallel aber schreiben viele überkommene badische Körperschaften, Vereinigungen, Einrichtungen und Anstalten ihre ganz persönliche Historie weiter fort, episodisch verknüpft mit Markgrafschaft, Groß-

herzogtum, Diktatur oder Republik. Das 900-jährige Jubiläum soll Anlass sein, solche badische Tradierungen einmal nachzuzeichnen. Dies geschieht mit einer Themenübersicht aus der stadtgeschichtlichen Zeitschrift AQUAE. Wir haben die bisher erschienenen 26 Hefte (1986–2011) zum Untersuchungsobjekt gemacht.

Nach wie vor gibt es eine eigenständige badische **Literatur**, der sich einzelne Verlage ausdrücklich widmen. Die Autoren lassen sich aufteilen: Die einen verfassen allgemeine Werke, zumeist im ganzen deutschsprachigen Raum verbreitet, greifen dabei Stoffe aus Baden auf. Die anderen, oft weniger bekannt, haben sich ganz vorwiegend auf die nahe Heimat, auf Stadt oder Dorf, spezialisiert. Aus der ersteren Gruppe werden in AQUAE vorgestellt: Der Prälat Johann Peter Hebel, der gerne als Badegast von Karlsruhe nach Baden-Baden kam, um auf der Spielbank sein Glück zu versuchen (2010, S. 87); der geheimnisumwitterte Magnetiseur Franz Anton Mesmer, ein enger Verwandter der Baden-Badener Hoteliersdynastie Messmer (2003, S. 23); der russische Dichter Ivan Sergeevic Turgenev, der seinen Roman *Rauch* im Oostal beginnen lässt (1994, S. 81; 2007, S. 69); der lange in der Stadt lebende Revolutionär Georg Herwegh, Verfasser der *Gedichte eines Lebendigen* (1993, S. 91); der französische Reiseschriftsteller Xavier Marmier, der das kurstädtische Badeleben im Zeitalter der Romantik beschrieb (1986, S. 15); aus Karlsruhe kommt der Philosoph Leopold Ziegler, der ein ökumenisches Christentum propagierte (2008, S. 57); aus Baden-Baden stammt der mutige Regimegegner Reinhold Schneider, Mahner und Tröster in schwerer Zeit (1988, S. 9, 13, 25, 29, 35, 42; 1996, S. 117; 2002, S. 85, 105); der berühmte Schriftsteller Alfred Döblin, während der Besetzungszeit Angestellter der französischen Kulturverwaltung in Baden-Baden, erwies sich als wichtiger Förderer der südwestdeutschen Nachkriegsliteratur (1987; S. 61); Marie Luise Kaschnitz, in Baden-Baden ihre Tante, die Ministerswitwe Karola von Brauer besuchend (2001, S. 95); Werner Bergengruen, der im Oostal seinen Lebensabend verbrachte (1992, S. 87); der rastlos schreibende Romancier Otto Flake, *Hortense oder die Wiederkehr nach Baden-Baden* verfassend (2005, S. 73); der schriftstellernde Grandseigneur Wilhelm Hausenstein, erster deutscher Nachkriegsbotschafter in Paris (1907, S. 47). Zu der zweiten, bodenständigeren Gruppe zählen der Schriftsteller und Badeblattredakteur Karl Spindler und sein Freund, der Lokaljournalist Wilhelm von Chezy (1993, S. 83); der Amtsrichter Franz Mallebrein, der die *Mären und Märlein aus Baden-Baden* sammelte (1989, S. 27); der Heimatforscher Karl Reinfried, Pfarrer in dem Dorfe Moos bei Bühl/Baden (1997, S. 47), der Oberamtsrichter Ludwig Eichrodt aus Lahr, der die Spießbürgerfigur des *Gottlieb Biedermeier* zum Sinnbild einer ganzen Epoche gemacht hat (1992, S. 53); der Eisenbahnhistoriker Albert Kuntzemüller, Zeuge des technischen Fortschritts (2005, S. 67); Heinrich Berl, schmunzelnder Chroniqueur des mondänen Badeorts (2008, S. 62). Letztendlich gehört in diese Reihe der reimende Richter Reschke, der nicht nur die Straßenverkehrs-Ordnung in Verse gesetzt hat, sondern auch ein Gerichtsurteil über die Verwendung des Götz-Zitats in Gedichtform absetzte. Es mündet in den rechtsphilosophischen Schlußsatz: *Wer stets vom Recht das Rechte dächte, und sich nicht rächte, dächte rechte!* (1997, S. 63).

Die *Künste* haben im Badischen eigenwillige Spuren hinterlassen. In den AQUAE-Heften hat man eine Reihe von Kunsturhebern näher ermittelt: Familienforscher wollen herausgefunden haben, dass der einst in



Baden-Baden ansässige Weber Christan Sulzer ein Urgroßvater des berühmten Komponisten Wolfgang Amadeus Mozart gewesen ist (1991, S. 71); zu Beginn der 19. Jahrhunderts errichtete der Architekt Friedrich Weinbrenner am Oosufer den Neubau des Kurhauses, der zum gesellschaftlichen Mittelpunkt des Weltbads wurde (2011, S. 125); dem aus Hüfingen stammenden Bildhauer Franz Xaver Reich verdankt die Kurstadt das anmutige Relief mit der Quellnymphe am Dreiecksgiebel der Trinkhalle, die Portalstatuen über dem Eingang zur Alten Polizeidirektion und das Schutzengel-Denkmal an der oberen Leopoldstraße (2008, S. 43); der Musiker Felix Mendelssohn Bartholdy verbrachte mehrere Ferienaufenthalte in Baden-Baden, hier komponierte er, ebenso zeichnete er fein gestrichelte Stadtansichten (2002, S. 37); der badische Hofmaler Georg Saal nahm um 1852 am Schlossberg Wohnung, dort ist er auch verstorben (2001, S. 113); der berühmte Bildhauer Joseph von Kopf modellierte in seinem Baden-Badener Atelier die Büsten von Kaiser Wilhelm I. und dessen Ehefrau Augusta (2007, S. 31); Victor Puhonny war als österreichischer Offizier in die Bundesfestung Rastatt gekommen und nach seiner Entlassung im nahen Baden-Baden verblieben. Er verschrieb sich der Landschaftsmalerei, seine romantischen Bilder sind bei Sammlern begehrt (2003, S. 39); sein Sohn Ivo Puhonny wirkte hier an der Oos als Maler, Grafiker und Marionettenschöpfer (1989, S. 35; 2010, S. 145); aus Gaggenau kam der Bildhauer, Zeichner und Medailleur Karl Karcher, der den Fischreiterbrunnen auf dem Hauptfriedhof wie auch eine kunstvolle Plakette des Karlsruher Dichters Victor von Scheffel gefertigt hat (1999, S. 75); der Architekt und Keramiker Max Laeuger schuf in Baden-Baden die Gönneranlage und die Wasserkunstanlage im Stadtviertel *Paradies* (1988, S. 83); im Jahre 1872 trat Vitus Staudacher in das städtische Orchester ein, seine Freizeit aber widmete er fortan der Malerei, zahlreiche Werke befinden sich heute im Stadtmuseum Baden-Baden (2000, S. 63); Erwin Heinrich, der vorwiegend als Porträtist hervortrat, wurde 1952 Direktor der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden (2000, S. 69); über regionale Grenzen hinaus wurde der Kunstmaler Hans Kuhn bekannt, abstrakt oder konkret Vögel oder aber die Umrisse von Merkur und Staufen in seine Bilder hineinkomponierend (1986, S. 55); die stadtbekannte Fotografenmeisterin Fee Schlapper befand sich rastlos auf der Suche nach der unberührten vortechnischen Menschenwelt, sie hat uns außergewöhnliche Reisebilder geschenkt (2011, S. 109); der angesehene Architekt Professor Egon Eiermann lebte von 1962 bis zum Tod 1970 in seinem selbst entworfenen Baden-Badener Haus, einen vergleichbar stilweisenden Bau erstellte er oberhalb der Lichtentaler Allee mit dem Wohnhaus Graf Hardenberg (2002, S. 145).

Persönlichkeiten aus der **Politik** sind in unabsehbarer Folge durch die Sommerhaupt-

stadt Europas gezogen. Einige vermochte AQUAE zu würdigen: In die Anfänge der markgräflich-badischen Familie führt eine Darstellung des Ahnenkreises der 1260 verstorbenen Markgräfin Irmengard (1991, S. 13); der Markgraf Christoph I. zentralisierte die Verwaltung des Landes in Baden-Baden als Residenzstadt (2007, S. 11); die tatkräftige Markgräfin Sybilla Augusta, Ehefrau des Türkenlouis, beaufsichtigte während der Kriegszüge ihres Gatten den Bau des Rastatter Schlosses, beim nahen Dorfe Kuppenheim erstellte sie das Lustschlößchen Favorite nebst einer düsteren Eremitage (1993, S. 25); erzählt wird die Familiengeschichte der Grafen von Eberstein, die im mittelbadischen Raum umfangreichen Landbesitz innehatten, das Geschlecht erlosch 1660 im Mannesstamme (1995, S. 9); in Rastatt fand ab November 1797 ein Kongress statt, in dem es um Friedensverhandlungen zwischen dem deutschen Reich und Frankreich ging. Als der Kongress zwei Jahre später erfolglos endete, wurden die französischen Unterhändler kurz nach der Abfahrt überfallen, es kam zum *Rastatter Gesandtenmord* (2009, S. 13); die Baden-Badener Fürstenzusammenkunft führte im Juni 1860 den Kaiser Napoleon III., den preußischen Prinzregenten Wilhelm I. und zahlreiche deutsche Monarchen zusammen. Hier ging es dem französischen Kaiser darum, angesichts seiner kriegerischen Italienpolitik die deutschen Fürsten einer gleichwohl friedlichen Gesinnung zu versichern. Auf deutscher Seite begegnete man ihm mit einer geschlossenen politischen Haltung (2006, S. 77); in diesem Zusammenhang ist es aufschlussreich, von den verschiedenen Aufenthalten Bismarcks in Baden-Baden zu erfahren (2008, S. 11); noch öfter hielt Bismarcks Kontrahentin, die energische Kaiserin Augusta, im Baden-Badener Hotel Messmer Hof (2003, S. 63); Professor Leo Wohleb, nach dem Zweiten Weltkrieg Staatspräsident des damals selbständigen Landes Baden, danach Gesandter der Bundesrepublik in Portugal, amtierte von 1934–1945 als Direktor des Baden-Badener Gymnasiums Hohenbaden (1996, S. 109; 2004, S. 41); Dr. Hermann Fecht, von 1918–1933 Bevollmächtigter Badens beim Reichrat, von 1948–1951 Justizminister und stellvertretender badischer Staatspräsident, lebte zwei Jahrzehnte lang bis zu seinem Tod in der Bäderstadt (2002, S. 133; 2003, S. 77); während der Pariser Unruhen im Mai 1968 flog der französische Staatschef De Gaulle per Hubschrauber nach Baden-Baden zu General Massu, dem Befehlshaber der französischen Stationierungsstreitkräfte, um sein weiteres Handeln abzusprechen (1993, S. 113). Bereits im Februar 1962 hatte im Baden-Badener Hotel *Brenner* ein freundschaftliches Treffen zwischen De Gaulle und dem Bundeskanzler Adenauer stattgefunden, wovon in der AQUAE-Ausgabe 2012 zu berichten sein wird.

Beständig haben kirchliche Einrichtungen am Orte gewirkt: Die Stiftskirchengemeinde kann auf eine über tausendjährige ununterbrochene Geschichte blicken, wie eine Schenkungsurkunde für die Kirche *in loco Badon* belegt (1987, S. 35); das Kloster Lichtenthal war im Jahre 1245 von Markgräfin Irmengardis, Witwe des Markgrafen Hermann V. von Baden, gegründet worden. Die Zisterzienserinnen haben seither Kriegsläufte und Bedrängnisse überstanden. Im Zuge der Säkularisation wurde der Klosterbesitz enteignet, dank eines Machtworts des Landesherrn Karl Friedrich von Baden durfte die Ordensgemeinschaft jedoch auf dem verstaatlichten Grundstück fortbestehen. So konnte das Kloster im Jahre 1995 feierlich sein 750-jähriges Jubiläum begehen (1987, S. 40; 2000, S. 24; 2011, S. 93); mit dem 1670 in der Innenstadt gegründeten Kloster von Heiligen Grab

war stets eine Schule verbunden, in der die frommen Schwestern lehrten; im Jahre 2001 musste dieses Kloster aus Nachwuchsmangel geschlossen werden (2007, S. 96); von den Anfängen der evangelischen Kirchengemeinde inmitten der einst katholisch geprägten Kurstadt erzählt ein ehemaliger Gemeindepfarrer (1992, S. 9); im Jahre 1882 wurde im Osten der Stadt eine russisch-orthodoxe Kirche eingeweiht, in der die Angehörigen der lokalen russischen Gemeinde heute wieder Gottesdienst halten können (2000, S. 85); im vorderen Rotenbachtal stand auf einer 1453 errichteten kryptenartigen Unterkirche die um 1871 in zierlichem neugotischem Stil erbaute Kapelle Maria Gnadenbronn.[3] Der historische Bau wurde vor 30 Jahren kurzerhand durch Bagger abgeräumt, um Platz für die moderne Caracallatherme zu schaffen – Geschäftssinn verdrängt Gedenkstätte (1989, S. 65); ein Beitrag über die St. Josefskirche will in die moderne Kirchenarchitektur einführen (2009, S. 64); ein Kapitel über Orgelbau und Orgelspiel rundet diese Themengruppe ab (1993, S. 21).

Allerhand Denkwürdiges zu Landes- wie Stadtgeschichte findet sich im Rechtswesen: Im Jahre 1507 erließ Markgraf Christoph eine Stadtordnung, die Rechte und Pflichten des Landesherrn wie der Bürger festschrieb, zugleich Gewerbe- und Steuerrecht normierte. Die Stadt Baden-Baden erhielt damit den Status als Residenz, dies währte bis zum Bau des Schlosses in Rastatt 1705 (2007, S. 11). Auf dem heute noch Galgenmatte genannten Gewann in der Weststadt befand sich einst das Hochgericht, bestehend aus drei Steinsäulen, durch darüber liegende Holzbalken verbunden. Im Jahre 1799 wurde die Richtstätte durch einmarschierende französische Truppen zerstört. Zur Begründung führten die Soldaten an, das Enthaupten mit der in Frankreich neu erfundenen Guillotine sei schonender als das qualvolle Erhängen am Galgengerüst (1991, S. 75). Im Großherzogtum Baden war ab 1. Januar 1810 der französische Code Napoléon eingeführt worden, *Badisches Landrecht* genannt. Der gelehrte Karlsruher Staatsrat Brauer hatte etwa 500 Zusatzartikel eingefügt, um eine *der hierländischen Art und Sitte unnachtheilige Anwendung zu begründen.* Dieses rasch volkstümlich gewordene Zivilgesetzbuch galt in Baden bis zum Inkrafttreten des BGB zu Anfang des Jahres 1900 (1999, S. 25; 2010, S. 91). Im Frühjahr 1830 hatte die Baden-Badener Verwaltung einem Seilermeister in einer nächtlichen Überraschungsaktion die Hälfte seiner Seilerbahn weggenommen, um die Fahrbahn der Verkehrsader *Langestraße* verbreitern zu können. Die jahrelangen Petitionen des berufslos gewordenen Mannes haben schließlich das Innenministerium veranlasst, für derartige Fälle zum Schutz der Bürger erstmals ein Enteigungsgesetz auf den Weg zu bringen. Dieses von dem Baden-Badener Vorfall ausgehende Gesetz galt von 1835 bis 1982[4] (1987, S. 11). Unerhörtes Aufsehen erregte ein Verbrechen, das sich am 6. November 1906 auf der nachtdunklen Kaiser-

Wilhelm-Straße in Baden-Baden ereignete: Der Rechtsanwalt Karl Hau hatte seine wohlhabende Schwiegermutter erschossen, um über seine Frau an das Erbe des Tatopfers zu gelangen. Das Schwurgericht Karlsruhe verurteilte ihn wegen Mordes zum Tode, Großherzog Friedrich II. begnadigte ihn, nach der späteren Entlassung aus dem Zuchthaus beging Hau Selbstmord (1991, S. 79; 2005, S. 79). Früher hatte man in Baden-Baden die Gefangenen in den Tortürmen der Stadtmauer festgehalten, bis endlich 1849 ein geräumiger Gefängnisbau eröffnet werden konnte. Im Jahre 1938 hat man diesen Bau durch eine modernere Haftanstalt ersetzt (1990, S. 79; 2008, S. 27). Da die in der Innenstadt gelegene Anstalt später als störend empfunden wurde, hat man sie im Jahre 1990 voreilig geschlossen. Seither steht das Gebäude leer am Rande des Bäderviertels (2009, S. 27). AQUAE hat der Einrichtung den kritischen *Nachruf auf ein Gefängnis* gewidmet (1990, S. 80). Herausgestellt wurde dabei das über hundertjährige Wirken des Bezirksvereins für Gefangenenfürsorge,[5] der die Häftlinge wie auch deren Familien ehrenamtlich betreut hat (1986, S. 43).

Mit Riesenschritten hat die Technik seit dem 19. Jahrhundert die Region verändert: Noch zu Jahrhundertbeginn hatte man die täglich anfallende Briefpost auf dem Rathaus abzugeben, von wo sie per Boten zur Rastatter Poststelle gebracht wurde. Im Jahre 1808 konnte in der Stadt ein eigenes Postbüro eröffnet werden, das nunmehr über einen Pferdewagen für Brief- und Paketttransporte verfügte (1986, S. 21). Endlich im Jahre 1892 konnte am Leopoldsplatz ein modernes dreistöckiges Postgebäude errichtet werden (1992, S. 61). Die badische Regierung hatte 1838 beschlossen, eine Staatsbahnlinie durch die Rheinebene von Mannheim bis Basel zu bauen; 1844 erreichte die von Norden heranwachsende Gleislinie den Bahnhof Baden-Oos; bereits ein Jahr später wurde die abzweigende Stichbahn von Oos nach Baden-Baden eröffnet (1995, S. 71). Der erste Bahnhofsvorstand Gustav Fischer kam aus Karlsruhe, er trug die Dienstbezeichnung *Oberpostmeister* (2004, S. 19). Das Bahnhofsgebäude in Baden-Baden mit seinem speziellen Fürstenwartesaal für die *hohen und höchsten Herrschaften* war entworfen worden von dem im Eisenbahnwesen tätigen Architekten Friedrich Eisenlohr (1988, S. 69). Im Jahre 1887 präsentierte Ingenieur Daimler in Baden-Baden den neuen Benzinmotor, der schon bald allen Straßenverkehr einschneidend verändern sollte (1987, S. 49). Nahezu zeitgleich begann die Eroberung der Lüfte, über dem Bodensee stieg 1900 das vom Grafen Zeppelin erfundene Luftschiff auf. Zehn Jahre später wurde in Baden-Oos die erste außerhalb des Werftorts Friedrichshafen gelegene Luftschiffhalle erstellt, so dass die Kurstadt schon ganz früh an das neuartige Verkehrsmittel angebunden war (1989, S. 101; 1990, S. 113). Nach Ende des Ersten Weltkriegs war der Flugplatz bis Mitte der dreißiger Jahre an das Liniennetz der Verkehrsflugzeuge angeschlossen. Heute wird dort nur noch Segelflugsport ausgeübt (1991, S. 143), denn der Motorflugbetrieb ist seit dem Herbst 1996 auf den nahen *Airport Karlsruhe/Baden-Baden* beim Dorfe Söllingen verlegt worden (2010, S. 13).

Diese Auflistung kann nur einen unvollständigen Querschnitt bieten. Unsere Auswahl belegt aber, wie badische Identität sich auf vielen Ebenen bis in unsere Gegenwart behauptet. Es sind Traditionslinien, die sich in die Zukunft hinein fortsetzen werden. Bei all dem versteht sich, dass wir Badener die größere gemeinsame Landesgeschichte überzeugt mitgestalten wollen, denn wir fühlen uns zuhause in unserem Bundesland Baden-Würt-

temberg. Tolerant sollte man somit in den Stuttgarter Zentralen auf historische Eigenständigkeiten und überkommenes Brauchtum blicken: Wenn ans alte Land Baden erinnert wird, wenn das Badenerlied erklingt, wenn die gelbrotgelben Farben aufscheinen.

Anmerkungen

1 Vorsitzender war zuerst Stadtarchivar Rolf Gustav Haebler, 1985 folgte Dipl.-Ing. Hannes Leis, 2007 Joachim Engert.
2 Reiner Haehling von Lanzenauer, BadH 2010, S. 692.
3 Emil Lacroix u. a., Die Kunstdenkmäler Badens, Stadt Baden-Baden, Karlsruhe 1942, S. 180.
4 Großh. bad. Staats- und Regierungsblatt 1835, S. 271; Gesetzblatt Baden-Württemberg 1982, S. 97.
5 Heutige Bezeichnung Bezirksverein für soziale Rechtspflege.

Anschrift des Autors:
Dr. Reiner Haehling
von Lanzenauer
Hirschstraße 3
76530 Baden-Baden

»gemuetlichkeit badoise«

»Womöglich hängt die den Badenern nachgesagte Liberalität auch mit dem zusammen, was Jean Giraudoux als ›gemuetlichkeit badoise‹ nannte. Sei es wie es wolle: Am liebsten assoziieren wir mit badischer Liberalität, doch jene offene Lebensart, die diesen Menschenschlag so ›sympathisch badisch‹ macht.«

Wolfgang Hug

Eine Verheißung für den Feinschmecker

»Baden – das ist ohne Frage dieser viel versprechende Dreiklang aus Wald, Wasser und Wein. Aber eben nicht nur das. Baden – das ist vor allem in den Augen des Feinschmeckers auch eine Verheißung. Das ist der Inbegriff für eine Region, wie es in Deutschland unter kulinarischen Aspekten keine zweite gibt.«

Christian Begyn / Hans Albert Stechl, Genießen in Baden. Rezepte – Weine – Tips, 1997, S. 6

Geschichte und Gegenwart der Heimatbuchreihe des Landkreises Rastatt

Martin Walter

50 Jahre wurde die Heimatbuchreihe des Landkreises Rastatt im letzten Jahr nun alt oder jung, je nachdem von welchem Standpunkt aus man dies betrachtet. »Alt«, weil diese schon fast ein Menschenleben umfassende Zeitspanne doch außergewöhnlich lang ist. »Jung« weil das Heimatbuch immer wieder sein Erscheinungsbild gewandelt und sein inhaltliches Konzept geändert hat. Gefeiert hat der Landkreis dies anlässlich der Heimattage Baden-Württemberg bei einer Buchvorstellung im Mai 2011 im Friedrichsbau der Stadt Bühl. War das Heimatbuch zu Beginn seiner Existenz ein Band, der sich zunächst sehr umfänglich mit der Geschichte unseres mittelbadischen Raumes beschäftigt hat, so hat sich dies über die fünf Jahrzehnte seiner Existenz hinweg bis heute gewaltig geändert.

Das Heimatbuch berichtet über Kunst und Kultur, über die Erlebniswelt von jungen Menschen und Schülern und lässt sie auch als Autoren der Heimatbuchreihe selbst zu Wort kommen. Daneben gibt es neben von kompetenten Fachleuten verfasste historische Beiträge auch kritische und sachgerechte Aufsätze zu unserer Natur und Umwelt. Das Heimatbuch ist so vielfältig wie der Landkreis Rastatt und seine Menschen. Als es 1961 zum ersten Male erschien, war es das erste seiner Art in Baden-Württemberg. Es hat im Laufe seiner Existenz zahlreiche Nachahmer gefunden. Vor allem in den 1980er Jahren gab es eine große Anzahl an »Neugründungen« von Landkreis-Jahrbüchern in Baden-Württemberg. 1983 gab der Landkreis Calw ein Jahrbuch heraus, der Enzkreis ließ den ersten Band seiner Jahrbuchreihe 1987 folgen und der Landkreis Karlsruhe begann 1988 mit der Edierung seiner Jahrbuchreihe. Kein einziger dieser genannten Landkreise nannte seine »Jahrbücher« in ähnlicher Weise wie der Landkreis Rastatt. »Heimatbücher« gibt es vor

Gasthaus Adler

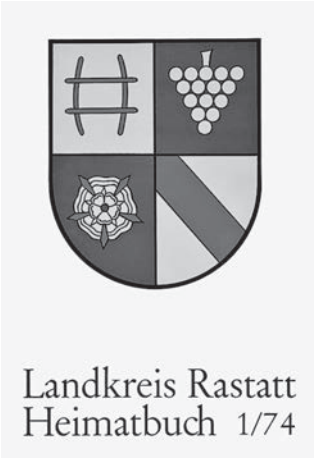
Heimatbuch SWF

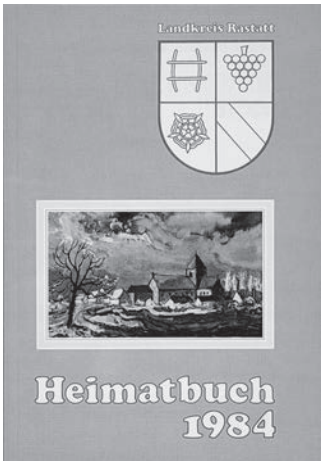
allem von den Städten und Gemeinden. Und vielleicht ist dies auch ein Indiz für die Heimatverbundenheit, die sich gerade zwischen dem einzelnen Bürger und seiner Wohn- oder Heimatgemeinde entwickelt. Das Bezugsetzen eines Landkreises mit dem Begriff »Heimat« ist da ungleich schwieriger. Aber vielleicht war es gerade diese Entscheidung des Begründers, Dr. Erwin Burkard, die Reihe eben »Heimatbuch« zu nennen, ein Grund für den Erfolg, den die Reihe bis heute hat. Von den von 1961 bis 2011 produzierten Heimatbüchern kamen beeindruckende 95% in die Hände der Leser. Viele der Heimatbuchjahrgänge sind schon lange vergriffen und nicht mehr verfügbar. Noch in den beginnenden 1990er Jahre erzielte ein gut erhaltenes Exemplar des ersten Heimatbuchbandes von 1961 einen Rekorderlös von 500 DM. Die Preise haben sich mit dem Siegeszug der digitalen Welt allerdings wieder etwas geglättet.

Die grüne Heimatbuchreihe 1961 bis 1972

Kennzeichnend für die ersten 12 Bände der Heimatbuchreihe war deren grüne Farbgebung. Das erste Heimatbuch des »alten« Landkreises Rastatt erschien im Februar 1961 und wurde im Rahmen eines Pressegesprächs der Öffentlichkeit vorgestellt. Das Erscheinen dieses ersten Bandes im Februar 1961 ist in der zu Beginn der 1960er Jahre erfolgten kulturellen Ausrichtung des Landkreises zu sehen. Landrat Dr. Erwin Burkard rief zeitgleich mit der Heimatbuchreihe auch den Bücherbus des Landkreises ins Leben. Beides fand im Übrigen großen Zuspruch bei den Delegierten der Kreistagssitzung im Februar 1961 in Weisenbach im Murgtal. Für den neuen Bücherbus wurden 40 640 DM angesetzt, für das erste Heimatbuch 15 800 DM. Die BNN berichteten in ihrer Ausgabe vom 22. Februar 1961: »Ganz besonders seien jedoch im Kreisgebiet die kulturellen Einrichtungen gefördert worden und auch im neuen Haushalt habe das Interesse der Kreisverwaltung an dieser wichtigen Sparte seinen Niederschlag durch die Bereitstellung beträchtlicher Geldmittel gefunden.«[1]

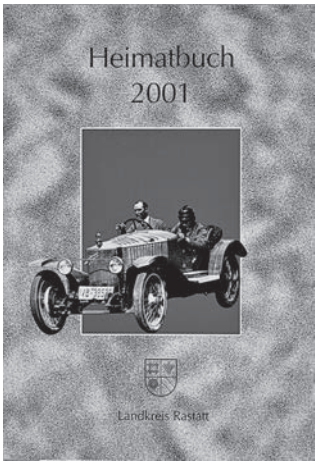
Die ersten redaktionellen Vorarbeiten für die Erstellung der Heimatbuchreihe hatten bereits 1960 unter Beteiligung und Federführung des Landrats Dr. Burkard und der langjährigen VHS-Leiterin Ursula Jakubczyk stattgefunden.





Dem Herausgeber war es wichtig, nicht nur ein historisches Buch zu schaffen, sondern eines, das auch Raum für die Darstellung der Gegenwartssituation bot. Zweifellos bot und bietet der erste Heimatbuchband von 1961 eine bunte Mischung aus wichtigen Themen der Vergangenheit des Landkreises. Eine Einführung zum »Werden unserer Heimat um Rhein und Murg«, dessen Titel auch zum Motto der frühen grünen Heimatbücher »Um Rhein und Murg« wurde, übernahm Prof. Dr. Max Weber. Weber schuf in seinem grundlegenden Aufsatz zum ersten Male ein äußerst fein gezeichnetes literarisches Bild des Landkreises Rastatt. Wenn man so will, dann kreierte Weber die erste fundierte Kreisbeschreibung des Landkreises und dies auf nur 16 Seiten. Historisch geriet der für die damalige Zeit gut bebilderte Beitrag von Prof. Hermann Krämer über die Goldwäscherei am Rhein. Der aus Berlin stammende Maler und Bildhauer Friedrich Sonntag stellte dagegen in seinem Beitrag »Stimmung am Altrhein« in bester Prosa die Gegenwartssituation der Auenlandschaft in den Mittelpunkt. Sonntag schuf in einer Art Dialog mit sich selbst eine besondere Erzählung über die nur von wenigen wahrgenommene »fast unberührte Naturlandschaft« am Oberrhein. Die erste im Heimatbuch erschienene Biografie verfasste Robert Suhr über keinen geringeren als den 100-m-Weltrekordler Heinz Fütterer aus Elchesheim-Illingen. Robert Suhr war 1961 Oberstudiendirektor am Ettlinger Eichendorff-Gymnasium, hatte aber selbst eine bedeutende sportliche Vergangenheit. Er war 1926 deutscher Meister mit der 4 x 100 m Weltrekordstaffel und ist vor allem Entdecker und Trainer von Heinz Fütterer gewesen.[2]

Mit dabei als Autor der ersten Stunde war damals auch der »junge« Heinz Bischof, der in jenen Jahren als Volksschullehrer an der Hansjakobschule in Rastatt tätig war. Bischof, Jahrgang 1923, zählte damals tatsächlich mit einem Alter von 36 Jahre zu dem jüngsten Autor der Heimatbuchreihe. Heinz Bischof hat sich vor allem in den Jahren danach sehr intensiv mit seiner Heimat und der badischen Landesgeschichte beschäftigt. Er berichtet über die Anfänge: »In der Schriftleitung unter Oberaufsicht von Landrat Burkard mischten mehrere Zuträger mit. Wenn ich mich richtig erinnere, dürften dies Prof. Dr. Max Weber und Rektor Willi Echle aus Gaggenau gewesen sein. Ich lieferte meine Beiträge meist auf thematischen Wunsch hin direkt



bei Landrat Burkard ab, so die von mir verfasste Geschichte der Volksschulen. Ansonsten verfolgte ich mit positiver Kritik diese Jahreshefte, aber unmittelbar beteiligt war ich nicht. Heute (…) sind die Heimatbücher ausgewogener im Inhalt geworden.«[3] Zu Bischof, dem »Grandseigneur der badischen Heimatgeschichte«, hat der Verfasser im Heimatbuch von 2008 einen biografischen Beitrag verfasst.[4]

Iffezheim 1961

1964:

Das Heimatbuch des Landkreises Rastatt »Um Rhein und Murg« hat in den vier Jahren seines Erscheinens im ganzen Landkreis starke Verbreitung gefunden. Die sorgfältig ausgewählten Beiträge sollen die Landschaft und die Menschen in Geschichte und Gegenwart jeweils in bunter Vielfalt darstellen und so in einer sich von Jahr zu Jahr ergänzenden Heimatbuchreihe ein lebendiges, gleichsam aus vielen Mosaiksteinen zusammengesetztes Porträt unserer Heimat zusammenfügen.

(…)

So erfüllt auch dieser vierte Band, wie alle Bücher der Heimatbuchreihe, seine Aufgabe, beim Leser Achtung vor der Vergangenheit und vor unserer heutigen Umwelt sowie Verständnis für die Zusammenhänge zu wecken. Es will die Bedeutung der Persönlichkeit und der Gemeinschaft mit ihren Werten jenseits des Materiellen betonen und damit die Eigenständigkeit, den Bürgersinn und die Liebe zur Heimat stärken.[5]

Für die nächsten neun Jahre blieb die Redaktion ihrer sehr erfolgreichen Linie treu und veränderte das Erscheinungsbild der »Grünen« Heimatbuchreihe nicht mehr. Mit dem ersten Jubiläum, dem »10-jährigen« änderte sich zwar nicht die Farbgebung des Einbandes, aber das Titelbild wurde geändert. Von nun an befand sich nicht mehr die 1960 entstandene Zeichnung von Friedrich Wilhelm Schindhelm auf dem Cover, sondern eine wunderbare Interpretation des Landkreisgebiets von Walter und Erika Binz aus Gaggenau. Diese Vorlage wurde bis 1972 verwendet. Zudem griff man 1970 mit dem 10. Band auf besseres Papier zurück und auch die Druckqualität verbesserte sich zusehends. Die Liste der damaligen Heimatbuchmitarbeiter liest sich allerdings wie das »Who is Who« der damals bekannten mittelbadischen Autoren. Das Heimatbuch wurde mehr und mehr zu einem festen Bestandteil der Landkreisarbeit. 1969 vermerkt der Geschäftsbericht des Landkreises Rastatt folgendes: »Die gute Aufnahme und vielstimmige Anerkennung haben das Heimatbuch im Laufe der neun Jahre seines Erscheinens zu einem echten Volksbuch für die Bevölkerung des Landkreises werden lassen. Das Interesse an der Heimatbuchreihe ist von Jahr zu Jahr gewachsen, so dass heute schon ein treuer Leserstamm auf das Erscheinen jedes neuen Bandes wartet. Es

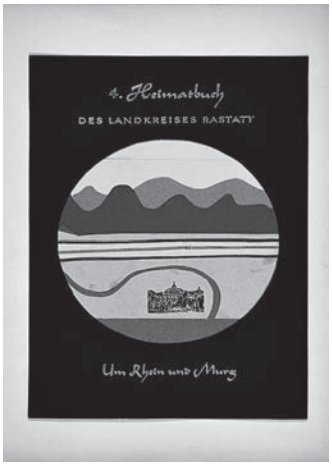
ist auch ein Zeichen der Heimatverbundenheit, dass die Heimatbücher von allen Kreisgemeinden zur Schulentlassung überreicht werden.«[6] Gerade dieser letzte Satz birgt einen wichtigen Hinweis auf die Ausrichtung des Rastatter Jahrbuches. Es wurde von Beginn an als Schulentlassexemplar eingesetzt. Und das wird es übrigens auch bis heute.«[8]

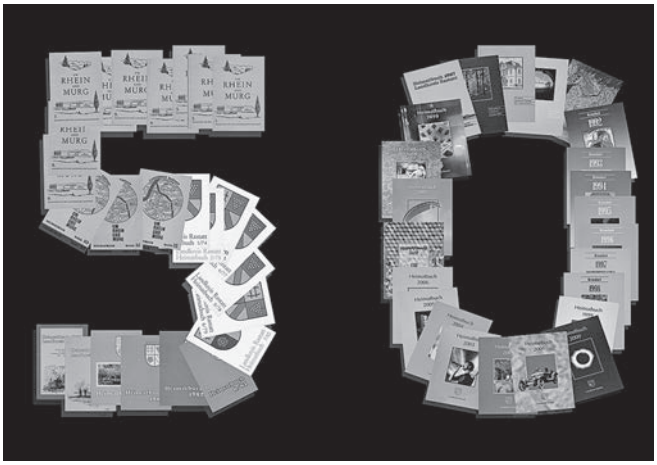
Die erste Heimatbuch-Redakteurin Ursula Jakubczyk

Ursula Jakubczyk wurde 1960 von Landrat Dr. Burkard mit der Redaktion und Vorbereitung für die neue Heimatbuchreihe beauftragt. Die Verantwortung für die Redaktionsarbeit hatte sie bis 1979 inne und nach Mitteilung von Zeitzeugen »hat sie das Heimatbuch ganz alleine gemacht«. Landrat Dr. Burkard hat in den ersten Jahren auch selbst »Hand an das Heimatbuch gelegt«, ein Zeichen dafür, wie wichtig dem Landrat damals der gute Start der Heimatbuchreihe war.

Ursula Jakubczyk, geb. Kuhn, kam am 24. April 1925 im ostpreußischen Elbing zur Welt. Ihr Vater Dr. Otto Kuhn war Rechtsanwalt und Notar, ihre Mutter Käthe war eine geborene Duchâteau. Sie besuchte erfolgreich die Oberschule für Mädchen in ihrer Geburtsstadt und schloss 1943 das Abitur mit der Note »gut« ab. Zum Sommersemester 1944 nahm sie an der Ärztlichen Akademie in Danzig ein Medizinstudium auf, das sie für zwei Semester ernsthaft verfolgen konnte. Aufgrund der dramatischen militärischen Ereignisse um Ostpreußen musste sie das Studium im Mai 1944 abbrechen und wurde als Krankenpflegerin in mehreren Lazaretten eingesetzt.

Gegen Kriegsende kam Ursula Jakubczyk, sie hatte 1944 den Medizinstudenten und späteren Zahnarzt Hubert Jakubczyk geheiratet, nach Rastatt. Im März 1946 eröffnete sie ein Kasperletheater, das sie bis 1949 führte. In diesem Jahr entschloss sie sich zu einem Lehrgang bei der Fachschule für Dolmetscherwesen in Karlsruhe und wurde Dolmetscherin für die französische Sprache. Mit dem Abschluss einer »Staatlich geprüften Übersetzerin« wurde sie 1950 Mitarbeiterin des Rastatter Requisitionsamtes als Teil der Kreisverwaltung und arbeitete dort als Übersetzerin. Zu ihren Aufgaben zählte die Abwicklung der Korrespondenz zwischen der französischen »Kreisdelegation« und der Kreisverwaltung. 1945 und 1947 kommen in Rastatt ihre bei-





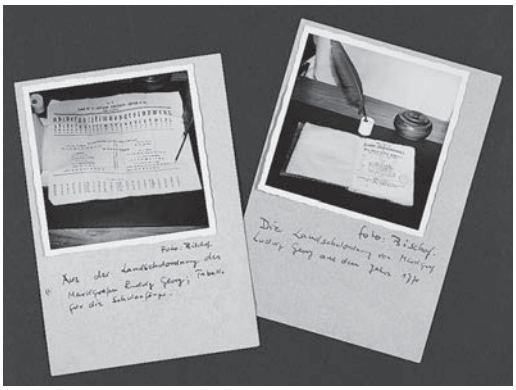
den Kinder zur Welt, die Ehe wird 1950 geschieden. Nach der Auflösung des Requisitionsamtes 1956 übernimmt Ursula Jakubczyk neue Aufgaben im Amt für Verteidigungslasten. 1957 legt sie erfolgreich die Inspektorenprüfung ab, 1959 wird sie von Landrat Dr. Burkard zum Kreisjugendamt versetzt.[7] Zudem übernimmt sie im Auftrag des Landrats »Aufgaben für das Jugend- und Volksbildungswerk«.[8] Im April 1961 wird sie Sachbearbeiterin des Volksbildungswerks, bzw. der Volkshochschule und erhält auch offiziell die Verantwortung für die neu geschaffene Heimatbuchreihe.[1] 1962 übernahm sie die Leitung des Jugend- und Volksbildungswerkes und 1973 die Leitung der Volkshochschule im neuen Landkreis Rastatt. Neben der »Jugend- und Volksbildung« legte Ursula Jakubczyk genauso wie Landrat Dr. Burkard einen großen Teil ihrer Energie auf die Aussöhnung mit Frankreich. Seit 1961 organisierte sie Jugendfahrten ins Burgund und erhielt dafür gemeinsam mit Dr. Erwin Burkard 1968 die Auszeichnung »Medaille pour la Jeunesse«. Wie die BNN berichtete, wurde diese Auszeichnung zum ersten Mal an Baden-Württemberger überreicht.[9] Im Mai 1985 ging Ursula Jakubczyk in den Ruhestand und übergab die Leitung der Kreis-VHS wie auch die verantwortliche Redaktion in die Hände von Klaus Goebes. Am 28. November 1999 verstarb Ursula Jakubczyk im Alter von 74 Jahren.[10]

Die weißen Bände 1974 bis 1980

Mit einem revolutionären Paukenschlag erlebte die Heimatbuchreihe 1974 eine neue Ausrichtung. 1974, im Jahr »1« nach der Kreisreform, erschien zum ersten Male das Heimatbuch in gänzlich neuer Aufmachung. Der Einband war nun weiß, auf dem Cover erschien sehr großformatig das neue viergeteilte Wappen des neu gebildeten Landkreises Rastatt. Neu deswegen, weil vor allem große Teile des aufgelösten Landkreises Bühl zum neuen Kreis Rastatt gelangten. Für Landrat Dr. Erich Würfel war es damals ein wichtiges Anliegen, die Heimatbuchreihe fortzuführen. Natürlich bezog die Redaktion unter der Leitung von Landrat Dr. Würfel auch den Bereich des ehemaligen Bühler Landkreises mit in die neu gestaltete Heimatbuchreihe mit ein. Nachdem in Bühl seit 1957 die »Bühler Blauen Hefte« erschienen waren, führte der Landkreis Rastatt diese Reihe und die ehemals grüne Heimatbuchreihe zusammen. »Dass nach der Kreisreform fast wie von selbst der Gedanke entstanden ist, beide Publikationen in einem neuen gemeinsamen Heimatbuch fortzuführen, dass dieser Gedanke jetzt verwirklicht wurde, ist Grund zur Freude. Gibt uns doch auch dies die Gewissheit, der neue Kreis werde weiter zusammenwachsen und zum Wohle aller seine Aufgabe erfüllen.«[11] Zum ersten Male gab es auch einen aktuellen Teil. Im Falle der 1974er-Ausgabe berichtete Landrat Dr. Würfel persönlich über die Kreisreform und den neuen Landkreis Rastatt. Außergewöhnlich in der Geschichte der Heimatbuchreihe war die besondere Überzeugungskraft von Dr. Würfel. Ihm gelang es gleich alle drei Oberbürgermeister des Landkreises zu inhaltlich fundierten Beiträge zu bewegen. Tatsächlich war es das einzige Mal, dass so viele politische Mandatsträger gemeinsam im Heimatbuch publiziert haben. Der 1974er Band war und ist allerdings auch noch in anderer Sicht außergewöhnlich. Diese Ausgabe geriet zum ersten Male in der Geschichte der Heimatbuchreihe zu einem Themenband. In 19 Beiträgen beleuchteten ebenso viele Autoren (darunter allerdings keine Autorin) die

»125jährige Wiederkehr der revolutionären Ereignisse von 1849/1849« im Kreisgebiet. Aber nicht nur die Erinnerung an diesen bedeutenden Teil der Badischen Geschichte war Anlass für den Themenband, sondern auch die Eröffnung der »Erinnerungsstätte für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte« im Rastatter Schloss führten zu dieser konsequenten Entscheidung. Und bis heute hat der Landkreis seine guten Beziehungen zu dieser Einrichtung bewahrt. Die derzeitige stellevertretende Leiterin der Einrichtung, Frau Dr. Elisabeth Thalhofer, lieferte als Autorin für den vom Kreisarchiv Rastatt im Jahr 2010 herausgegebenen Band »Schloss Rastatt, Schloss Favorite« einen kompetenten Beitrag ab. Bis heute zählt dieses Heimatbuch von 1974 zu den grundlegenden und oft nachgefragten Werken der mittelbadischen Revolutionsgeschichte und es war auch mit über 8000 gedruckten Exemplaren eines der auflagenstärksten.

»Weiss« blieben die Bände bis 1980. Trotz des eher zurückhaltenden Erscheinungsbildes sind die meisten dieser Bände heute vergriffen oder nur noch in wenigen Exemplaren verfügbar. Das spricht für ihren Erfolg, aber auch für ihre inhaltliche Qualität. Im Mittelpunkt standen in den 1970er Jahren kompetente Beiträge über einzelne Städte und Gemeinden und den Landkreis selbst. Ursächlich dafür war natürlich die Motivation des Landrats Dr. Würfel, in den Jahren nach der Kreisreform eine landkreisweite Einheit zu schaffen, Erschwert wurde dies, weil der Landkreis bis zur Kreisreform zum Regierungsbezirk Südbaden zählte, dann aber zum Regierungsbezirk Nordbaden kam. In der Tat war der Landkreis Rastatt immer ein Gebilde in der Mitte zwischen Nord und Süd, eine Zuordnung fiel natürlich schwer. Und insofern war die Schaffung und Manifestierung einer



Landschulordnung1770

»neuen« Identität auch eine nicht zu unterschätzende Aufgabe des Heimatbuchs.

Ein Beispiel hierfür stellt der Band 6 der weißen Reihe dar, der 1979 erschien. Ähnlich wie seine Vorgänger enthielt dieser Band eine große Anzahl von bis heute wichtigen Beiträgen einzelner Ortsgeschichten oder Aspekte daraus. Dank der guten Kontakte des Landrats Dr. Erich Würfel, der sich ähnlich wie sein Vorgänger Dr. Erwin Burkard sehr direkt und engagiert in die Redaktionsarbeit einbrachte, schrieben einige Bürgermeister an diesem Jahresband mit. So beispielsweise Alfred Weßbecher zu Au am Rhein, Friedrich Eberle zu Hügelsheim oder Otto Himpel zu Iffezheim. Grundlegend zur Landkreisgeschichte bzw. dessen damaligen aktuellen Situation war aber auch der Beitrag von Dr. Erich Würfel und Franz Kreppelt zu »Der neue Landkreis Rastatt«, in dem die Autoren in Text und Bild die Entwicklung des Landkreises seit 1973 nachvollzogen. Von großer Relevanz war aber zudem der umfangreiche Beitrag des damaligen IHK-Geschäftsführer Dr. Jochen Tiedtke zur »Wirtschaft des Landkreises«. Im Heimatbuch erschien damit zum ersten Mal ein grundlegender analytischer Aufsatz zur Wirtschaft Mittelbadens mit zahlreichen Strukturdaten. Die genann-

ten Beiträge wurden auf Veranlassung von Dr. Erich Würfel unter dem Obertitel »6 Jahre danach« zu einem 58-seitigen Sonderdruck zusammengefasst.

Die Ära Klaus Goebes – das Heimatbuch wird bunt

Mit der Übernahme der Redaktionsverantwortung 1980 durch Klaus Goebes[12] wechselte das HB sein Erscheinungsbild und seine Inhalte grundlegend. Von 1981 wurde das Cover »bunter« und farbenfroher. Beibehalten wurde das Kreiswappen, das zwar auf ein Viertel seiner vormaligen Größe reduziert wurde, aber immer noch sehr präsent war. 1982 erschien die erste Bücherecke im Heimatbuch, in der zunächst Herbert Maier die Besprechungen der für Mittelbaden wichtigen Publikationen übernahm. Dies machte er mit großer Ernsthaftigkeit und Sachlichkeit bis zu seinem Tode 2002. Daniel Melcher, Redakteur bei Badischen Tagblatt in Rastatt, übernahm diesen Part und führte diesen bis heute sehr erfolgreich fort. Klaus Goebes setzte in der Mitte der 1980er Jahre mehr und mehr auf eine attraktive Gestaltung des Äußeren und versah die jeweiligen Cover mit »Kunst aus dem Landkreis«. Erstmals 1984, als ein in Öl gefasstes Bild des Schwarzacher Münsters der Bühler Künstlerin Jennifer Zehder den Heimatbucheinband bereicherte. Dieser Jahresband brachte zum ersten Male ein »Künstlerportrait« im Heimatbuch und stellte Jennifer Zehder in den Mittelpunkt der Beschreibung aus der Feder von Herbert Maier. Daneben schrieb Deutschlands bester Gastronom jener Jahre, Rudolf Katzenberger, über seinen »Adler« in Rastatt und versah das Heimatbuch mit einer lukullischen Extravaganz, die es bis dahin nicht gegeben hatte. Klaus Goebes strukturierte das Buch grundlegend neu und legte Schwerpunkte auf ganz andere Themenbereiche. War das Heimatbuch bis dahin etwas »geschichtslastig« geraten, so gerieten nun Themen aus Natur und Umwelt, der Industrie oder vom »Wirken der Städte, Gemeinden und des Landkreises« in den Mittelpunkt. Erwähnenswert ist sicher auch, dass die Heimatbuch-Redaktion mit der Reihe: »Funde und Fundstätten der Vor- und Frühgeschichte im Landkreis Rastatt« die größte und umfangreichste Aufsatzserie ihrer Geschichte startete. Bis 1999 bearbeitete Gerhard Hoffmann in 13 einzelnen Beiträgen dieses bedeutende Kapitel der Kreisgeschichte. 2007 erschien in der Publikationsreihe des Kreisarchivs die überarbeitete und aktualisierte Zusammenfassung dieser Beiträge als Monographie zu diesem Thema.

1986 wurde zum 25-jährigen Jubiläum der Heimatbuchreihe der bis dahin umfangreichste Band in der Erscheinungsgeschichte der Heimatbuchreihe veröffentlicht. Landrat Dr. Würfel übernahm in seinem Grußwort das Motto »Wir wollen ein Porträt zusammenfügen«, das bereits Landrat Dr. Erwin Burkard 1961 formuliert hatte. Würfel erinnert dabei an die Bedeutung der Heimatbuchreihe: »Diese 25 Jahre der Herausgabe eines Heimatbuches sind für die Kulturarbeit unseres Landkreises kein alltägliches Jubiläum, und ein wenig stolz darauf dürfen wir schon sein, denn auch die Nachwelt wird uns diese 25 Jahre produktiver Arbeit für und über unsere Zukunft danken.« 264 Seiten wurde das Heimatbuch in diesem Jahr »stark« und wurde wieder mit einem ansprechenden Inhalt gefüllt. Ein wenig in die eigene Geschichte der Buchreihe zurück wanderte man mit dem historischen Teil, den man mit »Aus der Geschichte an Rhein und Murg« titulierte und damit ein wenig an die Namensgebung der

ersten 12 Heimatbuchbände erinnerte. Daneben gab es »Heiteres und Besinnliches«, darunter ein charmanter Betrag von Paul Güde »E guede Wi isch nie verkehrt«, aber auch viel Lesens- und Wissenswertes zu den Gemeinden und Städten im Landkreis, zur Wirtschaft, zur Natur und – natürlich – mit einem Künstlerbeitrag, dieses Mal zu Ernst F. W. Bodensohn und »30 Jahre Festliche Serenaden in Schloss Favorite«. Ergänzt wurde der Jubiläumsband mit einem umfangreichen Stichwortverzeichnis für alle bis dahin erschienen Ausgaben des Heimatbuches und der »Bühler Blauen Hefte«, die der Landkreis Rastatt nach wie vor als eine seiner Wurzeln empfand.

1989 folgte ein außergewöhnlicher Band. Die Redaktion hatte sich entschieden anlässlich der 50. Wiederkehr der Gründung des Landkreises Rastatt, bzw. der Landkreisselbstverwaltung, ein besonderes Werk zu schaffen. Entstehen sollte ein Kompendium über den Landkreis Rastatt, der annähernd 500 Seiten stark, neben der herkömmlichen Erscheinungsart als Paperback auch in einer kleinen Auflage in gebundener Form erschien. Die Betreuung und Koordination der insgesamt 34 Autorinnen und Autoren verursachte ein weitaus höheres Bearbeitungspensum, als es bisher für die Heimatbuchbände notwendig war. So holte Klaus Goebes die damalige Kreisarchivarin Dr. Irmgard Stamm in das Redaktionsteam. Daneben übernahm Irmgard Stamm weitere bedeutende Aufsätze, wie beispielsweise zur Funktion des Landrats, zur Verwaltungsgeschichte des Landkreises aber auch die Darstellung der Geschichte der Archivpflege im Landkreis Rastatt. Nach ihrem Ausscheiden 1990 übernahm ihre Nachfolgerin Dr. Sabine Diezinger für wenige Jahre die redaktionelle Mitarbeit bzw. 1993 die Co-Redaktion mit Klaus Goebes. Im August 1994 übernahm Martin Walter die Stelle des Kreisarchivars für den Landkreis Rastatt und erhielt gleich am 2. Tag seines dienstlichen Daseins in Rastatt die Funktion der redaktionellen Mitarbeit vom damaligen VHS-Leiter Klaus Goebes angetragen, eine Arbeit, die sich im Band 1995 zum ersten Male niederschlug und die sich seit 1996 als »Doppelspitze« etablierte. Diese Zusammenarbeit war kreativ und selten stand das künstlerische Schaffen auf höchstem Niveau im Mittelpunkt des Heimatbuchs wie in diesen Jahren. Die Verantwortung lag nach wie vor bei der Volkshochschule. In den Blickpunkt der Redaktion geriet aber auch immer mehr die Arbeit von Schülern und Schülergruppen. Eine der sicher herausragenden Arbeiten war der Beitrag von Johanna Schwarz 1996 zu »50 Jahre Befreiung vom Hitler-Faschismus – zur Ausstellung in der Handelslehranstalt Rastatt«. Eine qualitative Aufwertung erfuhr das Heimatbuch sicher nicht nur wegen seiner qualitätsvollen Beiträge profunder und bekannter Autorinnen und Autoren. 1996 wurde auch die Sammlung Westermann vorgestellt, in einer herausragenden Druckqualität mit Werken von bekannten Künstlern wie Michel-Claude Jullian, Horst Antes, Daniel Spoerr oder dem deutschen Objektkünstler Klaus Staeck.

Schwarzacher Münster.
Gemälde von Jeniffer Zehder

Der »Jahrtausendband 2000« (richtig wäre allerdings 2001, denn erst mit diesem Jahr begann das 3. Jahrtausend) geriet wiederholt zu einem besonderen Band. Tiefschwarz und mit einem wunderbaren sehr abstrakt wirkenden Bild der »verfinsterten Sonne« und silberner Beschriftung geriet das Heimatbuch 2000 zu einem sehr ästhetischen Werk. Das Foto schoss Hans Heid, der renommierte Leiter der Historischen Lehrerbibliothek am Rastatter Ludwig Wilhelm Gymnasium. Heid ist passionierter Tier- und Naturfotograf und bereicherte nicht nur den 2000er Band mit fantastischen Fotografien und Texten. Der Band ist übrigens schon einige Jahre vergriffen. 2003 schafft es dann sogar der Leadsänger der erfolgreichen Popgruppe Reamonn, Rea Garvey, auf das Cover des Heimatbuchtitels. Rainer Wollenschneider berichtete in diesem Band über das SWR3 New Pop Festival, das über viele Jahre hinweg im Rastatter A-Klasse-Werk beheimatet war. Leider ist auch das schon wieder Geschichte. Das Heimatbuch wurde seither immer bunter, immer aktueller und es unterschied sich aufgrund seiner immer moderner werdenden Covergestaltung immer mehr von seinen Vorgängern. Dabei legte die Redaktion immer großen Wert auf das hohe Niveau der publizierten Beiträge und unterstützte auch manchen Autoren dabei. Die Redaktion und die Herausgeber sind auch nach wie vor sehr stolz darauf, dass »wir neben den alten Hasen mehr und mehr junge Autoren gewinnen konnten« so Landrat Jürgen Bäuerle in seinem Vorwort für den Jahresband 2008. Hinzu kommt, dass das Heimatbuch ebenso gerne über junge Menschen berichtet, wie 2009 über den Rastatter Ausnahmepianisten Frank Düpree, der innerhalb kürzester Zeit zu einem Star der internationalen Musikszene wurde. Ebenso gerne erinnern wir an Landkreisbewohner, deren Wirken und Tun nicht nur landkreisweite Bedeutung hat, sondern weit darüber hinaus. Ein Beispiel dafür ist der Aufsatz über »Die Bühler Ehrenbürgerin Dr. Anneliese Knoop-Graf.[13] Ein Leben zur Erinnerung an die deutsche Widerstandskultur«. Anneliese Knoop-Graf, die die letzten 40 Jahre ihres Lebens in Bühl-Waldmatt verbracht hatte, erinnerte mit großer Überzeugungskraft an den Widerstand der weißen Rose, deren Mitglied ihr Bruder Willi Graf war. Und der genau wie Sophie Scholl einen gewaltsamen Tod fand, vielmehr von einem unbarmherzigen nationalsozialistischem Regime umgebracht wurde.

Der langjährige Redakteur der Heimatbuchreihe, Klaus Goebes, wurde 2008 in den Ruhestand verabschiedet. Er war über 20 Jahre für das Heimatbuch verantwortlich und sorgte mit großem Engagement und Können dafür, dass das Heimatbuch immer moderner und attraktiver wurde. Seit 2004 übernahm Martin Walter immer weitere Teile der Redaktionsarbeit, so dass die Übergabe der Redaktionsleitung im Sinne einer guten Arbeit für die Heimatbuchreihe reibungslos vonstatten ging.

2011 erschien nun der Jubiläumsband des Heimatbuchs des Landkreises Rastatt. In den Mittelpunkt der thematischen Ausrichtung rückte nun der Rückblick auf vielfältiger Ebene der letzten 50 Jahre. Der aktuelle Band 2012 ist in Vorbereitung und wird im Mai 2012 erscheinen. Allerdings hat sich die Redaktion entschlossen, das Heimatbuch Landkreis Rastatt mehr unter die Prämisse aktueller Themen zu stellen und mit dem zusätzlichen Titel »Aktuelles und Wissenswertes« zu versehen. Zudem wird sich das Erscheinungsbild ändern und sich dem Zeitgeschmack anpassen. Das Heimatbuch wird sich wie in den vergangenen fünf Jahrzehnten auch wieder neu erfinden und wird auch weiterhin eines

der meistgelesenen Bücher seiner Art in Mittelbaden sein – und das auf einem gleich bleibend hohen Niveau. Die Reihe ist ein ganz besonderer Wissens- und kultureller Schatz für die heutige aber auch für die zukünftigen Generationen.

Anmerkungen

1 Kreisarchiv Rastatt, Badische Neueste Nachrichten vom 22. Februar 1961, Artikel »Vom Vater Rhein bis zur Wasserscheide. Das erste Heimatbuch des Landkreises Rastatt ist da – Ein lobenswerter und erfreulicher Anfang«.
2 Zu Suhr weiter: Als Sportler und Pädagoge gleicherweise erfolgreich. Präsident Dr. Unruh verabschiedete Oberstudiendirektor Prof. Suhr. In BNN, 30. Juli 1970.
3 Schreiben von Heinz Bischof an den Verfasser vom 5. März 2011.
4 Martin Walter: Heinz Bischof – eine Hommage an den Grandseigneur der badischen Heimatgeschichte. In Heimatbuch Landkreis Rastatt, S. 75 ff., Rastatt 2008.
5 Kreisarchiv Rastatt, Geschäftsbericht 1964 des Landratsamts, S. 71.
6 Kreisarchiv Rastatt, Geschäftsbericht 1969 des Landratsamts, S. 56.
7 Landratsamt Rastatt, Zentrale Registratur: Personalakte Ursula Jakubczyk.
8 Kreisarchiv Rastatt. Auszug aus der Niederschrift über die Sitzung des Kreisrates vom 30. März 1960 in Durmersheim.
9 Badische Neueste Nachrichten vom 18. März 1968, Artikel »Hohe Auszeichnung für den Landrat«.
10 Landratsamt Rastatt. Zentrale Registratur: Personalakte Ursula Jakubczyk.
11 Heimatbuch 1/1974, Landrat Dr. Würfel in seinem Vorwort.
12 Klaus Goebes war von 1979 bis 2008 verantwortlich für die HB-Buchreihe des Landkreises Rastatt. Zunächst als Mitarbeiter der Volkshochschule, ab 1985 dann als deren Leiter. 2008 wurde Goebes in den Ruhestand verabschiedet.
13 Martin Walter: Die Bühler Ehrenbürgerin Dr. Anneliese Knoop-Graf : ein Leben zur Erinnerung an die deutsche Widerstandskultur. In Heimatbuch Landkreis Rastatt, S. 53 ff., Rastatt 2009.

Anschrift des Autors:
Kreisarchiv Rastatt
Martin Walter
Am Schlossplatz 5
76437 Rastatt

Mentalitätsunterschied, Vorurteil, Folklore

»Im Ganzen ist dieser Gegensatz (von Baden und Württemberg) inzwischen kein Politikum mehr. Lebendig ist er trotzdem geblieben als Mentalitätsunterschied, als Vorurteil und als spielerische Folklore.«

Werner Richner / Hermann Bausinger, Baden-Württemberg. Landschaft und Kultur im Südwesten, 1994, S. 36

Badische Geschichte, ihre Erforschung und Darstellung

Markgraf Karl Friedrich und Johann Daniel Schöpflin

Hansmartin Schwarzmaier

Vorbemerkung: Über historische Jubiläen und ihre Themen

Wer immer sich mit »badischer Geschichte« befasst, der wird für sich selbst und für seine Leser klären müssen, welchen Raum er zu beschreiben gedenkt. Zahlreiche Autoren haben diese Aufgabe auf recht verschiedene Weise gelöst. Vor allem waren es historische Jubiläen, die den Anlass dafür boten, sich mit »Baden« zu beschäftigen, so wie dies in den Jahren 2002 und 2006 der Fall war, als man der 200. Wiederkehr der Schaffung des Kurfürstentums und des Großherzogtums Baden gedachte – wie übrigens auch des Nachbarlandes Württemberg, das wie Baden zum Kurstaat und danach zum Königreich erhoben wurde. Zum ersten Großherzog wurde der bisherige Markgraf Karl Friedrich von Baden, dessen 200. Todestag im Jahr 2011 wiederum den Anlass zu einem Jubiläum bot, das den Gründer des modernen Baden feierte. Diese Daten markieren denn auch den tiefgreifendsten Einschnitt, den es in der neuzeitlichen Geschichte des deutschen Südwestens und auf der Landkarte der deutschen Länder gegeben hat. Erst seit diesem Zeitpunkt gibt es das Land Baden in jenen von nun an festliegenden Grenzen, die alle politischen Veränderungen bis zum 2. Weltkrieg überdauert haben, und wer von »Baden« spricht, der hat diesen Raum vor Augen, mit seinen Grenzen am Rhein und am Schwarzwaldkamm, an Main und Bodensee. »Geschichte Badens« betrifft im strengen Sinne also nur die Zeit von 1800 bis 1950. Für die »badische Geschichte« bildete das damals geschaffene Land einen Orientierungsrahmen, den zu umschreiben, auszufüllen und in ältere Zeit zu verlängern jedem Autor den Spielraum gewährte, den er nutzen konnte.

Das »Jubiläum« des Jahres 2012 beschreibt einen anderen Weg. Es bezieht sich auf ein bestimmtes Dokument des Jahres 1112, eine mit Datum versehene Urkunde Kaiser Heinrichs V., also 900 Jahre alt. In ihr wird erstmals der Ort »Baden« in Verbindung mit jener Adelsdynastie genannt, die seitdem und bis zum heutigen Tag als »Markgrafen von Baden«, von 1806–1918 als »Großherzöge von Baden« im hellen Licht der Geschichte stehen. Ihr Name steht also für die Adelsherrschaft, das Land und schließlich den Staat, an dessen Spitze sie gestanden sind. Unverkennbar ist, dass dieses Pergament eines mittelalterlichen Herrschers in diesem Zusammenhang ein Zufallsprodukt darstellt, denn der stets auf Reisen befindliche König hat das rechtsrheinische Gebiet nie betreten, auch wenn der Rhein die Achse seines Machtbereiches bildete, und der Markgraf, der in jener Urkunde als Mitwirkender an einem Rechtsakt genannt ist, weilte eben in seinem Gefolge. Doch seine Nachkommen, die Markgrafen von Baden, sind

von nun an in kontinuierlicher und ununterbrochener Reihenfolge nachweisbar, auf ihrer Burg Hohenbaden, die zehn Jahre später, also 1122, erstmals genannt wird, im Gefolge des Königs, an den Höfen benachbarter Fürsten, bei Verträgen und Kriegen und in vielen anderen »Haupt- und Staatsaktionen«. Was sich in ihrem Umkreis zutrug, nannte man wiederum »Badische Geschichte«, und wenn dies in einer großen Landesausstellung des Jahres 2012 vor Augen geführt und gewürdigt wird, so darf man mit Spannung der Dinge entgegensehen, die da in diesem Zusammenhang präsentiert werden.

Man hätte auch andere Jubiläen hervorheben können, die an Badens Vor- und Frühzeit erinnern. Das älteste Dokument, in dem der Ort »Baden« wiederum unter einem genauen Datum, dem 1. August 712, genannt wird, ist eine im Generallandesarchiv Karlsruhe erhaltene Pergamenturkunde des Merowingerkönigs Dagobert III. In ihrem lateinischen Text sind die »aquae calidae«, die heißen Quellen im Oosgau genannt, die der König dem Kloster Weißenburg verlieh. Der Ort »Baden«, so dürfen wir übersetzen, dessen Thermen bereits von den römischen Kaisern Antoninus (Pius) und Hadrian erbaut worden seien, wird mit diesem Dokument an das älteste Kloster dieses zum Bistum Speyer gehörigen linksrheinischen Gebietes übertragen, das sich anschickte, auch rechtsrheinisch zum größten Grundherren zu werden, dem wenig später nahezu der gesamte Raum von Baden-Baden bis in das Mündungsgebiet des Neckar gehörte. Man hat dieser Urkunde misstraut, die in einer Jahrhunderte späteren Schriftform vorliegt und die von den Gelehrten als »Fälschung« bezeichnet wird, und dies mag auch der Grund dafür sein, dass man auch ihren Rechtsinhalt in Frage gestellt hat. Doch dieser scheint uns glaubwürdig, und so datiert das früheste schriftliche Zeugnis für das rechtsrheinische Gebiet zum Jahr 712 – Grund genug für ein 1300-jähriges Jubiläum, das man mit Baden in Verbindung bringen kann, dem Ort mit seinen heißen Quellen, den offenbar seit römischer Zeit noch sichtbaren Badeanlagen, die sich noch nutzen ließen. Was die Römerzeit anbelangt, so sind ja die Überreste der Thermen noch erkennbar und archäologisch gesichert, und mehrere steinerne Inschriften, fast 2000 Jahre alt, belegen den Namen »Aquae«. Für die Markgrafen war dieser uralte, Ort, dessen Überlieferung bis in römische Zeit zurückreichte, sicherlich einer der Gründe dafür, dass sie hier ihre Stammburg erbauen ließen, in herrschaftlicher Höhe auf den Felsen über dem Oostal, und dass sie an diesem Herrschaftszentrum festhielten, das Bestandteil ihres Namens blieb. Der Raum, in dem sie ihre Herrschaft ausdehnten, am südlichsten Rand des Bistums Speyer und zugleich des fränkischen Stammes- und Sprachgebietes, ließ sich von dort oben aus überblicken, und der Blick schweifte in das Oberrheingebiet und hinüber in das Elsass, zu den Vogesen und nach Straßburg. Dorthin richteten die Markgrafen stets ihre begehrlichen Blicke und haben in Straßburg so etwas wie ihre wirtschaftliche und geistige Residenz gesehen, besaßen zeitweilig dort auch einen palastähnlichen Hof. Darauf ist zurückzukommen, doch so viel als Plädoyer für ein Jubiläum Badens anhand einer 1300-jährigen Urkunde.

Badische Geschichte in ihrer Frühzeit lässt sich an vielen Kerndaten festmachen, die uns überlegen lassen, was »Baden« zum jeweiligen Zeitraum gewesen ist. Der Ehrgeiz, das territoriale Machtstreben der Markgrafen lässt uns ihre Möglichkeiten und Grenzen erkennen, Grenzen, wie sie in den Teilungen des Spätmittelalters, jener einschneidenden von

1535 sichtbar werden, einer Dynamik, die jeder mittelalterlichen Adelsherrschaft ihr besonderes Gepräge gab. Im Auf und Ab, im Erwerb und Verlust, im Netzwerk der Beziehungen und Feindschaften blieben auch die Grenzen einer ständigen Fluktuation unterworfen, und der Willkür fürstlicher Herrschafts- und Erwerbspolitik waren die Menschen ausgeliefert, die dazugehörten, die Untertanen, die »armen Leute« des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Nur wenige hatten Teil an der politischen Willensbildung, und allenfalls ein vorbildlicher Fürst schuf jenes Zugehörigkeitsgefühl zu Dynastie und Land, das erst der Verfassungsstaat des 19. Jahrhunderts hervorbrachte.

Auf dem Wege dazu, gleichsam am Vorabend des badischen Staats, erleben wir eine merkwürdige Konstellation, und auch diese lässt sich in ein Jubiläumsdatum einbringen. Im Jahr 1762, also vor 250 Jahren, nahm jenes monumentale Werk seinen Anfang, das dann zwischen 1763 und 1766 in fünf Folianten der Öffentlichkeit vorgelegt wurde: Die »Historia Zaringo-Badensis« des Straßburger Professors, aber gebürtigen »Badeners« Johann Daniel Schöpflin. Dass dieses lateinisch geschriebene, mit Quellen unterfütterte Werk eines Universalgelehrten und Historikers eine gleichsam epochale Wirkung entfaltete, verdankt es mehreren Umständen. Darauf ist einzugehen, weil es unmittelbar in das Thema hineinführt, das im Titel dieses Beitrags angesprochen ist. Hinter diesem Werk steht der Markgraf Karl Friedrich von Baden, ein schon damals hoch geachteter und fortschrittlicher Fürst, der freilich ein Duodez-Ländchen regierte, die Markgrafschaft Baden-Durlach, wenig größer als zwei heutige Landkreise um die Städte Karlsruhe–Pforzheim, Emmendingen und Lörrach. Dass es zehn Jahre später seinen Umfang verdoppeln würde, als 1771 die Markgrafschaft Baden-Baden um die Städte Ettlingen, Rastatt und Baden-Baden auf dem Erbwege dazukam, die badische Teilung von 1535 also rückgängig gemacht werden konnte, stand noch nicht fest, ließ sich jedoch in die politischen Planungen des Markgrafen einbeziehen. Karl Friedrich war kein Kriegsheld, kein militärisches Genie wie der preußische Friedrich, der zur gleichen Zeit sein Glück auf dem Schlachtfeld suchte, um sein Land zu arrondieren. Das Ländchen am Oberrhein besaß kein schlagkräftiges Heer. Karl Friedrich beschäftigte sich mit gelehrten Studien, korrespondierte mit Ökonomen und Kameralisten, heute würden wir sagen mit Staats- und Naturwissenschaftlern, deren Erkenntnisse er anzuwenden versuchte. Eines der Titelblätter des Schöpflin'schen Buches illustriert dies (S. 19): Im Studierzimmer des Residenzschlosses sitzt der Fürst, umgeben von Büchern und Landkarten, von Vermessungsinstrumenten und einem Globus, und die Erkenntnisse, die er aus diesen Studien zog, sollten dem Lande zugute kommen, das er regierte. Im Inneren, zum Wohle der Untertanen, sollte sein Musterstaat wirken, aber auch nach außen, den Nachbarn gegenüber. Kein Fürst jener Zeit, der nicht an Sicherung und Ausbau seiner Grenzen dachte, an Arrondierung und Gebietserwerb, und dazu diente nicht nur militärische Macht, sondern auch die auf Studien basierende Diplomatie, die es erlaubte, Ansprüche zu formulieren. In diesem Zeichen engagierte Karl Friedrich den gelehrtesten Historiker der Umgebung, den damals 68jährigen Schöpflin, im markgräflichen Sulzburg bei Müllheim geboren, aber seit langem ein angesehener und unabhängiger Professor an der französischen Universität Straßburg. Schöpflin hat den Auftrag, die Geschichte des markgräflichen Hauses Baden zu erforschen, keineswegs als Fürstendienst verstanden. Die ihm gestellte Auf-

gabe reizte ihn, bot sie ihm doch den Zugang zum Archiv des Markgrafen, das sich damals in Basel befand, und zu anderen Quellen, die ihm insbesondere im habsburgischen Vorderösterreich und in seinen Klöstern zugänglich wurden, vor allem in dem Schwarzwaldkloster St. Peter. Dort gelang ihm ein großer Fund in Form des »Rotulus Sanpetrinus«, in dem die ältesten Urkunden für St. Peter aus dem 11. und 12. Jahrhundert in Abschrift überliefert sind. Dort konnte Schöpflin die gemeinsame Herkunft der Herzoge von Zähringen und der ersten Markgrafen von Baden und ihre Verwurzelung im Breisgau nachweisen. Damit stellte er die Vorfahren der Badener in den Zusammenhang mit den großen schwäbischen Familien der Zähringer, Welfen und Staufer und schuf ihnen gleichsam eine königsgleiche Abkunft. Und mehr: er öffnete den Markgrafen den Blick in den Breisgau, wo sich alter Familienbesitz nachweisen ließ. Markgraf Karl Friedrich hat dies sogleich mit dem Spürsinn des Politikers wahrgenommen und wusste es in den darauffolgenden Jahren zu nutzen.

Damit verbanden sich zunächst nur Planspiele, die Schöpflin, als er 1771 starb, nicht mehr miterlebte. Aber er hatte gute Arbeit geleistet, und sein großes Werk, die auf den Zähringern aufbauende badische Geschichte, bot in den folgenden Jahren ein unerschöpfliches Quellenmaterial, das dem rasanten Aufstieg des Hauses Baden ein solides Fundament bereitete. Auch dies zeigen die Bilder, die dem Schöpflin'schen Werk beigegeben sind, das übrigens bald ins deutsche übersetzt wurde. Die Burg Zähringen bei Freiburg, eine Ruine von bescheidenen Ausmaßen, wurde zum Leitmotiv des Fürstenhauses, das 1802 den zusätzlichen Titel »Herzoge von Zähringen« annahm, und der Orden zum »Zähringer Löwen« wurde zum Emblem, mit dem die Verdienste für Baden belohnt wurden. Bald würde Freiburg, die Zähringerstadt, das zweite Standbein des badischen Staates bilden, dem es 1806 zugeschlagen wurde. Schöpflin, der Historiker, hat diese Entwicklung weder vorausgesehen noch hat sie seine Forschungen bestimmt. Und auch Karl Friedrich konnte dies alles nur in seine Planungen einbeziehen, ehe ihm am Ende seines langen Lebens der Erfolg dann fast in den Schoß fiel, der sein Lebenswerk krönte: Baden in seinen neuen Grenzen. Doch ohne die Arbeit Schöpflins wäre dies schwerlich so gekommen, und deshalb mag das mit dem Jahr 1762 verbundene Jubiläum »250 Jahre Baden« auch seine Berechtigung finden, neben jenem Karl Friedrichs, der am 10. Juni 1811 im hohen Alter gestorben ist. Mit ihm nimmt die »Geschichte Badens« ihren Anfang.

Baden. Von der mittelalterlichen Adelsherrschaft zum modernen Staat

Grundzüge der geschichtlichen Entwicklung

Vor diesem Hintergrund soll versucht werden, einen knappen Überblick über die ältere »badische Geschichte« zu geben, mit anderen Worten 700 Jahre Markgrafengeschichte ins Auge zu fassen.

Sie beginnt mit dem Jahr 1100. So will es das »Jubiläum«, von dem schon die Rede war, als zum ersten Mal ein mächtiges Adelsgeschlecht die Burg oberhalb der späteren Stadt Baden-Baden erbauen ließ und sich danach nannte: Markgrafen von Baden. Oder hätten wir in der Römerzeit einsetzen sollen, als man die heißen Quellen bei Aquae im Oostal nutzte und die Badeanlagen schuf, in denen die römischen Legionäre ihre Wunden aus-

heilten? Der dort nachgewiesenen städtischen Siedlung mit Namen »Aquae« oder mit deutschem Namen »Baden« begegnet man im frühen Mittelalter, seit dem 8. Jahrhundert, wieder in schriftlichen Zeugnissen, so jener Urkunde von 712, mit der sich, wie gezeigt, ein weiteres Jubiläum Badens hätte dokumentieren lassen. Und noch ein Paukenschlag: 987 begegnet der Ort in Verbindung mit einem mittelalterlichen König, Otto III., der sich dort aufhielt. Doch der folgende Längsschnitt ist an der Dynastie der Markgrafen orientiert, die sich vom 12. Jahrhundert an »von Baden« nannten und die es seitdem in ungebrochener Kontinuität gibt, 50 Generationen bis zu den heutigen Markgrafen von Baden auf Schloss Salem. Vor 16 Jahren erst haben sie ihr Stammschloss Baden-Baden, nicht die alte und ruinöse Burg auf den Felsen des Battert, sondern das oberhalb der Stadt gelegene Schloss, verkauft und haben sich von ihrer namengebenden Residenz getrennt, das seitdem als Dornröschenschloss von seiner großen Vergangenheit träumt.

Ich könnte es mir nun leicht machen und könnte die stolzen Herren auf Burg und Schloss Baden-Baden aufzählen, Generation für Generation, Namen für Namen, könnte ihren Stammbaum vorführen um zu zeigen, wie sie Besitz erworben, ihn ausgebaut, vererbt, wieder verloren haben, wie sie Politik machten, mit dem König oder gegen ihn, wen sie geheiratet haben, reiche Frauen und Erbtöchter, stets Frauen von Adel – Liebe und Zuneigung spielte keine Rolle. Man beobachtet den Ausbau eines fürstlichen Territoriums, das im Laufe der Zeit zu immer größerer Geschlossenheit zusammenwuchs und das doch vor 1800 ein Konglomerat zersplitterter Einzelbesitzungen blieb, über die der Fürst nach Belieben schalten und walten konnte. Er allein bestimmte auch die Geschicke der Menschen, die dort lebten, und es wird lange dauern, bis wir einzelne von ihnen in selbstbestimmtem Handeln kennenlernen. Geschickte Politiker und verantwortungsbewusst regierende Männer – und nicht wenige tüchtige Frauen – befinden sich unter den Herrschern, aber auch tölpelhafte oder aufgeblasene Verschwender, und wir leiten die Geschichte an ihrem Tun ab, das fleißige Chronisten aufgeschrieben und gelehrte Historiker erforscht haben. Lange Zeit hat man Geschichte auf diese Weise betrieben, hat sie an den führenden Persönlichkeiten abgeleitet und hat sie als Erfolgs- oder Misserfolgsgeschichte gewertet. Dies ist eine Möglichkeit, badische Geschichte zu betreiben, und ein paar Farbtupfer aus dieser Palette wird man sich nicht ersparen können.

Schwieriger wird es, wenn wir versuchen, das »Land« zu zeigen, das wir »Baden« nennen, und wenn wir uns das Kartenbild vor Augen führen, dann ist dies eine problematische Sache. Das Mittelalter kennt keine Landkarten im heutigen Sinne, und umgrenzte Territorien gibt es ebenso wenig. Man kennt die Zuständigkeitsbereiche der Bischöfe, die Diözesen und Kirchenbezirke; hier am Oberrhein sind es Worms, Speyer, Straßburg und Basel, und das größte Bistum, das ganz Schwaben einschließt, ist Konstanz. Entlang der Murg grenzte es an Speyer an, das Bistum, zu dem auch Baden-Baden noch gehörte. Und dann gibt es im frühen Mittelalter die Stammesgrenze zwischen den Franken und den Schwaben, dem alten alemannischen Herzogtum. Es ist jene noch heute als Mundartgrenze erkennbare Linie, die sich diagonal durch das heutige Baden-Württemberg zieht, jenseits des Nordschwarzwaldes und des Nordrandes der Schwäbischen Alb. In unserem Zeitraum wird man ihr kaum mehr begegnen, und die Besitzungen der Markgrafen von Baden lagen im schwäbischen wie im fränkischen Ge-

biet. Der Historiker von heute hat es schwer, in diesem Kontext abgegrenzte Räume zu erkennen, in denen Menschen gemeinsam das politische, wirtschaftliche und soziale Leben bestimmten, so wie es die heutige Landesgeschichte versucht. Sie hat sich nachträglich die historischen Atlanten geschaffen, die solche Räume rekonstruiert, etwa die mittelalterlichen Gaue und Grafschaften als Verwaltungs- und Rechtsbereiche. Sie waren meist gekennzeichnet durch Bergkämme oder Flussläufe, erst in neuerer Zeit dann durch Grenzsteine und Grenzmarkierungen.

So viel zu einer räumlichen Orientierung und Begrifflichkeit. Von den Markgrafen von Baden wurde schon gesagt, dass sie um das Jahr 1100 die Burg oberhalb des Ortes Baden errichten ließen, die im Laufe der Jahrhunderte zu einer Festung ausgebaut wurde. Sie folgten darin einer Mode ihrer Zeit, denn auch andere mächtige Adelsfamilien waren dazu übergegangen, ihre Herrschaften zu konsolidieren, ihren Besitz zu konzentrieren. Dies geschah insbesondere in den Jahren König Heinrichs IV., der nach dem Tode seines machtvoll herrschenden Vaters schon als 6jähriges Kind an die Regierung kam und sie unter der Vormundschaft seiner Mutter und bedeutender Fürsten, so des Erzbischofs Anno von Köln, ausübte. In diese Zeit fiel eine schwere Krise des Reichs, die sich ausweitete, als die römischen Päpste darangingen, ihren Machtanspruch zu formulieren und ihm auch den deutschen König unterzuordnen, ehe sie ihn zum Kaiser krönten. Der tiefgreifende Dissens, den wir unter dem Stichwort »Investiturstreit« kennen, wurde zu einem Machtkampf zwischen Kaiser und Papst, den der inzwischen erwachsen gewordene Heinrich IV. gegen seinen gewaltigen Gegner Gregor VII. austrug. Das deutsche Reich war in diesen die Welt bewegenden politischen und theologischen Fragen gespalten, und der Riss ging durch alle Bereiche. Fürsten und Adelige, Herzöge und Bischöfe, also die weltlichen und kirchlichen Amtsträger, standen sich in feindlichen Lagern gegenüber, und selbst nahe Verwandte kämpften gegeneinander. In dieser Zeit versuchte der Adel, seine Rechte auszuweiten, die bisher allein dem König vorbehalten waren. Damals entstanden die Burgen als Herrschaftssymbole, meist auf den Höhen, weit über den Menschen, die von dort oben aus überblickt werden konnten, feste und ummauerte Anlagen, in die man sich zurückzog, wenn der Gegner das Land durchzog und verwüstete. Solche Burgen entstanden auf dem Hohenstaufen, auf dem Hohenzollern, auf Teck und Limburg am Rande der Schwäbischen Alb, auf dem Wirtemberg am Neckar oberhalb des heutigen Obertürkheim – und auch oberhalb von Baden-Baden.

Heinrich IV., der Kaiser, hat diesen Kampf nicht selbst ausgefochten. Sein Sachwalter und Stellvertreter war der von ihm eingesetzte schwäbische Herzog Friedrich, Heinrichs Schwiegersohn, der Vorfahr der späteren Könige aus staufischem Haus. Zu seinem Gegenkönig wurde Rudolf von Rheinfelden erhoben, und in seinem Gefolge waren die mächtigsten Fürsten der vor allem im Bodenseegebiet, um Ravensburg und Weingarten residierende Herzog Welf IV. von Bayern und der Kärntner Herzog Berthold. Dieser hatte seine befestigten Plätze unter anderem am Nordrand der Schwäbischen Alb, auf der schon genannten Limburg und Teck, aber auch in der Baar und im Breisgau. Dort errichtete sein gleichnamiger Sohn die Burg Zähringen bei Freiburg, und so hat man seine Nachkommen die »Zähringer« genannt, denn nachdem sie das Herzogtum Kärnten hatten aufgeben müssen, gaben sie sich den Namen »Herzoge von Zähringen«. Genau mit dieser Konstellation

haben wir es nun zu tun. Herzog Berthold, der 1078, auf dem Höhepunkt des schwäbischen Bürgerkriegs, auf der Limburg sein Leben endete, hatte zwei Söhne, Hermann und Berthold. Diese Namen wiederholen sich im ganzen Mittelalter; immer der Älteste trug den sogenannten »Leitnamen« seiner Familie, und so gab es fünf Bertholde, Herzöge von Zähringen, hintereinander, und sechs Hermanne, mit denen wir uns nun zu beschäftigen haben. Denn Hermann II. war der Erbauer der Burg Baden, und er nannte sich »Markgraf Hermann von Baden« (1112). Sein Markgrafentitel geht noch immer auf das Herzogtum Kärnten zurück, denn zu Kärnten gehörte auch die Mark Verona in Oberitalien, und als Berthold das Herzogtum Kärnten einbüßte, wobei er aber den Herzogstitel weiterführte, behielt auch sein Sohn Hermann den an Verona abgeleiteten Markgrafentitel bei, der ihn über seine gräflichen Standesgenossen erhob. Diesen Titel haben die Badener dann 900 Jahre lang beibehalten, und er wird bis zum heutigen Tag im badischen Haus geführt. Mit seiner damaligen Bedeutung und natürlich auch mit Verona hatte dieser Titel später nichts mehr zu tun, aber wie so oft in der Geschichte werden gut klingende traditionelle Namen weitergeschleppt, und diese bilden ein Kennzeichen für das, was wir »Kontinuität« nennen, also gleich bleibende Elemente in einer sich wandelnden Welt.

Dass Markgraf Hermann II. den wichtigen Platz um Baden-Baden zugewiesen bekam, auf dem seine Burg entstand, kennzeichnet zugleich das Ende des Krieges in Schwaben. Herzog Friedrich, der Herr auf dem Hohenstaufen, war der Sieger. Er behielt seine Funktionen im Umkreis des Königs, und schon sein Sohn Konrad wurde, als Konrad III., selbst deutscher König. Sein Enkel ist der große König und Kaiser Friedrich »Barbarossa«. Auch die Gegner des Staufers, Welf und Berthold, behielten ihre Machtpositionen bei. Berthold II. erbaute die Burg Zähringen und eine weitere über der Stadt Freiburg und nannte sich »Herzog von Zähringen«. Damals ist die Trennung im »Zähringerhaus« eingetreten, denn nun wurde der zähringische Machtbereich zwischen den Hermannen und den Bertholden aufgeteilt. Baden-Baden, das Hermann zugewiesen wurde, galt als ein besonders vornehmer Ort, und eine römische Tradition wog viel in damaliger Zeit: Auch Karl der Große hat ja in Aachen seine Residenz errichtet, die auf römischen Fundamenten errichtete Pfalz, in der er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, und auch die Hohenstaufen errichteten ihr Grabkloster Lorch unmittelbar bei einem römischen Limeskastell. In diesem Zusammenhang sollte man noch den ältesten Hermann erwähnen, den Vater des ersten Markgrafen von Baden, des Burgenerbauers. Über ihn sprach man mit besonderer Hochachtung, denn auf dem Höhepunkt des Investiturstreites, noch als ganz junger Mann, hatte er Frau und Kind verlassen, wurde Mönch und beschloss in der burgundischen Abtei Cluny als einfacher Klosterbruder sein Leben. Seine Nachkommen haben die Erinnerung an diesen »Heiligen« besonders gepflegt, und so hat auch er dazu verholfen, den hohen Rang der Markgrafen von Baden zu kennzeichnen. Sie gehörten von nun an stets zu den führenden Adelsgeschlechtern in Schwaben, zu den fürstlichen Häusern.

Der Familienbesitz und die Amtslehen, also die Herrschaftsgrundlagen der Zähringer und ihrer Erben, lässt sich in groben Zügen rekonstruieren und auch auf einer modernen Karte festhalten, deren Problematik freilich schon aufgezeigt wurde. Man erkennt darin die Machtverschiebungen und neuen Schwerpunktbildungen, denn während Lim-

burg und Teck mit dem Kloster Weilheim am Nordrand der Schwäbischen Alb, übrigens in Sichtweite des Hohenstaufen, immer mehr an Bedeutung verloren, bauten die Zähringer ihren Herrschaftsbereich im Breisgau aus, wo neben den schon genannten Burgen auch ihr Hauskloster St. Peter auf dem Schwarzwald entstand. Dort oben, in der heutigen Barockkirche, kann man die Statuen der in St. Peter begrabenen Herzöge von Zähringen sehen, der Stadtgründer von Freiburg. Ihr Besitz hat sich bis in das Gebiet der heutigen Schweiz und bis nach Burgund ausgedehnt und zu den nach Italien führenden Alpenpässen. Die Badener hingegen erwarben Besitzungen um Backnang und Besigheim, in einer späteren Phase brachten sie das am Zusammenfluss von Enz und Nagold gelegene Pforzheim in ihre Hand, und am Nordrand des Schwarzwaldes, wo sie zäh an der Burg Baden-Baden festhielten, setzten sie sich allmählich gegen die Konkurrenz der Grafen von Eberstein durch, die im Albtal das Kloster Herrenalb gegründet hatten. Andere Konkurrenten der Badener waren hier die Grafen von Hohenberg, die Gründer des Klosters Gottesaue im heutigen Karlsruhe. Ihre Burg erbauten sie auf dem Durlacher Turmberg, und als nach dem Ende der Hohenberger hier ein gewisses Vakuum eintrat, fielen – um es verkürzt darzustellen – auch die Orte Ettlingen und Durlach an die badischen Markgrafen, die beide Siedlungen zu Beginn des 13. Jahrhunderts zur Stadt erhoben. Die älteste Grablege der Hermanne von Baden war die Stiftskirche St. Pankratius in Backnang, wo ihre Sarkophage in der Krypta noch zu sehen sind. Und am Zusammenfluss von Enz und Neckar liegt auf einem Bergsporn das ummauerte Besigheim, wiederum eine badische Stadtgründung, deren mächtige Türme wohl in der Zeit Markgraf Hermanns V. entstanden sind, des bedeutendsten Fürsten jener Zeit. Besigheim war von einem Kranz von Burgen markgräflicher Dienstleute umgeben, während Backnang als Grablege der Badener damals von Lichtenthal abgelöst wurde, einem Zisterzienserinnenkloster, das Irmengard gründete, die Gattin des Markgrafen Hermann V. In Lichtenthal steht ihr Grabmal und auch einige Grabmäler ihrer Nachkommen, die nun nicht mehr Hermann hießen sondern Rudolf – ohne dass die Genealogie dieser Herren nun im Detail auszuführen wäre. In jener Zeit zeigt sich erstmals die verwandtschaftliche Nähe zu den Grafen von Württemberg, ehe diese zur Konkurrenz für die Badener wurde. Um 1242 mag die badische Siedlung Stuttgart, damals vielleicht schon Stadt, an den Grafen Ulrich von Württemberg gekommen sein, dessen Besitzbasis sich gerade im Bereich des mittleren Neckar ausweitete, aus dem sich die Badener allmählich zurückzogen.

Das Kartenbild zeigt diese Schwerpunktverschiebung vom Albrand hinüber an den Nordrand des Schwarzwaldes, mit Pforzheim als einer Schlüsselposition in wichtiger Verkehrslage, und als auch das Gebiet am mittleren Neckar, um Backnang und Besigheim und mit der Burg Reichenberg, mehr und mehr in den Hintergrund trat, da kristallisierte sich allmählich jene Besitzlandschaft heraus, die nun für Jahrhunderte das Kerngebiet der Badener bleiben sollte, mit Pforzheim als Stadt, Wirtschaftsplatz und Residenz im Osten, mit Durlach, Mühlburg und Ettlingen und schließlich dem immer noch namengebenden Baden-Baden, das ebenfalls das Stadtrecht erlangte. Bedeutende Plätze waren diese Orte alle nicht. Die Wirtschaftszentren am Oberrhein lagen linksrheinisch, in Speyer und vor allem in Straßburg, und so ist es kein Wunder, dass auch die Markgrafen immer wieder begehrlich über den Rhein hinüberschauten

und versuchten, sich dort, im Elsass, festzusetzen, was ihnen zeitweilig auch gelang. Damit ist bereits die Entwicklung des Spätmittelalters angesprochen, und obwohl hier keine Fürstengeschichte betrieben werden sollte, ist doch bei einigen Persönlichkeiten des badischen Hauses Halt geboten, die »Geschichte machten«.

Die Markgräfin Irmengard, eine geborene rheinische Pfalzgräfin, wurde schon genannt und auch ihr Ehemann Markgraf Hermann V. Er war die bedeutendste Persönlichkeit des badischen Hauses im Hochmittelalter, der wichtigste Ratgeber und Helfer Kaiser Friedrichs II. in der Zeit, als dieser in Italien weilte. Ihm sind die Stadtgründungen zu verdanken, von denen schon die Rede war, der Erwerb Pforzheims und sein Ausbau zu einem regionalen Wirtschaftsplatz, zugleich die erste »Residenz« Badens, was Pforzheim dann lange Zeit blieb. Baden wurde in die königliche Politik einbezogen, und Hermann spielte darin eine bedeutende Rolle, in Deutschland wie in Italien. Nun hat man auch Gelegenheit, auf seine Nachbarn und Partner zu schauen, die Kurpfalz, die mit Bayern zusammen dem Herzogshaus der Wittelsbacher unterstand, die Württemberger im Osten, das Bistum Speyer, das um Bruchsal ein geschlossenes Territorium erworben hatte, und das Haus Habsburg im Süden, das in das Erbe der Herzoge von Zähringen eingetreten war. Die Frage bestand jeweils darin, ob sich eine so machtvolle Position, wie sie Hermann im Reich einnahm, würde behaupten lassen, und dies kennzeichnet die genuinen Probleme jeder mittelalterlichen Herrschaft, die in einem Netzwerk aus Bindungen verschiedenster Art stand: Politische, wirtschaftliche, familiäre Verbindungen. Es brauchte viel Geschicklichkeit, um sich darin zu behaupten. Aufstieg und Niedergang waren eng beisammen; falsche Politik und falsche Heirat bedeuteten Abstieg, und davon waren auch fürstliche Familien betroffen. Bei den Zähringern ließ sich dies beobachten, die 1218 im Mannesstamm ausgestorben sind und deren Besitz aufgeteilt wurde. Die Badener hatten nur geringen Anteil daran.

Ein Enkel Markgraf Hermanns V. vertrat große Ansprüche, die ihm seine Mutter als Erbe zugebracht hatte, das Herzogtum Österreich und die Steiermark. Markgraf Friedrich von Baden hat, noch in jugendlichem Alter, diesen Anspruch durchzusetzen versucht, doch er setzte auf die falsche Karte. Sein Jugendfreund war der gleichaltrige Konradin, der Sohn König Konrads IV. Als er aufbrach, um in Italien um sein staufisches Erbe zu kämpfen, ist ihm Friedrich von Baden – oder von Österreich, wie er sich nannte – gefolgt. Er teilte das Schicksal des jungen Staufers und endete mit ihm 1268 in Neapel auf dem Blutgerüst. Hätte Konradin Erfolg gehabt, so wäre auch Friedrich als Herzog von Österreich unter die führenden Fürsten des Reichs aufgerückt; so blieb sein Versuch, im Osten in eine große Herrschaft einzutreten, eine Episode, auch wenn sie in der badischen Geschichte als markantes Ereignis wahrgenommen wird. Sich vorzustellen, wie es hätte weitergehen können, kann man der Phantasie überlassen.

Jedenfalls sind die Markgrafen mit vielen Versuchen, sich an der Spitze der Reichsfürsten zu behaupten, immer wieder gescheitert. Grund dafür war unter anderem die im Mittelalter übliche Aufteilung des Besitzes unter die männlichen Mitglieder der Familie. Denn einerseits waren adelige Herrschaftsrechte mit allem, was dazugehörte, an die Person des jeweiligen Herrn gebunden, und »Baden« besaß noch keinerlei territoriale Geschlossenheit. Vielmehr bestand es aus vielen Einzelrechten und Einkünften aus Kirchenlehen, Reichsle-

hen und Eigenbesitz. Kapital, also Geldmittel, besaß man nicht, und wenn man es einmal erworben hatte, so wurde es wieder in Besitzkäufen angelegt. Schulden – deren hatte man immer genug – führten zu Verpfändungen, und bei jedem Erbfall wurde alles, was man hatte, aufgeteilt. Die Töchter erhielten ihre standesgemäße Aussteuer, die bei einer fürstlichen Familie nicht zu knapp bemessen sein durfte, und diejenigen Söhne, die Geistliche wurden, mussten ihrerseits standesgemäß ausgestattet werden, damit sie eine geistliche Karriere machen konnten: Als Domherr, Bischof oder gar als Erzbischof. Dafür gibt es markante badische Beispiele.

Im 13. und 14. Jahrhundert bedeutete eine Teilung die Schwächung des Kernbesitzes und verhinderte eine langfristige fürstliche Territorialpolitik. Man hat dies sehr wohl gewusst und hat auch Maßnahmen getroffen, um dem entgegenzuwirken. Man versuchte, die jüngeren Söhne davon abzuhalten zu heiraten und Nachkommen zu zeugen, und man hat Hausgesetze geschaffen, die dem Erstgeborenen Vorteile vor seinen Brüdern einräumten. Diese aber nahm man ihrerseits in die Pflicht, sich den Interessen des Hauses gemäß zu verhalten. Denn wenn es zu viele Erben gab, dann entstanden Klein- und Kleinstterritorien, die nur aus wenigen Dörfern bestanden, und alle Bemühungen, diese wieder zu vereinigen, waren mit großen Anstrengungen verbunden. Auch die Stammtafeln der Badener zeigen, gerade im 14. Jahrhundert, dieses Bild aufgesplitterter Verwandtengruppen, die keineswegs eine einheitliche Linie verfolgten, und man gewinnt den Eindruck, das vorherrschende Element in diesem Adelszeitalter sei die ganz private Heiratspolitik miteinander konkurrierender Herren. Das Reich bildete damals kein den Adel integrierendes Element. Als einziges historisches Datum kennt man jenes der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV. von 1356. Dieses Dokument zeigt den Versuch, in den Königswählern eine Führungsgruppe zu schaffen, die dem Reich Zusammenhalt und Kontinuität verleihen sollte. Die Pfalz gehörte zu dem erlauchten Kreis der neu geschaffenen Kurfürsten, während die Badener ihre Kräfte zu sehr verausgabt hatten, um zu den benachbarten Pfälzern aufschließen zu können. Immerhin gelang es Markgraf Bernhard I., der 1391 an die Regierung kam, alles was einmal badisch gewesen war wieder in seiner Hand zusammenzufügen, und so leitete er eine Periode der Konsolidierung und des Aufstiegs ein, die beachtenswert ist.

Unter seinen Nachkommen, den Markgrafen Jakob und Karl I., trug dies Früchte. Der Älteste unter Jakobs Söhnen wurde Erzbischof von Trier, der jüngste Bischof von Metz, und beide haben von ihrem jeweiligen Bischofsitz aus zur Stärkung ihres Hauses beigetragen. Regierender Herrscher wurde Karl I., der eine Schwester Kaiser Friedrichs III. heiratete: Die glanzvolle Hochzeit, die 1447 in Pforzheim gefeiert wurde, war so etwas wie ein Jahrhundertereignis, von dem die Chronisten noch lange schwärmten, denn der riesige Aufwand dieses Festes entsprach der hohen Selbsteinschätzung der Badener, die meinten, nun wieder ganz oben angelangt zu sein. Bekannt wurde vor allem der zweitälteste Sohn Markgraf Jakobs, Bernhard II. (1428–1458), der unverheiratet blieb und als Heerführer und kaiserlicher Diplomat viel zur Steigerung des Ansehens seines Hauses beitrug. Als er noch in jungen Jahren in Italien starb, haben seine geistlichen Brüder alles getan, um seine Frömmigkeit, seinen heiligmäßigen Lebenswandel zu bezeugen, was ihm schließlich – wenn auch erst im 18. Jahrhundert – die Seligsprechung einbrachte. Für das badische Haus – dies ließ sich erstmals bei

Markgraf Hermann I. beobachten – war ein solcher Familienheiliger von unschätzbarem Wert, und so ist Karl I. tatsächlich in die erste Reihe der Reichsfürsten aufgestiegen. Schon gab es Pläne, sein kleines Land auch im Sinne von Studium und Bildung aufzuwerten, denn in Pforzheim wollte man eine eigene badische Universität errichten, doch eine militärische Niederlage machte dem ein Ende. In der Schlacht von Seckenheim 1462 siegte der Pfälzer Kurfürst Friedrich »der Siegreiche« über ein »baden-württembergisches« Heer, also im Verlauf einer Adelsfehde, und Karl I. wurde mit schweren Kriegskontributionen belastet, sein Aufstieg wurde gebremst. Sein Sohn, Markgraf Christoph, hat dann nochmals an die Politik des Vaters anzuknüpfen versucht, und dieser Vorgang ist wert, genauer betrachtet zu werden, denn wir befinden uns jetzt an einer Schlüsselstelle der badischen Geschichte wie der deutschen Geschichte überhaupt.

Christoph, der wiederum die Herrschaft ungeteilt übernehmen konnte, war es gelungen, die schon vor Jahrhunderten durch eine Teilung weggefallenen Gebiete im Süden des Oberrheingebietes, die Herrschaften Hachberg (bei Emmendingen), Sausenberg (um Müllheim) und Rötteln (bei Lörrach und vor den Toren von Basel) wieder an sich zu bringen und damit den gesamten badischen Besitz, wie er im 13. Jahrhundert einmal bestanden hatte, vollständig in seiner Hand zu vereinigen. Auch links des Rheins, vor allem in Luxemburg, besaß er Rechte und Besitzungen, und in Anlehnung an den Herzog von Burgund, später als Sachwalter des Kaisers betrieb er eine geschickte Politik, die Baden noch einmal zur Großmacht am Oberrhein werden ließ. Aber zugleich zeigt ein Blick auf die Karte, wie überschaubar eine solche fürstliche Welt geblieben ist, wie aufgesplittert und durchsetzt von fremden Bestandteilen, die es notwendig machten, jedes noch so kleine Teilgebiet zu schützen und zu stabilisieren. Wir befinden uns nun an der Wende zum 16. Jahrhundert, jener Zäsur, die nach herkömmlichem Schema das Mittelalter von der Neuzeit trennt. Die Geschichte, die jetzt erzählt werden soll, gehört in die Welt, in die Kaiser Karl V., in die Martin Luther und Albrecht Dürer hineintraten.

Markgraf Christoph hatte 15 Kinder, fünf Töchter und zehn Söhne. Man erkennt sie auf der um 1510 entstandenen Votivtafel Hans Baldung Griens in der Karlsruher Kunsthalle, auf der sie alle, Eltern und Kinder abgebildet sind und das Bild der Hl. Anna Selbdritt in der Mitte flankieren. Sie alle waren in ein kunstvolles Ordnungssystem der markgräflichen Familie eingebunden, das zunächst zu funktionieren schien. Zwei der Töchter wurden Nonnen, später Äbtissinnen in Pforzheim und Lichtenthal, drei traten in eine standesgemäße Ehe ein. Der älteste unter den Söhnen wurde schon früh, als Nachfolger seines Oheims, Erzbischof von Trier, und auch den später Geborenen standen hohe geistliche Karrieren in Aussicht, die, wenn alles gut ging, Bischofssitze, vielleicht sogar das Erzstift Mainz an einen Badener bringen sollten. Erbe der ungeteilten Herrschaft sollte Markgraf Philipp werden, der fünfte der Söhne, mit einer Tochter des Kurfürsten und Pfalzgrafen Philipp vermählt, ein hochbegabter Fürst, zeitweilig der zweite Mann hinter dem Kaiser, etwa als Gouverneur beim Reichsregiment in Speyer. Vielleicht – unter günstigsten Voraussetzungen – würde er selbst einmal in der Lage sein, an die Spitze des Reiches zu treten. Doch es kam anders. Einige der geistlichen Söhne starben als Domherren, ehe sie ihr höchstes Ziel erreicht hatten, und als 1511 auch der Älteste, der Erzbischof von Trier, starb, brach das kunstvolle Gebäude

zusammen. Die zurückgesetzten Söhne, der zweitälteste Bernhard und der jüngste Ernst, rebellierten gegen den Vater und verlangten mit Entschiedenheit einen gebührenden Anteil an der Herrschaft. Ernst wurde weltlich und heiratete. Christoph musste einwilligen, und so wurde geteilt, zunächst in 3 Teile, nach Philipps Tod in zwei.

Die badische Teilung des Jahres 1535 bildet das einschneidendste Ereignis der badischen Geschichte. Ernst erhielt das nördlichste Gebiet um Pforzheim, mit Durlach und Mühlburg, und dazu gehörten auch die südlichen, die »Oberen Lande« mit Hachberg, Rötteln und Sausenberg, also drei relativ kleinen Inseln, aber mit den Silberbergwerken am Fuße des Belchen. Bernhard, der ewig Zurückgestufte, bekam Baden-Baden mit Ettlingen sowie die linksrheinischen Besitzungen im heutigen Elsass, der Pfalz und in Luxemburg. Christoph musste den Zerfall seiner Herrschaft erleben. Er starb als alter Mann in geistiger Umnachtung, von seinen Söhnen auf Burg Hohenbaden eingekerkert.

Dazu kamen die konfessionellen Auseinandersetzungen der nun beginnenden Reformationszeit. Nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 trat Baden-Durlach, die ernestinische Markgrafschaft, dem lutherischen Bekenntnis bei, Baden-Baden, die Markgrafschaft Bernhards, blieb nach einigen Schwankungen bei der katholischen Religion. Bei diesen Konfessionsverhältnissen ist es dann geblieben. In Baden-Baden mit Ettlingen und Rastatt bekannte man sich zur alten Kirche, in Durlach und Pforzheim wurde man lutherisch wie in Lörrach und Emmendingen. Auch die künftigen politischen Verbindungen waren davon bestimmt. Stand Baden-Baden in enger Anlehnung an Bayern im katholischen Lager der Liga und lehnte sich an das habsburgische Kaiserhaus an, so suchte Baden-Durlach seinen Platz an der Seite der protestantischen Fürsten, insbesondere des Herzogs von Württemberg, und, im 30jährigen Krieg, der Kurpfalz. Ihren Höhepunkt erlebten die Durlacher zur Zeit der schwedischen Hegemonie in Deutschland, gehörten aber schließlich doch zu den Verlierern im europäischen Mächtekonzert. Und natürlich standen die beiden Markgrafschaften, die getrennten Linien, in feindlichen Lagern und bekämpften sich mit diplomatischen Mitteln, gelegentlich auch mit Waffengewalt. Schließlich, im westfälischen Frieden, konnten sich beide Teile in ihren Gebieten behaupten, die Durlacher nach wie vor mit residenzartigen Schlössern und Häusern in Straßburg und Basel, die Baden-Badener in ihrem Schloss oberhalb der Stadt Baden-Baden, einer prächtigen Renaissance-Anlage, nachdem man die alte Burg auf den Battertfelsen hatte verfallen lassen. Die beiden Länder, die sich allmählich zu immer größerer Geschlossenheit verdichteten, blieben jedoch weiterhin Kleinstaaten, jedes von ihnen von der Größe eines heutigen Landkreises mit insgesamt vielleicht 50 000 Einwohnern. Zusammengenommen hätten sie einen für damalige Zeit leistungsfähigen Fürstenstaat gebildet, der Kurpfalz oder dem Herzogtum Württemberg ebenbürtig.

Die Namen der Markgrafen beider Linien im einzelnen aufzuführen ist überflüssig. Man kann ihre Standbilder bewundern, jene der Durlacher in der Schlosskirche in Pforzheim um Ernst, den Begründer der evangelischen Linie, und seinen Sohn Karl II., jene der Baden-Badener in der Stiftskirche in Baden-Baden, von Philipp und Bernhard bis zu dem unter einem monumentalen Grabmal beigesetzten Türkenlouis, dem Markgrafen Ludwig Wilhelm. Mit ihm gelangt man in das Zeitalter von Barock und Absolutismus, und an ihm und seinem Durlacher Vetter Karl Wilhelm

lässt sich auch die Verschiedenheit der beiden fürstlichen Höfe ableiten, die in Rastatt und Karlsruhe neue, repräsentative und ihrem Herrschaftswillen entsprechende Schlösser erbauen ließen. Doch wie verschieden sahen sie aus! Auch wenn sich die konfessionellen Spannungen schließlich abgebaut hatten, blieb Baden-Baden im katholischen Lager. Seine Fürsten übernahmen große Aufgaben in der Reichsarmee und am kaiserlichen Hof. Ludwig Wilhelm wurde zum Generalissimus und Oberbefehlshaber der Reichsarmee auf dem Balkan, wo er erfolgreicher wirkte als im anschließenden Kampf gegen die französischen Truppen am Oberrhein. Die mörderischen Feldzüge der Heere Ludwigs XIV. auf rechtsrheinischem Gebiet konnte er mit seinen schwachen Kräften ebenso wenig verhindern wie seine Durlacher Vettern, die es vorzogen, sich in ihren Hof nach Basel zurückzuziehen, um dort den Krieg im Schutze der Eidgenossenschaft und der Stadt Basel zu überstehen. Währenddessen wurden die badischen Gebiete zerstört und niedergebrannt, Durlach ebenso wie das pfälzische Heidelberg, das speyerische Bruchsal, wie Baden-Baden und Ettlingen. Dabei hatte der Türkenlouis ehrgeizige Pläne verfolgt. Als Reichsfeldherr glaubte er, eine reiche Belohnung verdient zu haben, erhoffte sich die Kurwürde und vielleicht sogar die polnische Königskrone, doch beides blieb ihm versagt. Die prächtige Residenz in Rastatt, nach dem Vorbild des Schlosses des Sonnenkönigs in Versailles gebaut, repräsentiert jedoch seine Ansprüche. Mächtig steht Jupiter als Bekrönung der Kuppel und sendet seine Blitze gegen Westen, gleichwohl eine ohnmächtige Drohgebärde. Geschmäht und resigniert starb der Türkenlouis an den Folgen einer Kriegsverletzung im Jahr 1707, und nur dem Erbe seiner Witwe, der Markgräfin Sybilla Augusta, einer Prinzessin von Sachsen-Lauenburg, die reiche Besitzungen in Böhmen besaß, war es zu danken, dass Baden-Baden den Staatsbankrott vermeiden konnte. Doch die Kräfte des Hauses waren erschöpft, und als es zwei Generationen später auch im biologischen Sinne ausstarb, war nichts übrig geblieben als ein fürstlicher Kleinstaat mit bescheidenen wirtschaftlichen Ressourcen.

Anders bei den protestantischen Vettern, die sich von großen militärischen Unternehmungen fernhielten, auch wenn sich Markgraf Karl Wilhelm als Feldherr und zweiter Herkules porträtieren ließ. Doch nicht dieses heldische Gehabe hat ihn bekannt gemacht, sondern seine wirtschaftlichen Maßnahmen zur Behebung des Notstandes nach den Kriegsjahren. Er ist der Gründer der Stadt Karlsruhe, die er, zusammen mit einem neuen Residenzschloss, errichten ließ und deren von weither zusammengerufene Bürger er privilegiert hat. Doch darf die grandiose Stadtanlage mit ihrem Straßensystem, das wie ein Bündel der Sonnenstrahlen von der Mitte des fürstlichen Schlosses ausgeht, nicht darüber hinwegtäuschen, dass dieses mit Rastatt nicht konkurrieren konnte. 1715 erbaut, wurde es ein halbes Jahrhundert später erweitert und ausgebaut, wozu man zwar die Pläne des Würzburger Hofbaumeisters Balthasar Neumann und anderer namhafter Architekten einholte, es aber dann mit Eigenmitteln und in vergleichsweise bescheidenem Stil vollenden ließ. Nur die prächtigen Garten- und Parkanlagen zeigen etwas von dem Repräsentationsbedürfnis des Karlsruher Stadtgründers, dessen Freude an Blumen und schönen Frauen zu allerlei Gerüchten und Klatschgeschichten Anlass gaben.

Noch sparsamer war sein Enkel Karl Friedrich, 1728 geboren, im absolutistischen Geist erzogen, als aufgeklärter Fürst regierend und am Ende seines Lebens als einer der fort-

schrittlichsten und liberalsten Monarchen seiner Zeit gefeiert. Alles was Baden geworden ist, verdankt es ihm. Doch sind ihm auch Erfolge in den Schoß gefallen, die nicht voraussehbar waren. Dass er nach einer Periode der Kriege die Finanzen seines Landes sanierte, stellt eine große Leistung dar. Mit den Mitteln und nach den Prinzipien der Staatswissenschaft, der Kameralistik schuf er ein erfolgreiches Wirtschaftssystem. Doch der Glücksfall war die Wiedervereinigung der beiden 240 Jahre lang getrennten Herrschaften Baden-Baden und Baden-Durlach. Durch Verträge war sie schon unter dem Türkenlouis und Karl Wilhelm vorbereitet worden, ohne dass man damals wissen konnte, zu wessen Gunsten die Sache ausgehen würde. Beim Aussterben einer der beiden Linien sollte die andere die Gesamtherrschaft übernehmen, wobei genau festgelegt wurde, wie dies zu geschehen hatte. Im Jahr 1771 war es soweit. In Rastatt starb mit August Georg der letzte Enkel des Türkenlouis ohne männlichen Erben, und Karl Friedrich übernahm die Herrschaft in Baden-Baden, nachdem er dort zuvor das Fortbestehen der katholischen Landesreligion garantiert hatte. Die vereinigte Markgrafschaft wurde nun zu dem, was sie auch in den letzten 200 Jahren hätte sein können, ein wenn auch verschuldeter, so doch leistungsfähiger Mittelstaat, der in der Lage war, im Konzert der deutschen Mächte eine eigenständige Politik zu betreiben. Baden – mit seiner Residenz in Karlsruhe – wurde zur führenden Kraft am Oberrhein. Karl Friedrich hat es auch in seinem neuen Land geschafft, mit einer auf Toleranz und Freizügigkeit aufgebauten Politik das Vertrauen seiner Untertanen zu erwerben, denen erste Formen von Mitbestimmung gewährt wurden und die begannen, sich als »Badener« zu fühlen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat viel dazu beigetragen. Gerade in seiner zweiten Lebensphase, inzwischen ein älterer Mann geworden, hat Karl Friedrich es verstanden, sich auf die sich abzeichnenden politischen Veränderungen einzustellen und sein Land als fortschrittliche und leistungsfähige politische Kraft darzustellen. Es war oben am Werk Johann Daniels Schöpflins gezeigt worden, wie er dies geplant hat und als Ergebnis gelehrter Studien und kunstvoller Diplomatie vorbereiten konnte. Dies ist die eine Seite, die es als Lebensleistung Karl Friedrichs zu würdigen gilt. Doch der Übergang zum badischen Staat der Neuzeit fiel zugleich in eine europäische Umbruchzeit, das Zeitalter der französischen Revolution und Napoleons. Karl Friedrich hat die Zeichen auch dieser Zeit genutzt und hat sich im Satellitensystem des französischen Kaisers zu behaupten gewusst. Wie viel eigener politischer Spielraum ihm dabei gewährt war, ist schwer zu sagen. Am besten wird es sein, die Bedingungen zu betrachten, die zur Existenzgrundlage für das neue Baden wurden. Es sind spannende Vorgänge, und sie führen in weltgeschichtliche Zusammenhänge. Dass Karl Friedrich dabei ein großer Erfolg beschieden war, der die Krönung seines Lebenswerkes bedeutete, hat seine historische Beurteilung bestimmt, auch wenn er im hohen Alter zum Mythos seiner selbst geworden ist. Doch lassen wir die Fakten sprechen!

Das Werden des badischen Staats 1802–1815

Die beiden 1771 wiedervereinigten badischen Markgrafschaften bildeten noch immer ein zersplittertes Gebiet aus drei nicht zusammenhängenden Landesteilen – abgesehen von einigen linksrheinischen Gebieten. Hatte Baden-Durlach eine Größe von 29,5 Quad-

ratmeilen (76,4 qkm), so verdoppelte sich die Größe der Vereinigten Markgrafschaft auf 65 Quadratmeilen (168 qkm). Auch die Zahl der Bewohner verdoppelte sich von 82 000 auf 175 000 Einwohner, je zur Hälfte Katholiken und Lutheraner. Während die östliche Grenze des Landes vor allem durch den Kamm des Schwarzwaldes markiert ist, bildete der Rhein auf weite Strecken die Westgrenze, und dort war man durch das Hinzutreten Baden-Badens noch näher an Frankreich herangerückt, dessen Schicksale man gleichsam hautnah miterlebte. In Karlsruhe, der alten und neuen Residenz der Markgrafschaft, registrierte man die Vorboten der kommenden Ereignisse deutlicher als anderswo, denn man besaß beste Informationen über das geistige und auch das politische Geschehen im benachbarten Königreich, dessen revolutionären Charakter man am Hofe Karl Friedrichs bereits wahrnahm, noch ehe die Revolution ausbrach. Man studierte die Werke der französischen Aufklärer, die zahllosen Druckschriften, die über Kehl und Rastatt auch in Baden verbreitet wurden. Auch über seine französischen Korrespondenzpartner aus dem Kreis der Physiokraten war Karl Friedrich über die Pariser Ereignisse informiert, wo er zeitweilig eine eigene Botschaft unterhielt, und man weiß, dass er die Vorgänge mit wachsender Sorge verfolgte, die für sein Land eine schwere Bedrohung darstellten.

Man registrierte die schlimmsten Missstände im Nachbarland, so am Beispiel des Straßburger Bischofs und Kardinals Louis-René de Rohan, der in der »Halsbandaffaire« der Königin Marie Antoinette eine unrühmliche Rolle gespielt hatte und der sich, kaum waren die Aufstände ausgebrochen, in das rechtsrheinische Ettenheim zurückzog, wo er seit 1790 mit seinem ganzen Hofstaat residierte, also in unmittelbarer Nachbarschaft Karl Friedrichs. Dieser hatte ja in Emmendingen und auf der Hochburg eine Amtsverwaltung sitzen, wo damals der Jurist und Schriftsteller Johann Georg Schlosser die Geschäfte leitete. Er gehörte zu jenen, die den Stil der badischen Verwaltung in der Übergangszeit prägten, dabei ein durchaus kritischer Geist. Eine ähnliche Rolle spielten Wilhelm von Edelsheim, seit 1788 Präsident des badischen Geheimen Rats, und vor allem Sigismund von Reitzenstein, der im gleichen Jahr in den badischen Staatsdienst eintrat. Von Rötteln aus, wo er zunächst als Amtmann tätig war wie Schlosser in Emmendingen, verfolgte er die von Basel ausgehenden revolutionären Ereignisse, ehe er in den Mittelpunkt des Geschehens rückte und als Gesandter in Paris die badischen Interessen vertrat. Jedenfalls gelang es Karl Friedrich Männer zu verpflichten, die das Neue mit wachem Verstand beobachteten und die mit Besonnenheit zu agieren vermochten. Diese Staatsmänner bestimmten mehr und mehr die badische Politik, und so auch der wie Reitzenstein in Göttingen ausgebildete Nikolaus Friedrich Brauer. Er wurde zum Organisator des Landes und seiner inneren Verwaltung.

Militärisch war Baden nahezu ungeschützt. Sein Heer belief sich auf weniger als 2000 Mann und konnte allenfalls in Krisenzeiten durch eine Landmiliz aufgestockt werden. Als man von den Ereignissen im Juli 1789 hörte, sandte man Truppen nach Rötteln, Badenweiler, Hachberg-Emmendingen und Kehl, das seit der Zeit des Türkenlouis badisch war und das von Karl Friedrich 1774 zur Stadt erhoben wurde. Auf die Unruhen und vereinzelten revolutionären Aktionen, die auch im rechtsrheinischen Gebiet auftraten, reagierte die badische Verwaltung mit Besonnenheit, versprach Aufklärung und wo nötig Beseitigung der Beschwerdegründe, so dass die Vorfälle,

berücksichtigt man die Fülle der propagandistischen Schriften, die in Baden kursierten, überschaubar blieben. Gerade die unmittelbar vor Ausbruch der Revolution eingeleiteten Maßnahmen, so die 1783 verkündete Aufhebung der Leibeigenschaft, trugen viel dazu bei, der revolutionären Propaganda den Boden zu entziehen. Bei aller Aufgeschlossenheit gegenüber den im Nachbarland verkündeten Freiheitsideen blieb doch in der Markgrafschaft das Gefühl für staatliche Ordnung bestehen, die Karl Friedrich und sein Beamtenapparat zu gewährleisten versprachen.

Beunruhigender als alle Propaganda waren die Bilder aus dem revolutionären Frankreich, die man in Baden hautnah wahrnahm. Übermittelt wurden sie durch die Flüchtlinge, die in immer größerer Zahl über den Rhein kamen, um der ihnen drohenden Lebensgefahr zu entgehen. Dies betraf vor allem die Beamten und Höflinge des Straßburger Bischofs, die sich in Ettenheim »zuhause« fühlen durften und ihr Leben weiterführten als ob nichts geschehen wäre. Sie alle waren in Baden nicht willkommen, zumal wenn sie keine Geldmittel besaßen. Man rechnet in dieser Zeit mit einer Zahl von nahezu 10 000 Emigranten, die zeitweilig in der Markgrafschaft Zuflucht fanden und versorgt werden mussten. Mehr und mehr empfand man hier die Frontsituation. Übergriffe französischer Revolutionstruppen über den Rhein blieben zunächst vereinzelt und konnten aus eigener Kraft abgewehrt werden. Doch als 1792 der Krieg zwischen Österreich/Preußen und Frankreich ausbrach, musste auch Baden Stellung beziehen und schloss sich, wenngleich widerstrebend, den Verbündeten an. Denn es zeigte sich, dass auf die Dauer keine Möglichkeit einer eigenständigen, auf Neutralität hinzielenden Politik Badens bestand, zumal auf badischem Gebiet die Heere der Verbündeten, vor allem der österreichischen Truppen stationiert wurden. Die Hoffnung des Markgrafen, die Truppen des Schwäbischen Kreises, an deren Spitze er stand, zum Schutze seines Landes einsetzen zu können, trogen und machten lediglich die militärische Schwäche der Verbündeten offenkundig. Als im Dezember 1793 die Pfalz von den Revolutionstruppen besetzt wurde, wobei auch die sponheimischen Besitzungen Badens verloren gingen, entstand für Baden eine verheerende wirtschaftliche Lage. 1795 musste Karl Friedrich aus seinem Land fliehen und fand in Ansbach Zuflucht, während seine Beamten, vor allem Edelsheim und Reitzenstein, Letzterer als Sondergesandter in Paris, die weiteren Verhandlungen führten. Doch erst im November 1797 schloss sich Baden dem kurz zuvor unterzeichneten Frieden von Campo Formio zwischen Frankreich und dem Reich an, in dem der Rhein als definitive Grenze zu Frankreich akzeptiert wurde und damit auch die endgültige Abtretung aller linksrheinischen Gebiete. Über Entschädigungen würde weiter zu verhandeln sein.

Erneut wird die prekäre Lage deutlich, in der sich Baden befand. Nach wie vor fühlte sich Karl Friedrich als deutscher Reichsfürst und schwankte zwischen nachgiebigem Verhalten gegenüber dem militärisch und diplomatisch dominierenden Frankreich einerseits und seinen Bündnispartnern, die allesamt eine Politik der Eigeninteressen betrieben, mit der sie indirekt das Übergewicht Frankreichs anerkannten. Damals wurde Rastatt der Austragungsort eines allgemeinen Friedenskongresses, und für fast zwei Jahre gaben sich dort, im Schloss des Türkenlouis, die Diplomaten aus ganz Europa ein Stelldichein. Der Aufsehen erregende »Rastatter Gesandtenmord« vom April 1799, also die gewaltsame Tötung der auf dem Wege nach Rastatt befindlichen französischen Gesandten durch

österreichische Husaren, machte dem Treiben ein Ende und entfachte den Krieg aufs Neue, trug dem Markgrafen zudem den Vorwurf ein, für die Sicherheit nicht in genügendem Maße gesorgt zu haben. Doch für sein Land nahmen die Leiden einer fortdauernden Kriegszeit kein Ende.

Der Frieden von Lunéville (1801) markiert einen politisch definitiven Abschluss, und danach war es den Organen des deutschen Reichs aufgegeben, dessen eigene Liquidation zu betreiben. Dies geschah vor allem mit dem Bestreben, diejenigen Reichsstände zu entschädigen, die linksrheinische Besitzungen verloren hatten. Auch Baden hatte nicht nur auf die schon bisher unter französischer Oberhoheit stehenden luxemburgischen Herrschaften und die elsässische Herrschaft Beinheim verzichten müssen, sondern auch auf die pfälzischen Gebiete der Grafschaft Sponheim und der Herrschaft Rhodt unter Rietburg. Im sogenannten »Reichsdeputationshauptschluss« von Regensburg, durch eine Vertretung der Reichsstände, die am Ort der bisherigen Reichstage zusammentrat, wurde das riesige Vertragswerk ausgehandelt und verabschiedet, hinter dem nicht nur die weltlichen Stände und besonders die Fürsten mit ihren Gebiets- und Entschädigungsansprüchen standen, sondern auch die europäischen Großmächte, denen an dieser Neuordnung gelegen war. In Frankreich war inzwischen General Napoleon Bonaparte zum mächtigsten Mann aufgestiegen, seit 1802 als Erster Konsul an der Spitze des Staats, und in Russland war 1801 Zar Alexander I. seinem Vater auf dem Thron gefolgt. Er war mit Luise, einer Enkelin Markgraf Karl Friedrichs, vermählt, die nun als Zarin Elisabeth ihren Einfluss geltend machte und Baden während der nächsten zweieinhalb Jahrzehnte nach Kräften förderte. Gravierender noch als die Abhängigkeit vom russischen Zarenhaus wurde jedoch Badens Einbeziehung in das Klientelsystem Napoleons, als sich dieser zwei Jahre später zum Kaiser der Franzosen krönen ließ und sich anschickte, ganz Europa seinen eigenen Ordnungsvorstellungen zu unterwerfen. Dies fand seinen Ausdruck in mehreren fürstlichen Heiraten, und auch Baden wurde in jenes dynastische Konzept des Kaisers einbezogen, das die süddeutschen Staaten in noch stärkere Abhängigkeit von Frankreich bringen sollte: Die von Napoleon adoptierte Nichte Stephanie Beauharnais wurde 1806 mit dem badischen Thronfolger vermählt, dem späteren Großherzog Karl.

Doch zurück zu jenen Beschlüssen, welche das Ende des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation einleiteten. Woher sollte man die Besitzungen nehmen, die man den Fürsten als Entschädigungsgut zuweisen konnte, zumal in der Größenordnung, wie sie von diesen nach dem Verlust ihrer linksrheinischen Herrschaftsgebiete gefordert wurde? Das Rezept freilich war bekannt: Frankreich hatte es vorexerziert, als es die Besitzungen der geistlichen Institutionen, der Klöster und Stifter, verstaatlichte, und auch in Österreich hatte Kaiser Joseph II. jene Klöster aufheben lassen, die er als »überflüssig« ansah, da sie im Zeichen eines rationalen Denkens ihren Wert für Staat und Gesellschaft eingebüßt hatten. Die geistlichen Herrschaften der Bischöfe und der Klöster aller Orden waren in besonderem Maße auf den Schutz durch die weltlichen Organe des Reichs angewiesen, aber gerade diese erblickten in ihnen eine Dispositionsmasse, auf die nun zurückgegriffen werden konnte. Dieser Vorgang der »Säkularisation«, der nun einsetzte war zwar nicht neu, neu hingegen die Radikalität, mit der in der Folgezeit Kirchengut eingezogen und Klöster aufgehoben wurden. Das Reich, das sie hätte schützen

müssen, beging damit einen Rechtsbruch an einem Teil seiner Mitglieder, der sich juristisch schwer rechtfertigen, politisch allenfalls verstehen lässt, wenn man die verzweifelte Notlage in Betracht zieht, die seinem eigenen Ende vorausging. Damit wurde dann auch die Einziehung des Kirchengutes begründet.

Die von der »Reichsdeputation« in Regensburg vorgenommene und im Februar 1803 verabschiedete Säkularisation war ein vielschichtiger und komplexer Vorgang, an dem sich jedoch alle Reichsstände, gleichgültig welcher Konfession, beteiligten, die sich davon Vorteile versprechen konnten. Mit dieser Säkularisation, der Liquidierung tausendjähriger und dem Reich verbundener Abteien, mit dem sie ihre geistige Tradition verbunden hatten, endete auch das Mittelalter. Wenige Jahre danach hörte auch das »Reich« auf zu bestehen. Baden gehörte zu den großen Gewinnern dieser Aktion. Für seine relativ geringen Verluste erhielt es Gebiete zugesprochen, die fast achtmal so groß waren wie das, was man linksrheinisch besessen hatte, und in derselben Größenordnung lässt sich mit 237 000 Einwohnern aus den geistlichen Gebieten gegenüber 25 000, die man verlor, auch der Bevölkerungszuwachs berechnen. Die rechtsrheinischen Gebiete der Hochstifte Konstanz, Basel, Straßburg und Speyer wurden badisch, ebenso die reichsunmittelbaren Klöster Salem, Petershausen und Gengenbach, und aufgehoben wurden auch die Abteien Schwarzach und Frauenalb als landsässige Klöster auf badischem Territorium. Nur in Lichtenthal, dem Grabkloster der alten Markgrafen, blieb unter dem Schutz des fürstlichen Hauses ein Nonnenkonvent bestehen. Die beiden erstgenannten, das bedeutende und besitzreiche Zisterzienserkloster Salem und die tausendjährige Benediktinerabtei Petershausen wurden zum Privateigentum des markgräflichen Hauses, das in Salem ein Schloss für die jüngeren Prinzen als Hausfideikommiss einrichtete, während die romanische Klosterkirche in Petershausen wenig später abgetragen wurde. Unerwähnt blieb bisher, dass man auch die bisherigen Reichsstädte zugunsten der neuen Herren preisgab. Überlingen und Pfullendorf im Bodenseegebiet, Offenburg, Gengenbach und das kleine Zell am Harmersbach wurden Baden zugeschlagen, zunächst auch Wimpfen und das weit abgelegene Biberach, die später an Hessen bzw. an Württemberg fielen. Was Württemberg anbelangt, so kam es in dieser Phase des Entschädigungsgeschäftes noch besser weg als Baden. Die Herrschaft Mömpelgard und das elsässische Reichenweier wurden kompensiert mit 18 Reichsstädten, unter diesen Ulm, Esslingen und Heilbronn, Ravensburg und Rottweil und ebenso vielen oberschwäbischen Reichsabteien, auch wenn diese großenteils zum Entschädigungsgut kleinerer Fürsten geschlagen wurden, jedoch unter württembergischer Landeshoheit.

Dies bedeutete angesichts der gleich zu schildernden Ereignisse nur ein Zwischenergebnis. Doch Badens Existenz war gesichert, und das neu gestaltete Land nahm Konturen an, die ihm im Nahtbereich zwischen Frankreich und Österreich eine wichtige Rolle zubilligten. Noch fehlten ihm im Süden, im Breisgau, die entscheidenden Verbindungsstücke, denn dort hatte sich ein neuer Staat gebildet, das dem Herzog von Modena zugesprochene Vorderösterreich mit Freiburg. Dem Herzog war der Breisgau schon 1797, auf dem Frieden von Campo Formio, als Entschädigungsgut für verloren gegangene italienische Besitzungen zuerkannt worden, und 1802 willigte er endlich ein, die Herrschaft anzunehmen, die für ihn sein Schwiegersohn Erzherzog Ferdinand von Österreich als Administrator führen sollte. Für wenige Jahre blieben also

die Möglichkeiten für eine Weiterführung der habsburg-österreichischen Regierung im Breisgau offen, ehe die Dinge auch dort eine andere Richtung nahmen.

Eine folgenschwere Regelung traf man in der Kurpfalz. Dort regierte Kurfürst Karl Theodor aus der Linie Pfalz-Sulzbach und betrieb an seinem Mannheimer Hof eine erfolgreiche Aufbaupolitik des von den Kriegen der Vergangenheit so schwer heimgesuchten Landes. Doch als 1777 die bayerische Linie des Hauses Wittelsbach ausstarb, trat er das ihm auf Grund der bestehenden Hausverträge zufallende bayerische Erbe an und siedelte mit dem Mannheimer Hof und seinen Zentralbehörden nach München über, während in Mannheim sein Minister Graf Oberndorf an die Spitze der kurpfälzischen Regierung trat. So erlebte der Kurfürst die folgenden Jahre französischer Offensive von München, zeitweilig sogar, als die Truppen General Moreaus bis nach Bayern vordrangen, von Sachsen aus, wohin er sich zurückzog. Trotz des Versuchs, sein Land am Rhein neutral zu halten, wurde es in den Krieg hineingezogen. Das linksrheinische Gebiet der Pfalz und auch Karl Theodors Herrschaft Zweibrücken wurde von Frankreich besetzt. Mannheim musste 1795 kapitulieren, so dass die Franzosen über die dortige Rheinbrücke verfügen konnten. Im Februar 1796 starb Karl Theodor, und dem neuen bayerischen Kurfürsten Maximilian Joseph war es aufgegeben, den ihm zugefallenen Nachlass in beiden Landesteilen zu verwalten. Doch das verbliebene Restgebiet der rechtsrheinischen Kurpfalz wurde zur Dispo-

J. D. Schoepflin, Historia Zaringo-Badensis, 1763, Titelblatt (Ausschnitt).
Das Bild des Hofmalers Melling zeigt das Arbeitszimmer des Markgrafen im Karlsruher Schloss.
Die Studien Karl Friedrichs werden symbolisiert durch Bücher und Rollen, durch geographische und vermessungstechnische Geräte.

sitionsmasse im nun folgenden Länderschacher, und in Regensburg entschied man sich, diesen Teil Baden zuzuschlagen. Er blieb mit der Kurwürde verbunden, und so erhielt Karl Friedrich nicht nur die Städte Mannheim und Heidelberg, die kurpfälzischen Ämter Weinheim, Mosbach und Bretten, sondern vor allem die Würde des Kurfürsten im noch bestehenden Reich. Diese Rangerhöhung bedeutete für ihn die Krönung des gesamten Austauschgeschäftes. Karl Friedrich und der gleichermaßen zum Kurfürsten erhobene Herzog Friedrich von Württemberg erhielten einen Rang bestätigt, der sie im Süden Deutschlands neben Bayern in die erste Reihe der Fürsten erhob. Karl Friedrichs auf Ausgleich berechnete Schaukelpolitik zwischen Frankreich und Österreich hatte sich bezahlt gemacht. In den nächsten Jahren sollte sich zeigen, dass der badische Kurfürst das Vertrauen Frankreichs besaß, des Vermittlers und Promotors in diesem ganzen Länderschacher. Im Zeichen Napoleons sollte sich dies wiederholen.

Hatte sich Karl Friedrich bis dahin noch immer als Reichsfürst erwiesen und hatte sich als »Kurfürst« noch einmal zu diesem bekannt, so standen die kommenden Jahre im Zeichen von Napoleons Kaisertum und damit noch mehr unter dem Vorzeichen des französischen Nachbarn. Karl Friedrich bekam dies zu spüren, als er ohnmächtig zusehen musste, wie 1804 französisches Militär in einem Gewaltstreich nach Ettenheim eindrang und von dort den Herzog d'Enghien nach Frankreich entführte, einen Verwandten des bourbonischen Königshauses und Gegner Napoleons. Dort wurde er der Verschwörung angeklagt und wurde ihm der Prozess gemacht. Er wurde in Vincennes erschossen, im Jahr der Kaiserkrönung Napoleons. Dieser Vorgang, der sich auf nunmehr badischem Gebiet abgespielt hatte, zeigt, wie hilflos man einem Eingriff Frankreichs in das neue Staatsgebiet Badens ausliefert war. Mehr noch: Als die verbündeten Truppen Preußens, Österreichs und Russlands den Feldzug gegen Frankreich begannen, als die französischen Truppen über den Rhein vorrückten, zogen erstmals auch Badener an ihrer Seite in den Feldzug, der mit der »Dreikaiserschlacht« von Austerlitz (Dez. 1805) den militärischen Triumph Napoleons einleitete. Dem folgte der »Friede zu Pressburg«, der Österreich weitere Opfer abverlangte, und abermals gehörten Baden und Württemberg zu den Gewinnern. Die vorderösterreichischen Länder mit dem Herzogtum Modena wurden aufgeteilt. Der größere Anteil fiel an den badischen Kurstaat, dem die volle Souveränität auf seinem Gebiet zugesprochen wurde. Österreich erhielt zwar einen Ausgleich in Form geistlichen Besitzes, aber es hatte seine letzten Positionen im Oberrheingebiet zu räumen. Dort wurde Baden zum Pufferstaat zwischen Frankreich und Österreich, und auch Württemberg und Bayern schoben sich zwischen die beiden Großmächte. Wieder ein halbes Jahr später legte Kaiser Franz die deutsche Kaiserkrone nieder: Das Heilige Römische Reich hatte aufgehört zu bestehen.

Die Fürsten, die in diesem Jahr 1806 dem unter Napoleons Protektorat stehenden Rheinbund beitraten und damit den Reichsverband verließen, wurden dafür belohnt. Die Kurfürsten von Bayern und Württemberg nahmen den Königstitel an. Anderen blieb er versagt, so auch Karl Friedrich von Baden. Für ihn, für die Herzöge von Hessen-Nassau, Hessen-Darmstadt und Berg schuf man den an die Medici in der Toskana erinnernden Titel eines Großherzogs, auch dies eine Rangerhöhung, auch wenn sie mit keiner Königskrone verbunden war. Gerne hätte Karl Friedrich in diesem Punkt mit dem württembergischen

Nachbarn und Konkurrenten gleichgezogen, doch er musste sich mit der geringeren Bewertung seines Landes abfinden. Es gab keinen »König von Baden« – nur die Anrede »Königliche Hoheit« erinnerte daran. Doch wichtiger waren andere Klauseln des Rheinbundvertrages. Denn da es das Reich nicht mehr gab, musste auch für die vielen kleinen und bisher reichsunmittelbaren Territorialherren eine staatsrechtliche Definition gefunden werden, wollte man sie nicht alle für souverän erklären und so die große Zahl der deutschen Miniaturstaaten beibehalten. Stattdessen kam es zur »Mediatisierung«, also der Unterstellung unter die Landeshoheit der neuen Rheinbundfürsten, in deren Gebieten ihre jeweiligen Besitzungen lagen.

Dies bedeutete für Baden den letzten großen Gebietsgewinn. Alles was bis dahin noch Reichsstand gewesen war wurde nun seinem Staatsgebiet zugeschlagen: Die noch bestehenden Ritterorden mit ihren Sitzen in Heitersheim (Johanniter) und auf der Mainau (Deutscher Orden), die dem Kloster St. Blasien gehörige, 1802 dem Johanniterorden übertragene Herrschaft Bonndorf, das Fürstentum Fürstenberg und weitere fürstliche und gräfliche Herrschaften, so jene der Grafschaft Löwenstein-Wertheim am Main oder der Landgrafschaft Klettgau, später noch die Landgrafschaft Nellenburg und anderes mehr. Vor allem aber verloren die Reichsritter, die sich mit ihren jeweils nur wenige Dörfer zählenden Herrschaften in den schwäbischen und fränkischen Ritterkantonen zusammengeschlossen hatten, ihre Rechte. Als »Standesherren« behielten sie ihre Patrimonialrechte und zählten in Zukunft in Militär und Verwaltung zu den Stützen der neuen Souveräne. Sie alle verhielten sich recht unterschiedlich in diesem Prozess der Eingliederung in den neuen Staat. Vor allem im Hause Fürstenberg reagierte man mit großer Enttäuschung und Bitterkeit, und ähnlich reagierten die hohenlohischen Häuser in Württemberg. Nur die hohenzollerischen Fürstentümer in Hechingen und Sigmaringen ließen sich in den Rheinbund aufnehmen und behaupteten ihr in skurriler und verschlungener Grenzziehung sich vom Bodensee bis an den Neckar erstreckendes Land zwischen Baden und Württemberg.

Das Großherzogtum Baden hatte also 1806 diejenigen Grenzen gefunden, die dann, mit wenigen kleineren Korrekturen, fast 140 Jahre lang Bestand haben sollten. Im Wiener Kongress wurden sie endgültig festgeschrieben. Baden umfasste nun ein Gebiet von 15 000 qkm und einer knappen Million Einwohnern. Es war zehnmal so groß wie das kleine Baden-Durlach, der Ausgangspunkt des Markgrafen Karl Friedrich, das Ländchen, das er 70 Jahre zuvor von seinem Großvater ererbt hatte. Auf welche Weise er mit seinem Staatsapparat die riesigen Probleme lösen würde, die sich ihm stellten, dies ist nicht mehr das Thema dieses Beitrags. Doch es ist das Thema der Geschichte Badens in den nächsten 150 Jahren.

Die »neuen Länder«. Traditionen, Eigenarten und Identitätsfindung

Betrachtet man die Karte des neuen Landes, so erstaunt seine doch etwas merkwürdig anmutende Grenzziehung, auch wenn wir gesehen haben, welcher gestalterischer Wille, welche politischen Vorstellungen zu seinem Zustandekommen geführt haben. Der Rhein bildete über weite Strecken seine Grenze gegen Bayern im Norden, gegen das französische Elsass und die Schweiz. In seiner Längenausdehnung erstreckte es sich fast 300 km vom Main bis zum Bodensee, doch an seiner

schmalsten Stelle, auf der Höhe von Rastatt, waren es gerade 25 km. Der Schwarzwald markierte auf weite Strecken und seit langem die Grenze gegen Württemberg. Große Teile des Landes waren landwirtschaftlich strukturiert, mit renommierten Weinbaugebieten und der Holzwirtschaft des Schwarzwaldes. Industrie entwickelte sich in Mannheim, Pforzheim, später auch in Karlsruhe, Offenburg und Lörrach. Die Mehrzahl, rund zwei Drittel der Bevölkerung war katholisch, aber das Fürstenhaus in der Residenz gehörte der seit 1821 unierten evangelischen Kirche Badens an, an deren Spitze der Großherzog selbst stand. Für die katholische Kirche wurde Freiburg zum neuen Bistum für Baden und Hohenzollern; es trat an die Stelle des alten Bistums Konstanz, das aufgehört hatte zu bestehen. Doch anders als im benachbarten Königreich Württemberg unterschied man nicht zwischen den »alten« und den »neuen« Ländern und vermied so die offenkundige Dominanz der »altwürttembergischen«, protestantisch geprägten Elite gegenüber den neuwürttembergischen, meist katholischen Staatsbürgern, die sich schwer taten, in den neuen Staatsapparat eingegliedert zu werden. In Baden wurde zwar das »baden-durlachische« Karlsruhe zur Residenz und damit zum zentral gelegenen Verwaltungszentrum des badischen Staats, doch die erste badische Verwaltungsorganisation nahm Rücksicht auf die bisherigen Herrschaftsverhältnisse. So dienten die »Pfalzgrafschaft« im Norden, orientiert an Mannheim und Heidelberg, die »Markgrafschaft« im Mittelteil des Landes und die »Landgrafschaft« mit den vorderösterreichischen Gebieten des Südens und den städtischen Vororten Konstanz und Freiburg der Neugliederung des Landes in der Übergangszeit. Und so wie nach 1771 die beiden Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach sehr schnell zusammenwuchsen, in denen man wieder zusammengefügt hatte was zusammengehörte, so geschah dies nun auch in den ländlichen Gebieten des Breisgaues, wo die benachbarten vorderösterreichischen und markgräflichen Orte zusammenfanden, als ob sie nie durch Grenzen getrennt gewesen wären. Und auch in den ehemals wittelsbachischen Gebieten der Kurpfalz, wo man sich von Bayern verraten und verkauft fühlte, gab es keinen Widerstand dem neuen Herrn gegenüber, und als sich Bayern wenig später anschickte, seine Ansprüche auf die rechtsrheinische Pfalz wieder zu erneuern, fand sie hier keine Anhängerschaft mehr. Daran hatte auch die alte kurpfälzische Universität Heidelberg, die älteste deutsche Universität, gebührenden Anteil, die man im bisher universitätsfreien Baden als »Ruperto-Carola« bestehen ließ, und das gleiche geschah in Freiburg mit der Albert-Ludwigs-Universität. Beide existierten nebeneinander und führten von nun an den Namen eines badischen Großherzogs als ihres zweiten Gründers. Die Rolle der Universitäten für die Entwicklung des Landes lässt sich in Baden nicht hoch genug einschätzen, da dieses für die Zukunft auf praktische und theoretische wissenschaftliche Forschung setzte. Für die wirtschaftliche Struktur des Landes wurden die Themen aufgegriffen, die mit seiner geographischen, seiner Verkehrssituation zusammenhingen: In der Polytechnischen Schule, der späteren Technischen Hochschule in Karlsruhe fanden sie weit über die Grenzen des Landes hinaus wirkende Vertreter. Straßenbau und Rheinregulierung wurden zu den großen Aufgaben der Zukunft.

Die Anpassung an die neuen Verhältnisse ist nahezu überall fast reibungslos vonstatten gegangen, da man den übermächtigen politischen Willen verspürte und bemerkte, dass man keine andere Wahl hatte als die Fügung

in das Unvermeidliche. Dabei wird man zwei Faktoren zu berücksichtigen haben: Die ehemaligen Souveräne in ihren Schlössern und Herrenhäusern, die sich dazu bequemen mussten, ins zweite Glied zurückzutreten, und ihre Untertanen, die von diesem Prozess ganz ausgeschlossen waren und die sich nun überlegen mussten, was sie verloren, was sie gewonnen hatten, in welcher Weise sie sich integrieren lassen und wo sie lieb gewordene Traditionen festhalten wollten. Hinter der Betrachtung der politischen Vorgänge und ihrer Entscheidungsträger hat man die Frage wenig untersucht, wie heimisch sich die Bewohner der neuen Länder in den Anfangsjahren dort gefühlt haben. Die ersten Maßnahmen der badischen Kommissäre, die den Wechsel vor Ort vornahmen, waren nicht immer von Fingerspitzengefühl getragen, doch an ihnen versuchte man zu erkennen, was sich verändern würde. In den alten Schlössern wohnten nach wie vor die ehemaligen Herrschaftsträger. Den geistlichen Herren, den Prälaten, wurde dort meist das Wohnrecht auf Lebenszeit zugestanden, nachdem sich ihre Konvente aufgelöst hatten, ehe man sie einer neuen Zweckbestimmung übergab. Wenn von Widerstand etwa bei den Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen die Rede war, dann hatte dies unter anderem auch dynastische Gründe, denn die Fürstenberger waren dem markgräflichen und nunmehr großherzoglichen Haus nahe verwandt und verwiesen auf ihre gemeinsame Abkunft von den Zähringern, eine Tradition, die ja Karl Friedrich geradezu zum Symbol seiner neuen Würde wiederbelebt hatte. Andere wie Löwenstein-Wertheim oder Leiningen waren noch vor der Mediatisierung mit Kirchenbesitz entschädigt worden und konnten sich an Klostergut in Bronnbach oder Amorbach schadlos halten. Die kleineren Reichsstädte schließlich zeigten sich nicht unglücklich darüber, die Last einer eigenen Verwaltung und Staatsorganisation abschütteln zu können, die sie gezwungen hatte, die Richtlinien ihres politischen Handelns auf dem Reichstag zu Regensburg entgegenzunehmen, auch wenn sie dort nur kumulativ vertreten waren. Und ebenso geschah dies bei den Reichsrittern, von denen viele am Hofe und im Militär eines der neuen Landesherrn eine neue und standesgemäße Position einnahmen. Wie weit die Antiquiertheit dieser Herrschaften ihren Untertanen vorteilhaft oder auch liebenswert erschienen war oder wie weit sie froh waren, jetzt unter einer neuen Staatsordnung leben zu können, ist schwer zu erkennen und wird wohl von Ort zu Ort verschiedenartige Reaktionen hervorgerufen haben. Doch die politischen Verhältnisse haben sich eingespielt, selbst in Fürstenberg, und blieben auf lange Sicht problemlos.

Fragt man nach der Bevölkerung der »neuen Länder«, so bestand hier vor allem die Sorge einer bürokratischen Vereinheitlichung, einer Gleichmacherei im neuen Staat. Die Menschen waren bisher in eigenen Traditionen aufgewachsen, die sie in Ehren hielten und von denen sie sich nicht zu trennen gedachten. Dies gilt zunächst für die Religion in dem mehrheitlich katholischen Land, und man betrachtete den neuen Landesherrn lutherischer Konfession mit Misstrauen, auch wenn dieser die Religionsfreiheit garantierte und sich im Falle Baden-Badens daran gehalten hatte. In der Tat haben die Großherzöge alles getan, um diese Sorgen ihrer neuen Untertanen gegenstandslos zu machen, und die Toleranz, die sie an den Tag legten, hat denn auch zu ihrer Akzeptanz beigetragen, was man insbesondere dem ersten Großherzog Karl Friedrich in seinen letzten Lebensjahren zuschreiben darf. Sein Nachfolger besaß dieses Charisma nicht, aber er gilt doch als

der Urheber der badischen Verfassung, die er wenige Tage vor seinem Tode noch unterschrieben hat und die dem badischen Staat ein Fundament im fortschrittlichen Geiste gegeben hat. Dass man die lokalen Traditionen, die man antraf, nicht zu zerstören gedachte, zeigte sich an vielen Orten, wo Altes und Neues eine Symbiose eingingen und wo auch das badische Haus in die Tradition seiner Vorgängerstaaten hineinwuchs und durch deren kulturelles Erbe eigenes Profil gewann, man denke an die Rolle, die Konstanz und die Abtei Reichenau als Träger bis in das frühe Mittelalter zurückreichender kultureller und geistiger Höchstleistungen spielten, ebenso die Zisterzienserabtei Salem und viele andere mehr. Dies führt noch einmal zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurück, als von einem Historiker und seiner forscherischen und darstellerischen Arbeit die Rede war, mit der er zur Grundlegung des neuen Baden beigetragen hatte. Auf die Rolle der Historiker ist daher zum Schluss dieser Betrachtung nochmals zurückzukommen, denn sie waren es, die in ihren Geschichtsdarstellungen Tradition und Moderne miteinander verbanden. Viele von ihnen waren Archivare, waren Forscher, die in den alten Urkunden insbesondere der aufgehobenen Klöster die Relikte jenes großen kulturellen Erbes fanden, auf das auch der neue Staat zurückgriff.

So formuliert es dann auch der Karlsruher Archivar Joseph Bader in seiner 1834 verfassten »Badischen Landes-Geschichte«. Dieses Werk sollte nicht nur die Schicksale des badischen Fürstenhauses beschreiben, sondern es sollte das Bedürfnis nach einer »Gesamtgeschichte des jetzigen Großherzogtums« befriedigen. Die besondere Schwierigkeit, die Bader ausdrücklich hervorhebt, bestand für ihn darin, dass Baden kein Staat war, der, »wie Hessen oder Baiern, einen besonderen deutschen Volksstamm umfasst«. Seine Bevölkerung bestehe, so Bader, aus Alemannen und Franken, und sein »neuer Staat« setze sich aus den Hauptbestandteilen Vorderösterreich, der Markgrafschaft Baden und der Pfalz zusammen. »Diese Fürstentümer aber selbst haben eine oft überaus dunkle und verwirrte Bildungsgeschichte« – damit meint er den noch in den Anfängen steckenden Forschungsstand – »und mitten unter ihnen lag außerdem eine Menge bald reichsstädtischer, bald geistlicher, bald adeliger Territorien.« Sein Problem, uns wohlbekannt, bestand also gerade darin, »Baden« von Anfang an und trotz seiner Vielfalt als Geschichtsraum zu begreifen, den er jedoch zu überschauen und aus seiner Warte zu beschreiben vermochte. Für die Anfangsjahre des »neuen Baden« war die Geschichtsschreibung, neben Statistik und Landesforschung, eine unabdingbare Forderung. Die Bevölkerung sollte so schnell wie möglich die Grundlagen des neuen Landes verstehen, aber sie sollte ihre eigene Geschichte in diese »Gesamtgeschichte« einbringen. Bader betrachtete dies als Integrationselement vor allem für die »Neubadener« in den neuen Staat, den sie als ihr »Vaterland« verstehen lernen sollten. Was sie diesem an eigener Substanz mitgebracht hatten, wurde zum kulturellen Kapital Badens, an dem es bis zum heutigen Tag festgehalten hat.

Literatur

Hansmartin Schwarzmaier: Baden. Dynastie – Land – Staat (Stuttgart 2005, Urban Tb 607); darin: Stammtafeln und Karten. Das Kapitel »Das Werden des badischen Staats« entspricht, in gekürzter und leicht veränderter Form, S. 162–175 dieses Buches. – Geschichte Badens in Bildern, hrsg. von H. Schwarzmaier, K. Krimm, D. Stievermann, G. Kaller, R. Stratmann-Döhler (Stuttgart 1993), insbes. S. 15 (Schöpflin). – Stammtafeln in: Hand-

buch der baden-württembergischen Geschichte Band 5 (Stuttgart 2007), S. 361–368; hierzu Text in Band 2 (Stuttgart 1995), S. 164–246 und ebd. zu den einzelnen in diesem Beitrag gen. Territorien. – Zur Raumproblematik vgl. neuerdings den von B. Herrbach-Schmidt und H. Schwarzmaier herausgegebenen Sammelband »Räume und Grenzen am Oberrhein« (Oberrheinische Studien 30, Ostfildern 2012).

Zu Karl Friedrich vgl. jetzt R. Brüning, Der aufgeklärte Fürst. Karl Friedrich von Baden 1728–1811. Karlsruhe: Förderverein des Generallandesarchivs 2012.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr.
Hansmartin Schwarzmaier
Katzenbergstraße 4a
76228 Karlsruhe

Schwache historische Erinnerung

»Es gibt ein auf Baden-Württemberg bezogenes Landesbewusstsein … Das schließt aber nicht aus, dass die alten Länder, wenn sie auch nur noch eine schwache historische Erinnerung darstellen, vor allem auf der emotionalen Ebene immer noch eine Realität sind.«

Hermann Bausinger, Heimat im Plural – Zugehörigkeiten im Land in: Martin Blümcke (Hg.), Alltagskultur in Baden-Württemberg, 2003

Landesbewusstsein

»Es gibt ein auf Baden-Württemberg bezogenes Landesbewusstsein, das sich vor allem an der politischen Stabilität, am wirtschaftlichen Erfolg und an der Solidität der Lebensverhältnisse orientiert.«

Hermann Bausinger, Heimat im Plural. Zugehörigkeiten im Land in: Martin Blümcke (Hg.), Alltagskultur in Baden-Württemberg, 2003, S. 27

900 Jahre Baden?

Kurt Andermann

Eigentlich hat es sich ja längst herumgesprochen: Das 900jährige Jubiläum, das in diesem Jahr mit einer großen Ausstellung des Badischen Landesmuseums und üppigem Rahmenprogramm begangen wird[1], ist kein Landes- sondern ein dynastisches Jubiläum. Nicht das Land und schon gar nicht sein Name werden in diesen Tagen 900 Jahre alt, vielmehr trat vor 900 Jahren die Dynastie, die dieses Land bis 1918 regierte, zum ersten Mal unter dem Namen Baden in Erscheinung – einem Namen, der in Wirklichkeit sehr viel älter ist.

Worum geht es? – Mit einer in Münster in Westfalen ausgestellten Urkunde vom 27. April 1112 überließ Kaiser Heinrich V. der bischöflichen Kirche zu Bamberg die Burg Albewinstein im bayerischen Nordgau samt zugehörigen Herrschaftsrechten[2]. Unter dem ebenso zahlreichen wie glanzvollen Gefolge des Kaisers, das diese Schenkung guthieß, erscheint an zwölfter Stelle – immerhin unmittelbar hinter dem Herzog von Schwaben – *Herimannus marchio de Badůn*. Dieser Markgraf Hermann von Baden war im übrigen Graf im Breisgau und Herr zu Limburg bei Weilheim an der Teck[3]. Er entstammte einem Geschlecht, dessen Spitzenahn, ein schwäbischer Graf namens Bertold oder Bezelin († 1024), in Villingen im Schwarzwald beheimatet war. Hermanns Großvater Bertold I. († 1078), Bezelins Sohn, amtierte als vom Kaiser ernannter Herzog von Kärnten, Hermanns gleichnamiger Vater († 1074) war Graf im Breisgau und amtsweise Markgraf von Verona, sein Onkel Bertold II. († 1111) war Graf in der Baar und in der Nachfolge seines älteren Bruders ebenfalls Markgraf von Verona, überdies gründete er Freiburg im Breisgau und war der Stammvater der schon 1218 in der vierten Generation wieder ausgestorbenen Herzöge von Zähringen[4].

Anders als seine Verwandtschaft, die in dem die damalige Welt bewegenden Investiturstreit zur Partei des Papstes und der Kirchenreform hielt – Markgraf Hermann I. starb sogar als Klosterbruder in Cluny –, wechselte Markgraf Hermann II. († um 1122/30) ins Lager des salischen Kaisers, und dieser übertrug ihm ums Jahr 1100 die Grafschaft im Ufgau, zu der auch Gerichtsbefugnisse über die bei den kostbaren Thermalquellen im Tal der Oos siedelnden Leute gehörten.[5] Am Battert hoch darüber errichtete er alsbald seine Burg, nach der man ihn am 27. April 1112 in Münster erstmals »von Baden« nannte.

Allerdings war diese Burg noch auf längere Sicht nur einer von mehreren Sitzen Hermanns und seiner Nachkommen, deren eigentlicher Herrschaftsschwerpunkt damals am mittleren Neckar lag, wo sie unter anderem die Stadt Stuttgart gründeten. Ihr dynastisches Zentrum, die Familiengrablege, blieb noch für mehrere Generationen die Stiftskirche St. Pankratius in Backnang am südwestlichen Rand der Schwäbisch-Fränkischen Waldberge. Erst rund hundertfünfzig Jahre später, um die Mitte des 13. Jahrhunderts erfolgte schließlich unter Markgraf Rudolf I. († 1288) die Schwerpunktverlagerung und der dauerhafte Wechsel an den mittleren Oberrhein. Ihren deutlichsten Ausdruck fand diese

Neuorientierung um 1245 in der Gründung des Zisterzienserinnenklosters Lichtenthal[6], in dem die Markgrafen von Baden sich fortan bestatten ließen, sowie in der um dieselbe Zeit auf den Weg gebrachten Stadtwerdung von Baden(-Baden)[7]. Nun entwickelten sich die Burg am Battert und die Stadt im Tal der Oos zur eigentlichen Residenz der Markgrafen[8], die inzwischen – abgesehen von ihrer Hachberger Linie – auch längst nur noch den Namen von Baden führten.

Der so für die markgräfliche Dynastie zum Mittelpunkt gewordene Platz an der Oos und sein Name sind allerdings noch sehr viel älter[9]. Abgesehen von zahllosen vorgeschichtlichen Siedlungsspuren, hatten sich bei den dortigen warmen Quellen im ersten nachchristlichen Jahrhundert die Römer niedergelassen, die heilende Wirkung des Wassers nutzbar gemacht und ihre Siedlung folgerichtig Aquae beziehungsweise Aquae Aureliae genannt. Auch in nachrömischer Zeit verloren die heißen Quellen ihre Attraktivität nicht. Zu Zeiten der fränkischen Könige aus dem Haus der Merowinger gelangten sie in den Besitz des Klosters Weißenburg im Elsaß. Die entsprechende Schenkungsurkunde von 675, richtiger 712, ist zwar gefälscht, aber gleichwohl besteht kein Zweifel, dass die Weißenburger Mönche die begehrten *balneas illas trans Rhenum in pago Auciacensi sitas* tatsächlich innehatten und von ihnen profitierten[10]. Die aus der Topographie hergeleitete Ortsbezeichnung hatte sich inzwischen von Wasser *(aquae)* in Bäder *(balnea)* gewandelt. 856, in einer Urkunde König Ludwigs des Deutschen, ist noch einmal von den heißen Wassern, die man Bäder nannte *(calidis aquis que dicuntur Balnei)*, die Rede[11]. Und zum Jahr 987 findet sich dann erstmals die deutschsprachige Namensform *Badon … in pago Ufgouue*[12]. Dass bei den heißen Quellen im Tal der Oos bereits im frühen Mittelalter eine Siedlung bestand, ist aus vielerlei Gründen als sicher anzunehmen. Ausdrücklich erwähnt wird diese jedoch erst in einer Urkunde vom 9. September 1046, mit der Kaiser Heinrich III. der Speyrer Kirche ein Gut in der Siedlung Baden im Ufgau *(predium in villa Baden in pago Ufgowe)* samt zugehörigen Leuten und sonstigen nutzbaren Rechten schenkte[13]. Kein Zweifel also: Das heiße Wasser und seine Nutzung zu Heilzwecken war für das örtliche Leben von Anfang an prägend, ja namengebend, und dieser Name ist demnach bei enger Auslegung wenigstens 1125, wenn nicht 1300 Jahre alt, bei großzügigerer Auslegung sogar nahezu zweitausend Jahre.

Mithin ist der Name Baden sehr viel älter als die Dynastie, die ihn, als sie vor rund 900 Jahren an den Oberrhein kam, sich aneignete und seither führt. Darin liegt ein Unterschied zwischen den einstigen Herrscherhäusern Badens und Württembergs. Die Grafen von Württemberg nämlich kreierten, als sie im 11. Jahrhundert ihre »Stammburg« auf dem Rotenberg über Untertürkheim gründeten, deren Namen selbst, machten ihn sich für ihr Haus zu eigen und übertrugen ihn in der Folge auf ihr kontinuierlich wachsendes Herrschaftsgebiet[14]; so kann ein Herzog von Württemberg noch heute zu Recht behaupten, das Land trage seinen Namen. Den Herren, Grafen und Fürsten zu Hohenlohe gelang es sogar, ihren eigenen, angestammten Namen von der längst untergegangenen Burg Hohlach bei Uffenheim im heute bayerischen Mittelfranken in die Gebiete um Tauber, Kocher und Jagst mitzunehmen, mit ihren dort im Lauf von Jahrhunderten erworbenen Herrschaftsgebieten um Weikersheim, Langenburg, Waldenburg und Öhringen zu verbinden und so an eine nicht zuletzt durch ihr Zutun kulturlandschaftlich ganz besonders reizvolle Re-

gion weiterzugeben[15]. Ebenso hinterließen die Fürsten zu Schwarzenberg ihren aus Franken mitgebrachten Namen dem Schwarzenberger Land im Oberbergischen[16].

Nachdem also die Markgrafen am Oberrhein angekommen waren, schufen sie dort um die Mittelpunkte Baden(-Baden), Durlach und Pforzheim mit der Zeit ein kleines, zunehmend konsolidiertes Territorium[17], das mit dem Namen seiner hauptsächlichen Residenz und seiner seit dem 14. Jahrhundert unstreitig dem Fürstenstand zugehörigen Regenten folgerichtig als Markgrafschaft Baden bezeichnet wurde[18]. Der den Markgrafen um den mittleren Neckar verbliebene Besitz spielte bald eine immer geringere Rolle und ging bis zum Ende des Mittelalters gänzlich verloren. Die zum Teil schon seit dem hohen Mittelalter markgräflicher Herrschaft unterworfenen, zunächst aber den Hachberger Markgrafen gehörigen Gebiete um Emmendingen sowie um Müllheim und Lörrach trugen nie den Namen Baden, vielmehr bezeichnete man sie nach den regionalen Herrschaftszentren allzeit als Markgrafschaft Hachberg (Hochberg) beziehungsweise als Herrschaft Rötteln, Badenweiler, Sausenberg oder Sulzburg. Selbst nachdem zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Markgrafen von Baden die Markgrafen von Hachberg beerbt hatten, nahmen deren Gebiete nicht den Namen Baden an, sondern es blieb weiterhin der erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts eingeführte Landschaftsname Markgräflerland in Gebrauch, bis auf den heutigen Tag. Und die jenseits des Rheins gelegenen Herrschaftsgebiete, erinnert sei nur an die Grafschaft Sponheim oder die Herrschaften Gräfenstein und im Lebertal, trugen ohnehin nie den Namen Baden, ganz abgesehen davon, dass – man denke nur an die vorübergehende Teilhabe an der Ortenau oder an die sukzessive erworbene Grafschaft Eberstein – auch die rechtsrheinischen Markgrafschaften wiederholten territorialen Veränderungen unterworfen waren, ohne dass sich dergleichen auf die Namengebung der betroffenen Gebiete ausgewirkt hätte. Mit dem Namen Baden wurden bis zum Ende des Alten Reiches immer nur die alten Kerngebiete der Markgrafen um Baden(-Baden), Durlach und Pforzheim bezeichnet.

Das änderte sich erst in napoleonischer Zeit. Nachdem das Alte Reich untergegangen und infolge vieler Kriege eine grundlegende politische und administrative Flurbereinigung zustandegekommen war, konnten die derart geschaffenen Mittelstaaten aus älteren Traditionen keine Legitimität mehr schöpfen, ganz im Gegenteil mussten sie das Althergebrachte soweit wie möglich unterdrücken, denn die neuen Verhältnisse beruhten vielfach auf rechtlich durchaus fragwürdigen Entscheidungen. So war es nach einer der Neuorientierung geschuldeten Übergangszeit ganz selbstverständlich, dass man schließlich auf vielteilige, die Heterogenität des Neuen spiegelnde Wappen und Titulaturen ebenso verzichtete wie auf die vielfältigen herkömmlichen Namen der nun unter einer Krone vereinigten Herrschaften. Das aus dem großen Umbruch hervorgegangene Land hatte jetzt einen Fürsten, und ganz selbstverständlich trug es einen – seinen – Namen.

Durch Napoleons besondere Gunst war es zwischen 1802 und 1815 auch dem Fürsten der vormals eher bescheiden dimensionierten Markgrafschaft Baden gelungen, den Umfang seiner Herrschaftsgebiete zu vervielfachen, weit mehr als anderen[19]. So entstand erst damals das Land Baden in den Grenzen, die man später im Badnerlied besang und auf die sich der Landesverein Badische Heimat in seinem Selbstverständnis noch heute bezieht, das langgestreckte Land, das in seiner mar-

kanten Gestalt und seiner natur- wie kulturlandschaftlich gleichermaßen großen Vielfalt von Markdorf am Bodensee über Konstanz, Waldshut, Lörrach, Freiburg, Offenburg, Rastatt, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Mosbach und Buchen bis nach Wertheim am Main und ins unmittelbare Hinterland von Würzburg reicht. Und erst jetzt erhielt – und konnte erst erhalten – dieses Land den Namen Baden: vor nicht einmal zweihundert Jahren.

Wie gesagt: 900 Jahre Baden ist kein Landes- sondern ein dynastisches Jubiläum[20]. Nun wird man über die Frage, ob es im republikanischen Staat angezeigt ist, Jubiläen des einstigen Herrscherhauses zu begehen, trefflich streiten können. Dass aber ein gemeinsames Feiern von Nachkommen der vormaligen Herrscher und der ehedem Beherrschten zum Nutzen aller Beteiligten sehr wohl möglich ist, und dass dabei eine feste Bürgerkrone keinen ihrer Zacken verlieren muss, konnte man 1980 in Bayern erleben, als es galt, das 800jährige Jubiläum des Hauses Bayern zu würdigen[21]. In nicht weniger als drei großen Ausstellungen und vielen größeren und kleineren Begleitpublikationen von bleibendem wissenschaftlichem Wert hat man dort mit berechtigtem Stolz den großen, nicht zuletzt von den einstigen Regenten bewirkten geschichtlichen und kulturellen Reichtum des Landes präsentiert, nein: zelebriert. Indes war vom Haus Bayern auch noch nicht zu hören, dass es von seinen Vorfahren mit Engagement gesammelte, in den Museen, Galerien, Bibliotheken und Archiven des Landes über das Ende der Monarchie hinaus bewahrte und zum Reichtum des Landes gehörige Kulturgüter hätte veräußern wollen, um sich selbst wirtschaftlich zu sanieren. So ist durchaus zu verstehen, dass das Badische Landesmuseum ein dynastisches Jubiläum hierzuland nicht feiern mag[22]. Weshalb aber verknüpft es dann eine hochwillkommene Ausstellung zu Ehren unseres schönen und kulturell so reichen Landes ausgerechnet mit einem Jubiläum, das allein die einstige Dynastie betrifft?

Anmerkungen

1 Vgl. die entsprechenden Internetseiten (Zugriffe am 22. Februar 2012): http://www.landesmuseum.de/website/Deutsch/Sonderausstellungen/Vorschau/Baden_900_Jahre.htm; http://www.veranstaltung-baden-wuerttemberg.de/Veranstaltung.asp?IVE=2240991; http://www.tourismus-bw.de/Kultur/Baden.

2 http://www.mgh.de/ddhv/dhv_102.htm; Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg 1050 bis 1515, Bd. 1, bearb. von Richard *Fester,* Innsbruck 1900, Nr. 28.

3 Der Landkreis Esslingen (Baden-Württemberg – Das Land in seinen Kreisen), bearb. von der Abteilung Fachprogramme und Bildungsarbeit des Landesarchivs Baden-Württemberg, hg. vom Landesarchiv Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Esslingen, 2 Bde., Ostfildern 2009, hier Bd. 2, S. 442 f.

4 Karl *Schmid* und Hans *Schadek* (Hgg.), Die Zähringer [Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung], 3 Bde., Sigmaringen 1986–1990; Karl *Schmid,* Vom Werdegang des badischen Markgrafengeschlechtes, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 139 (1991) S. 45–77; Ulrich*Parlow,* Die Zähringer. Kommentierte Quellendokumentation zu einem südwestdeutschen Herzogsgeschlecht des hohen Mittelalters (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg A 50), Stuttgart 1999; Hansmartin *Schwarzmaier,* Baden. Dynastie – Land – Staat, Stuttgart 2005.

5 Karl *Schmid,* Baden-Baden und die Anfänge der Markgrafen von Baden, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 140 (1992) S. 1–37.

6 Harald *Siebenmorgen* (Hg.), 750 Jahre Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenthal [Ausstellungskatalog], Karlsruhe 1995.

7 Der Stadtkreis Baden-Baden (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), bearb. von der Außenstelle Karlsruhe der Abteilung Landesforschung und Landesbeschreibung in der Lan-

desarchivdirektion Baden-Württemberg, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit der Stadt Baden-Baden, Sigmaringen 1995, S. 115.

8 Kurt *Andermann,* Baden-Badens Weg zur Residenz, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 144 (1996) S. 259–269; Kurt *Andermann,* Mit furderung des gemeynen nutz. Die Badner Stadtornung von 1507, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 156 (2008) S. 167–178.

9 Zum Folgenden vgl. Stadtkreis Baden-Baden (wie Anm. 7).

10 Hansmartin *Schwarzmaier,* Baden-Baden im frühen Mittelalter. Die älteste schriftliche Überlieferung aus den Klöstern Weißenburg und Selz, Baden-Baden 1988, S. 29 f.

11 *Schwarzmaier,* Baden-Baden (wie Anm. 10) S. 31 f.

12 *Schwarzmaier,* Baden-Baden (wie Anm. 10) S. 33 f.

13 Harry *Bresslau* und Paul *Kehr,* Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser, Bd. 5: Die Urkunden Heinrichs III. (Monumenta Germaniae Historica, Diplomata regum et imperatorum Germaniae 5), Berlin 1931, Nr. 172.

14 Robert *Uhland,* 900 Jahre Haus Württemberg. Leben und Leistung für Land und Volk, Stuttgart u. a. 1984.

15 Friedrich Karl *Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg,* Hohenlohe. Bilder aus der Geschichte von Haus und Land, Öhringen [4]1983; Der Hohenlohekreis (Baden-Württemberg – Das Land in seinen Kreisen), bearb. von der Abteilung Fachprogramme und Bildungsarbeit des Landesarchivs Baden-Württemberg, hg. vom Landesarchiv Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Hohenlohekreis, 2 Bde., Ostfildern 2006.

16 Franz J. *Burghardt,* Die Anfänge der schwarzenbergischen Herrschaft Gimborn-Neustadt 1610 bis 1630, in: Beiträge zur Oberbergischen Geschichte 9 (2007) S. 33–44.

17 Joachim *Fischer,* Territoriale Entwicklung Badens bis 1796, in: Historischer Atlas von Baden-Württemberg, hg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1972–1988, Karte und Beiwort VI,1 (1974).

18 Heinz *Krieg,* Die Markgrafen von Baden. Eine Familie am unteren Rand des Fürstenstandes, in: Thorsten *Huthwelker,* Jörg *Peltzer* und Maximilian *Wemhöner* (Hgg.), Princely Rank in Late Medieval Europe. Trodden Paths and Promising Avenues (Rank – Politisch-soziale Ordnungen im mittelalterlichen Europa 1), Ostfildern 2011, S. 309–332.

19 *Schwarzmaier,* Baden (wie Anm. 4) S. 176–193.

20 Nicht von ungefähr bietet die baden-württembergische Schlösserverwaltung Veranstaltungen zum Jubiläum »900 Jahre Haus Baden« an, vgl. http://www.schloesser-magazin.de/396927.html (Zugriff am 22. Februar 2012).

21 Hubert Glaser (Hg.), Wittelsbach und Bayern, 3 Bde. in 6, München und Zürich 1980; Hubert Glaser (Hg.), Quellen und Studien zur Kunstpolitik der Wittelsbacher vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, München und Zürich 1980.

22 Adolf *Laufs,* Ernst Gotfried *Mahrenholz,* Dieter *Mertens,* Volker *Rödel,* Jan *Schröder* und Dietmar *Willoweit,* Das Eigentum an Kulturgütern aus badischem Hofbesitz (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 172), Stuttgart 2008.

Anschrift des Autors:
Dr. Kurt Andermann
Nibelungenring 79
76297 Stutensee

Baden, das Badische und der Badener existieren

»Baden und das Badische und die Badener existieren auch weiterhin als vielfältig Gewordenes im neuen Staat Baden-Württemberg.«

Helmut Bender,
Baden 1000 Jahre europäische Geschichte und Kultur, 1977

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden – eine badische Persönlichkeit[1]

Martin Walter

Vieles erinnert heute in Mittelbaden, vor allem in Rastatt, an diesen großen badischen Landesherrn. In Rastatt gibt es die Ludwig-Wilhelm-Straße, es gibt das altehrwürdige Ludwig-Wilhelm-Gymnasium, in Baden-Baden befindet sich das Markgraf-Ludwig-Gymnasium, und auch an anderen Orten mag es Bildungseinrichtungen gegeben haben und geben, die ebenso benannt wurden.

Aber nicht nur Orte der Bildung wurden nach dem Türkenlouis benannt, auch für Orte der Einkehr, wie so manche Gastwirtschaft, musste der werbewirksame Name des Markgrafen herhalten. In Rastatt ist das Lokal »Zum Türkenlouis« bekannt, in der Bahnhofstraße, das am 20. August 1895 gegründet wurde und schon damals »Markgraf Ludwig Wilhelm« bzw. »Zum Türkenlouis« hieß.[2] Bekannt ist zudem die kurz vor dem ersten Weltkrieg fertig gestellte Markgraf Ludwig Wilhelm Kaserne in Rastatt auf dem Areal der vormaligen Ludwigsfeste. Das dort stationierte Infanterieregiment Nr. 111 nannte sich ebenfalls nach dem erfolgreichen badischen Landesherrn. Den Namen erhielt das Rastatter Hausregiment anlässlich des 200. Jahrestages der Schlacht von Slankamen. Nach dem zweiten Weltkrieg nutzten die Franzosen die Kaserne und benannten diese nach dem französischen General Canrobert. Heute residiert auf dem im Volksmund lange Jahre »Canrobert-Gelände« genannten Bereich unter anderem die Kreisverwaltung des Landkreises Rastatt. Im Stadtmuseum von Rastatt wie auch im Ludwig Wilhelm Gymnasium gibt es ein Relief des Markgrafen zu bewundern, das der Rastatter Bildhauer Hans Jucker vor vielen Jahrzehnten geschaffen hat. Übrigens befindet sich auf dem Tüllinger Berg bei Lörrach zur Erinnerung an eine Schlacht, die der Markgraf dort geschlagen hat, ein Denkmal, das an den »Türkenlouis« erinnert.

Porträt des Markgrafen nach seiner Ernennung zum Feldmarschall, um 1687.
© Kreisarchiv Rastatt

Aber auch an anderen Orten außerhalb Deutschlands kann man heute noch auf den

Ehrenhof des Barockschlosses Rastatt. Foto: H. Felix Gross, Ettlingen

Spuren des Markgrafen wandeln. So befindet sich oberhalb des Portals der Kirche auf dem Kahlenberg bei Wien eine besondere Gedenktafel. In dieser 1629 entstandenen Kirche wurde am 12. September 1683 vor der entscheidenden Schlacht gegen die Türken eine heilige Messe gelesen. Die Tafel wurde 200 Jahre später am 12. September 1883 dort angebracht. Auf ihr steht auch der Dank an Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden zu lesen.[3]

Für Rastatt spielt Markgraf Ludwig Wilhelm eine der bedeutendsten Rolle überhaupt. Er ist der Stadtgründer, obwohl eine förmliche Stadtgründung nicht existiert. Er entscheidet aus der Machtwillkür eines absolutistischen Landesherrn heraus in Rastatt 1698 ein Jagdschloss zu bauen. Zur Jahreswende 1699/1700 erweitert er diese Entscheidung, verfügt aus dem fast fertig gestellten Jagdschloss ein Residenzschloss und zudem in Rastatt eine Residenzstadt entstehen zu lassen. Ludwig Wilhelm ist der Begründer des modernen Rastatt, er macht das Dorf in der Murgschlinge zur Hauptstadt der Markgrafschaft Baden-Baden. Und trotzdem steht dem gegenüber, dass er nur einen sehr kleinen Teil seines Lebens in Rastatt verbringen wird. Er bezieht einen Teil des Schlosses 1705 im Südflügel und stirbt im Januar 1707. Nicht einmal zwei Jahre kann er die Früchte seiner Entscheidung genießen, im Verhältnis zu den über 310 Jahren der Stadtgeschichte und der Geschichte seines Schlosses ist dies erstaunlich wenig.

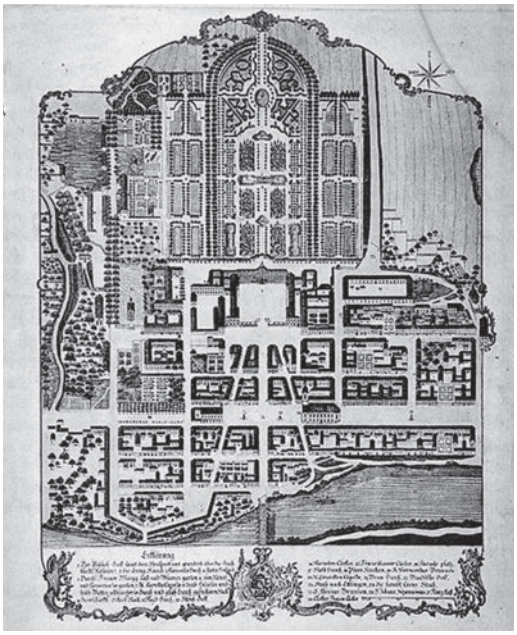
In Erinnerung bleibt er uns in erster Linie als Sieger gegen die Türken, die er in den Jahren zwischen 1683 und 1691 aus fast ganz Ungarn[4], aus Siebenbürgen sowie aus Teilen Serbiens und aus der Walachei verdrängte. Nach der Schlacht bei Slankamen wurde er in ganz Europa als einer der großen Verteidiger des Abendlandes gefeiert. Weniger spektakulär, aber nicht minder effektiv, gebot er dem französischen Expansionsdrang nach Osten am Oberrhein Einhalt.

Sein Patenonkel, der erfolgsverwöhnte Sonnenkönig Ludwig XIV. musste 1697 erstmals

Karte des oberrheinischen Kriegsschauplatzes: »Carte Aller Lager an dem Rhein, so under Commando des durchl. Fürsten und Herrn Herrn Markggraff Ludwig Wilhelmen zu Baaden etc. Röm. Kaiserl. Maytt. General-Lieut. Etc. Zeitt wehrendem Krieg mit der Cronn Frankreich vo Anno 1693 bis 1697 gemacht worden.« Mit ausführlichen Texterläuterungen. Von Etienne Brissaut. Bibliothekar der Universität Wien.
© Kreisarchiv Rastatt

Entwurf der Ehrenhoffassade des Schlosses Rastatt von Domenico Egidio Rossi, dem Architekten des Schlosses.
© Staatliche Kunsthalle Karlsruhe

einen Verlustfrieden abschließen. Auch das war und ist ein großartiger Erfolg von Ludwig Wilhelm und wurde bisher kaum entsprechender Weise gewürdigt. Das ist das bedauerliche unmittelbare Resultat der Geschichtsschreibung v. a. des 19. Jahrhunderts.[5] Es ist das Verdienst von Max Plassmann hier mit seiner Dissertation »Krieg und Defension am Oberrhein« eine grundsätzliche Neubewertung des militärischen Vorgehens von Ludwig Wilhelm am Oberrhein vorgenommen und entsprechend dargestellt zu haben.[6]



Schloss, Schlossgarten und die Anlage der Stadt Rastatt bildeten eine architektonische Einheit, die den Herrschaftsanspruch Ludwig Wilhelms zum Ausdruck bringen sollte. Idealplan um 1780.
© Stadtarchiv Rastatt

Ludwig Wilhelm war aber nicht nur erfolgreicher Feldherr und höchster Offizier zweier deutscher Kaiser, er war dem eigenen Selbstverständnis nach in erster Linie Reichsfürst sowie Landesherr am Oberrhein.

Sein »kleines fürstenthumb«, wie er selbst seine Markgrafschaft einmal genannt hat, entsprach seinem Anspruch und seinen Ambitionen dagegen in keiner Weise. Denn, wie bei seinem Patenonkel, dem Sonnenkönig, stand das Streben nach Größe, nach Macht und Ruhm im Zentrum seines Denkens und Handelns.

Sein Traum, für sein Haus eine Standeserhöhung zu erreichen und Herzog, Kurfürst des deutschen Reiches oder sogar König von Polen zu werden, die haben sich alle nicht erfüllt. Im Gegenteil, diese Pläne sind allesamt kläglich gescheitert.

Und so erscheint der Bau einer neuen Residenzstadt und eines Residenzschlosses in Rastatt fast als Trotzreaktion. Als erster deutscher Fürst plante er das neue Rastatt mit Schloss, Schlossgarten und der Stadt als architektonische Einheit. Diese Einheit sollte sein Machtbewusstsein und seinen Herrschaftsanspruch stärken und symbolisierte ihn auch gleichermaßen.

Barockschloss Rastatt. Blick in den Ahnensaal. Foto: H. Felix Gross, Ettlingen

Ludwig Wilhelm war als Barockfürst ein Kind seiner Zeit. Er war im Urteil seiner Zeitgenossen von attraktiver Erscheinung, er war mit »hohen Geistesgaben« ausgestattet, er war vor allem ein kluger Taktiker, ein guter Stratege und ein glänzender Organisator. Auf dem Schlachtfeld zeigt er sich mutig, er führte seine Truppen von vorne, verstand sie bestens zu motivieren und sicherte wiederholt den Sieg durch seinen persönlichen Einsatz. Seine Standarte ließ er mit dem Wahlspruch: »Ardua deturbans vis animosa quatit« versehen: »Die mutige Kraft verjagt und zerschlägt das Schwierige«.

Ludwig Wilhelm galt aber auch als jähzornig, er war ungeduldig und übernahm militä-

Barockschloss Rastatt. Diese wunderbaren Stuckplastiken im Übergangsbereich zwischen Wand und Deckengestaltung des Ahnensaals stellen gefangenen Türken in Ketten dar. Foto: H. Felix Gross, Ettlingen

risch geprägte Denkmuster auch in den privaten oder politischen Bereich. Sein Leben kann man durchaus als abenteuerlich bezeichnen. Das reicht von seiner nicht immer einfachen Kindheit, über sein Wirken als Feldherr und Reichsfürst bis hin zu seiner erstaunlich glücklichen Ehe mit Sibylla von Sachsen-Lauenburg und der »Tragik seiner letzten Jahre«.

Die frühen Jahre

Am 8. April 1655 wurde Ludwig Wilhelm im Hotel de Soissons in Paris geboren. Sein Vater Markgraf Ferdinand Maximilian hatte ein Jahr zuvor die Prinzessin Louise Christine von Savoyen-Carignan geehelicht. Markgraf Wilhelm, der Vater von Ferdinand Maximilian, sah sich eigentlich dem Hause Habsburg verbunden. Wahrscheinlich versprach er sich durch die Heirat mit einer französischen Prinzessin ein gutes nachbarschaftlichen Verhältnis mit den Franzosen, wohl weise vorausahnend, dass es unter Ludwig XIV. wenige Jahre später zu Auseinandersetzungen mit Habsburg kommen würde. Die Vermählung fand in Abwesenheit des Bräutigams in Paris »in procura« statt. Die frischgebackene Markgräfin weigerte sich allerdings, die Reise nach Baden-Baden anzutreten. Im Urteil von Gerlinde Vetter wurde die junge Frau von deren herrschsüchtigen Mutter bestimmt, die ihre Tochter nicht ins ferne Deutschland, in die Provinz ziehen lassen wollte.[7] Und die hübsche Louise Christine zog offenbar das luxuriöse Leben in Paris als Hofdame der Königinmutter Anna dem dagegen »einfachen« Leben in Baden-Baden vor.

Die wunderbare Aussicht vom Rastatter Schloss verdeutlicht den Herrschaftsanspruch des Türkenlouis in eindeutiger Weise: Die Stadt befindet sich zu Füßen des Schlosses und ist Teil der barocken Herrschaftsidee des Markgrafen für deren Umsetzung Domenico Egidio Rossi sorgte. Foto: H. Felix Gross, Ettlingen

Ferdinand Maximilian reiste kurz darauf nach Paris, um die Ehe zu vollziehen, wie es heißt, und, um seine Ehefrau nach Hause zu holen. Die Ehe wurde vollzogen, aber der Versuch scheitert Louise Christine zu einer Reise nach Baden-Baden zu bewegen. Und so kommt der kleine Ludwig Wilhelm eben in Paris im »Hotel des Soissons« zur Welt. Als der kleine Bub ein Jahr alt ist, beschließt Ferdinand Maximilian die Rückholung des Kindes nach Baden und beauftragt seinen Kanzler Krebs und Moritz de Lassolaye, mit dieser heiklen Mission. Das Kind wurde de facto entführt und wird von den beiden hoch gestellten Beamten nach Baden-Baden verbracht.

Und so wächst der kleine Ludwig Wilhelm zunächst ohne Mutter im neuen Schloss zu Baden-Baden auf. Bezugspersonen hat er trotzdem. Zum einen seinen Großvater Wilhelm, aber vor allem dessen jüngere zweite Frau, Maria Magdalena von Öttingen, die damals 36 Jahre alt ist, 1619 geboren, und höchstwahrscheinlich in die Mutterrolle schlüpfte. Als Spielgefährten gab es den Stiefonkel Karl Bernhard und die Stieftante Maria Anna Wilhelmine, beides Kinder aus der Ehe des Markgrafen Wilhelm mit Maria Magdalena von Öttingen.

Der kleine Ludwig erhielt eine standesgemäße Erziehung. Sein Vater wünschte ausdrücklich, dass ihm im Alter von sechs Jahren ein weltoffener »gescheiter und treuer« Hofmeister für den Unterricht zugeordnet werde, aber kein Geistlicher, wie Ferdinand verfügt. Unterrichtet solle Ludwig in deutscher, lateinischer, italienischer, spanischer aber auch in einer slawischen Sprache erhalten. Einer seiner Lehrer wird Johann Reinhard Vloßdorf, aber auch Cosimo Medici, ein florentinischer Edelmann, der außer italienisch, auch französisch und spanisch sicher beherrschte.[8] Auf diese Weise wird Ludwig Wilhelm in jungen Jahren mit der italienischen Kunst, Kultur und Architektur vertraut. Schon früh wird Ludwig Wilhelm mit militärischen Fragen und Denkmustern konfrontiert. Sein Onkel Leopold Wilhelm siegt in der Schlacht an der Raab 1664 gegen die Türken. Sein Onkel Hermann ist Gouverneur der Truppen des Burgundischen Kreises. Seine Vorbilder und Helden sind also eindeutig militärisch orientiert.

Heroische Darstellung des Markgrafen zu Pferd nach der erfolgreichen Eroberung des türkischen Lagers bei Nissa (Nis) im August 1689. In der rechten Hand hält der Türkenlouis den Marschallsstab. © Kreisarchiv Rastatt

Als Ludwig Wilhelm 14 Jahre alt ist, stirbt sein Vater auf tragische Weise bei einem Jagdunfall. Mit diesem Ereignis geht auch die Kindheit des künftigen Markgrafen jäh und unwiderruflich zu Ende. Zwei Jahre später stirbt auch der Onkel Leopold Wilhelm, der nur 45 Jahre alt wird. Die Erziehung liegt nun in der Hand des Großvaters, der, damals 77 Jahre alt, seinen Enkel umgehend auf die sogenannte Kavaliersreise schickt. Begleitet wird er von Hofmeister Cosimo Medici und dem Präceptor Johann Reinhard Vloßdorf.[9] Über die Stationen Besançon, Genf und Mailand geht die Reise bis nach Rom. Ludwig Wilhelm wird vom Papst empfangen und trifft sich mit dem spanischen Vizekönig von Neapel. 1672 kommt er, nun ist er 17 Jahre alt, nach knapp zwei Jahren wieder in Baden-Baden an.[10]

Die folgenden Jahre am Oberrhein sind in politischer Hinsicht mehr als nur unruhig. Als 20-jähriger nimmt er am Feldzug gegen Marschall Turenne teil, der 1675 fällt, ebenso ist er an der Belagerung der Festung Philippsburg durch die Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach und Hermann von Baden-Baden beteiligt und erhält dort seine erste »Feuertaufe«. Da er sich durch große Tapferkeit ausgezeichnet hatte, wird ihm die ehrenvolle Aufgabe zuteil, die Nachricht vom Sieg gegen die Franzosen dem Kaiser in Wien zu übermitteln. Dieses Ereignis sollte zur entscheidenden Wende im Leben von Ludwig Wilhelm werden.

Der Kaiser verleiht ihm daraufhin ein eigenes Infanterieregiment und ernennt ihn zum Obristen.[11] Ludwig Wilhelm hatte nun seinen Platz im Leben gefunden. Von diesem Zeitpunkt an kämpfte er für den Kaiser und das Heilige Römische Reich deutscher Nation.

Ludwig Wilhelm wird Regent

Aber Ludwig Wilhelm übernimmt in jenen Jahren auch die Regentschaft der Markgrafschaft Baden-Baden. Der Großvater Wilhelm stirbt 1677, er wird 84 Jahre alt. Zu diesem Zeitpunkt ist Ludwig Wilhelm 22 Jahr jung, er erhält 1678 die kaiserliche Zustimmung zur Übernahme der Regentschaft, die er eigentlich erst im Alter von 25 Jahren hätte ausüben dürfen.

In den ersten Jahren seiner Regentschaft war er ständig militärisch unterwegs, 1678 wird er bei Neuenburg verwundet und kehrt nach Baden-Baden zurück. Am Ende des Holländischen Krieges, der mit dem Vertrag von Nimwegen (Nijmegen) 1679 ein Ende findet, wird er in den Rang eines Generalfeldwachtmeisters

erhoben, 1682 wird er Feldmarschall-Leutnant. Erst aber die wichtigen und bedeutenden Erfolge gegen die Türken sollten ihn ganz nach oben an die Spitze der militärischen Hierarchie des deutschen Reiches katapultieren.

Der Krieg gegen die Türken

Trotz oder gerade wegen des Verfalls des Osmanischen Reiches beginnen die Wesire Mohammed und Achmed Köprülü eine erneute osmanische Expedition zu Beginn der 1660er Jahre. Die Türken nehmen Festung nach Festung ein und stoßen weit nach Norden und Nordwesten vor. Sogar Kreta fällt 1669 in türkische Hand. Großwesir Kara Mustafa, ein Schwiegersohn Köprülüs, hat den Ehrgeiz, ein Sultanat in Ungarn und den Habsburger Erbländern zu schaffen und dies mit Wien als Hauptstadt. Dass dies die Ängste vor allem in Österreich und Ungarn förderte, das kann man sich nur zu leicht vorstellen.

Am 2. Januar 1683 wurde als Symbol der Kriegserklärung vor dem Sultanspalast in Konstantinopel ein Rossschweif aufgesteckt. Am 31. März erreichte die Kriegserklärung Mehmeds IV. die Stadt Wien. Der Sultan forderte den Kaiser ultimativ auf »Uns in deiner Residenzstadt zu erwarten, damit Wir dich köpfen können«, so die deutsche Übersetzung des originalen türkischen Textes.[12] Mehmed IV. hatte damit nicht gerade subtil formuliert, welche Verachtung er für seinen Gegner übrig hatte. Die Bedrohung in Wien, aber auch für den Kaiser und das Reich wuchs von Tag zu Tag.

Kaiser Leopold zog es allerdings vor, seinen Kopf behalten zu wollen. Im Juli 1683 kam es zu einem erbitterten Gefecht zwischen der kaiserlichen Nachhut und den sie verfolgenden Tataren und Türken, nur durch das Eingreifen Herzogs Karl von Lothringen und

Ludwig Wilhelm als Feldmarschall. Der badische Markgraf war Ende 1686 im Alter von lediglich 31 Jahren zum Feldmarschall ernannt worden. Kupferstich von P. Schenck. Amsterdam, um 1690. © Kreisarchiv Rastatt

des Markgrafen konnte eine Panik oder gar Schlimmeres verhindert werden. Der Kaiser floh ins sichere Passau. Ludwig Wilhelm erhielt die Aufgabe die Bevölkerung der Wiener Vorstädte beim Abzug zu beschützen. Die Osmanen standen am 14. Juli 1683 vor den Toren der Stadt und schlossen diese lediglich zwei Tage später komplett ein. Die Tage bis zur Aufgabe Wiens schienen gezählt. 12 000 Verteidiger waren in Wien verblieben, vor den Mauern der Stadt stand mit 90 000 Türken und rund 20 000 Tartaren eine gewaltige Übermacht. Andere Quellen berichten von bis zu 200 000 Belagerern.[13]

Die Türken hatten Wien bereits zwei Monate lang belagert, ohne dass in diesen span-

Brustportrait von Ludwig Wilhelm mit einem Gedicht auf seine Heldentaten von Ludwig Smids. Der Kupferstich des Markgrafen unterstreicht seine außerordentliche Popularität in den 1690er Jahren.
© Kreisarchiv Rastatt

nungsgeladenen Wochen eine Entscheidung gefallen wäre. Hilfe nahte im September 1683, als endlich ein Entsatzheer mit dem polnischen König Johann Sobiesky an der Spitze einer Armee bei Wien auf dem Kahlenberg stand.

Am 12. September 1683 begannen die kaiserlichen Truppen ihre militärischen Operationen im Rücken der Türken, die einen Großteil der Streitkräfte gegen Wien ausgerichtet hatten. Markgraf Ludwig Wilhelm kämpfte auf dem linken Flügel unter dem Kommando von Karl von Lothringen. Ludwig Wilhelm gelang es, mit seinem Infanterieregiment in die Laufgräben der Türken einzudringen. Diese ergriffen panisch die Flucht und rollten durch das eigene Lager zurück. Die Kaiserlichen dachten zunächst an eine Kriegslist der Türken und hielten daher in erster Abwägung die eigenen Truppen die Nacht hindurch in Bereitschaft.

Am 13. September 1683 zog Johann Sobiesky in die befreite Stadt ein. Nur 600 Tote hatten die Kaiserlichen zu beklagen, viele tausend dagegen die Türken. Mit diesem Sieg war die türkische Expansion in Richtung zentrales Europa zunächst gebannt.

Der Krieg auf dem Balkan

Was nun folgte, war die mühsame Rückeroberung von Ungarn, von Siebenbürgen und von Serbien. Mit den nun anschließenden Erfolgen festigte Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden seinen Ruf als unbezwingbarer militärischer Führer, aber vor allem die Habsburger legten nun das Fundament für ihren Aufstieg zur europäischen Großmacht.

Noch 1683 gelang dem Markgrafen die Erstürmung von Parkany und der Festung Gran. Der Kaiser belohnte dies mit der Ernennung zum General der Kavallerie. Und Ludwig Wilhelm erhielt mit der Schlacht vor Wien und seinem maßgeblichem Erfolg dabei von da an den Beinamen »Türkenlouis« und wurde zum Mythos. Zumindest zu einem badischen.

Die nächsten Jahre waren weiter vom Kampf gegen die Türken geprägt. Aufgrund seiner zahlreichen Erfolge ernennt Kaiser Leopold den erst 31 Jahre alten Markgrafen am 13. Dezember 1686 zum Feldmarschall über die kaiserlichen Truppen. Ludwig Wilhelm war nun Oberbefehlshaber gegen die Türken.

Für seine Operationen gegen die Osmanen fehlten dem Kaiser allerdings notorisch Geld und Truppen. Im Juli 1689 verfügte er über ein Heer von 24 000 Mann. Im August standen 17 000 Mann davon rund 40 000 Türken bei Nissa gegenüber. Ludwig Wilhelm taktierte geschickt, griff die Türken in deren Rücken an

Diese Silbermünze entstand 1714 anlässlich der Friedensverhandlungen in Rastatt, die als »Rastatter Frieden« in die Geschichte eingehen sollten. Vorderseite: Darstellung des Schlosses, darüber eine Friedenstaube. Rückseite: Darstellung des markgräflichen Paares, obwohl Ludwig Wilhelm zu diesem Zeitpunkt bereits sieben Jahre nicht mehr am Leben war. © Kreisarchiv Rastatt

und gewann einmal mehr eine der zahlreichen Schlachten gegen das osmanische Heer. In Nissa standen den Truppen die so dringend benötigten Lebensmittel zur Verfügung.[14]

Zu den berühmtesten Schlachten des Türkenlouis zählt die von Slankamen am 19. August 1691. Dabei war die Ausgangslage vor Beginn der Kampfhandlungen denkbar schlecht. In der zweiten Juliwoche war Ludwig Wilhelm mit seinem Heer nach Peterwardein marschiert, dort sollte eine Versorgungsbasis eingerichtet werden.

Die Osmanen hatten in der Zwischenzeit unter dem Kommando des Großwesirs ein Lager im Winkel der Savemündung und der Donau eingerichtet. Gegen dieses Lager führte der Markgraf nun das eigene Heer in geschlossener Schlachtordnung und erwartete eigentlich den Angriff der Türken. Der, allerdings, sollte nicht erfolgen. Seinerseits konnte er einen Angriff nicht wagen, da die türkische Übernacht zu groß war. Den über 50 000 Türken standen nur 33 000 kaiserliche Soldaten gegenüber. Ludwig Wilhelm hoffte durch einen angedeuteten Rückzug die Türken aus der sicheren Verschanzung zu locken und bezog Stellung bei Slankamen.

Dort begann am 19. August 1691 eine offene Feldschlacht, die Ludwig Wilhelm eigentlich vermeiden wollte. Die grausamen Kämpfe waren verlustreich. 20 000 bis 25 000 Türken fielen im Kampf oder wurden nieder gemacht, darunter der Großwesir selbst, der Serasker (Kriegsminister), der Janitscharen-Aga, 18 Paschas und über weitere 100 hohe Würdenträger. Das kaiserliche Heer hatte 7300 Tote zu beklagen. Ludwig Wilhelm erbeutete unter anderem 10 000 Zelte, 5000 Pferde, 2000 Kamele, 154 Geschütze und 54 Kisten Kupfergeld.

Der Lohn für diesen Sieg war die Ernennung des Markgrafen zum Generalleutnant, dem höchsten militärischen Rang im kaiserlichen Heer. Im Jahr darauf erhielt er den Orden vom Goldenen Vlies aus der Hand des Königs von Spanien.[15]

Die Schlacht bei Slankamen war trotz der Vernichtung des türkischen Heeres nicht zu dem strategischen Erfolg ausgebaut worden,

Markgraf Wilhelm von Baden-Baden (1593–1677). Der Großvater Ludwig Wilhelms übernahm nach dem frühen Tod Ferdinand Maximilians die weitere Erziehung des Prinzen. Kupferstich von Philipp Kilian, nach 1654. © Kreisarchiv Rastatt

Markgräfin Louise Christine von Baden-Baden (1627–1689), die Mutter Ludwig Wilhelms. Die geborene Prinzessin von Savoyen-Carignan weigerte sich, ihrem Gemahl Ferdinand Maximilian nach Baden-Baden zu folgen. Kupferstich von Philipp Kilian, nach 1654. © Kreisarchiv Rastatt

wie man es aus militärischer Sicht eigentlich denken sollte. Meiner Einschätzung nach und auch in der vieler andere, lag dies darin begründet, dass Ludwig Wilhelm abgezogen wurde und ihn mit Aufgaben gegen die Franzosen betraute. Hinzu kam, dass sein Nachfolger Friedrich August von Sachsen nicht annähernd das militärische Potential und das Können des Markgrafen besaß.

Ludwig Wilhelm und Sibylla Augusta

Der Markgraf hatte nicht nur bei militärischen Operationen großen Erfolg, er konnte auch einen anderen, vielleicht den wichtigsten Erfolg seines Lebens an ganz anderer Stelle für sich verbuchen. Der böhmische Vizepräsident und kaiserliche Appellationsrat Freiherr von Bluhm hat einmal folgenden klugen Satz von sich gegeben: »Opportune Heiraten stiften ist allezeit ein so wichtig Geschäft gewesen, als Battaiglen zu gewinnen und anstoßend Land mit dem Schwert zu aquirieren.«[16]

Letzteres hat der Markgraf natürlich nicht getan, zumindest nicht als Landesherr und Reichsfürst. Aber die Sache mit der Heirat, ist ihm mit Verlaub ganz gut gelungen. 1689 steht der Markgraf kurz vor dem Zenit seines Erfolges. Er ist aber auch Regent einer stark überschuldeten und vor allem zerstörten Markgrafschaft. Schon dies mag die Heirat mit einer sogenannten guten Partie ratsam gemacht haben. Bisher war die militärische Karriere im Vordergrund gestanden. Eine

»Belohnung« durch den Kaiser hatte es bisher nicht gegeben. Der Markgraf war aber auch schon 34 Jahre alt. Es gab also Gründe genug, sich nach einer standesgemäßen zukünftigen Gefährtin umzusehen.

In etwa zeitgleich beginnt sich im November 1689 das Ehekandidaten-Karussell für zwei junge und äußerst begüterte lauenburgische Prinzessinnen zu drehen. Auch Kaiser Leopold sah die Zeit zur Belohnung seines Feldherrn gekommen. Leopold sagte ihm die freie Wahl für beide junge Damen zu, obwohl auch andere adlige Herren die Bewebung ins Feld geführt hatten. Ludwig Wilhelm nimmt die Sache sehr ernst, er trifft am 10. Januar 1690 in Schlackenwerth ein. Der Großvater der beiden jungen Prinzessinnen, Pfalzgraf Christian August, war sichtlich angetan über die Anwesenheit von Ludwig Wilhelm. Er freue sich »Gelegenheit erlangt zu haben, mit diesem so hoch renommierten Herren persönlich bekannt zu werden«, so der Pfalzgraf.

Die Befürchtungen, die den Markgrafen plagten, zerschlugen sich im Vorfeld. Für ihn schien es wohl leichter, 500 000 Soldaten in die Schlacht zu führen, als das Herz einer jungen Frau zu erobern. Sein Vater hatte ihm viele Jahre zuvor aus verständlichen Gründen einen wichtigen Rat auf dem Weg gegeben: Er soll sich ja nie mit Französinnen einzulassen.

Das hat er auch nicht getan und sich für eine sachsen-lauenburgische Prinzessin entscheiden.

»Er befürchte vor allem«, so Ludwig Wilhelm, »dass den Prinzessinnen einige widrige Impressiones wegen seiner gemacht worden.« Doch diese Befürchtungen zerschlagen sich rasch. Er wendet sich spontan der jüngeren der beiden Damen zu. Und die erst 15-jährige Sibylla Augusta zeigt von Beginn an große Sympathie für den fast 20 Jahre älteren Ludwig Wilhelm. Am 14. Januar 1690 findet die Verlobung in Schlackenwerth statt. Die Hochzeitsfeier wird auf den 27. März terminiert und findet in der Raudnitzer Schlosskapelle statt.

Markgraf Ferdinand Maximilian von Baden-Baden (1625–1669). Der badische Erbprinz war sehr um eine gute Erziehung seines einzigen Sohnes Ludwig Wilhelm bemüht. Kupferstich von Philipp Kilian, nach 1654. © Kreisarchiv Rastatt

Obwohl die Ehe eine politisch gewollte Verbindung ist und aus der gerne zitierten Staatsraison zu Stande kam, entwickelt sich die Beziehung im Gegensatz zu vielen anderen zu einer sehr engen und sehr persönlichen. Das Gegenteil hatte der Markgraf ja mit dem Beispiel der eigenen Mutter erlebt. Aus der zunächst vorhandenen Zuneigung entsteht zumindest aus der Sicht der jungen Prinzessin eine Liebesbeziehung. Dies unterstreicht beispielsweise folgender Brief von Sibylla Augusta an ihren Mann. Sie schreibt am 26. Juni 1691: »Gestehe es aber Euer Gnaden, dass ich eine solche Lieb für ihn hab, die gewiss nicht größer sein kann und kann euer Gnaden nicht genug untertänigen Dank sagen, dass sie haben gnädigst erlauben wollen, dass wir

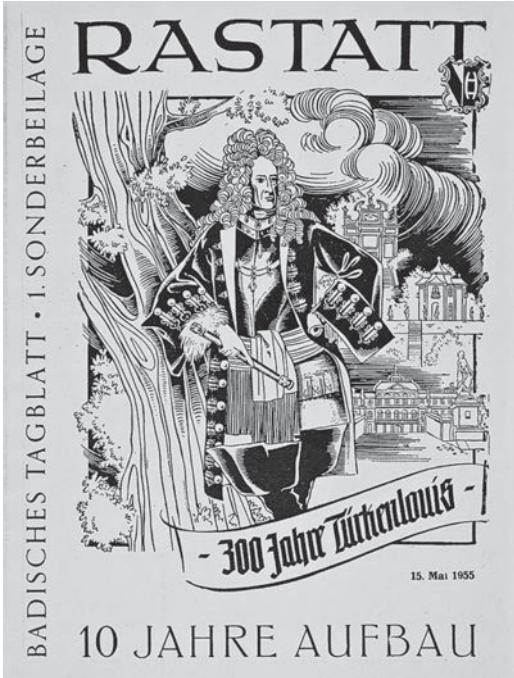
Das Gasthaus »Zum Türkenlouis« wurde in Rastatt 1895 eröffnet. Das Gebäude wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört und in der Architektur der 1950er Jahre wieder aufgebaut. Historische Postkarte, um 1905.
© Kreisarchiv Rastatt

einander haben, denn wenn ich nur bei ihm wäre, wäre ich der glückseligste Mensch auf der ganzen Welt.«[17]

Natürlich müssen wir uns vergegenwärtigen, dass dies eine 16-Jährige schreibt. Wichtig zu wissen ist aber auch, dass der Markgraf in den ersten Jahren dieser Ehe ständig unterwegs ist. Das ändert sich erst ab 1692, aber auch dann ist der Markgraf meist an fernen Orten, seine Frau aber sehr oft bei ihm und in seiner Nähe. Prinz Eugen schreibt dabei bewundernd an den Markgrafen: »Meine Hochachtung, wenn ich bitten darf, an Madame. Sie ist sehr kühn, sich nicht vor dem Lärm der Waffen zu fürchten.«

Das Paar ist häufig getrennt, das Weihnachtsfest können sie aber wieder zusammen verbringen. Das erste Kind, Prinz Leopold Wilhelm kommt am 28. November 1694 zur Welt, Leopold stirbt im Mai des Folgejahres. Im August 1696 kommt Prinzessin Charlotte auf Schloss Günzburg zur Welt, sie stirbt 1700, sie ist nicht einmal vier Jahre alt. Im Friedensjahr 1697 wird Karl Joseph geboren, aber auch er wird nur 5½ Jahre alt und stirbt in Schlackenwerth.

Bis zum Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges bleibt ein wenig Zeit, sich um den Besitz und die Herrschaft des Markgrafen zu kümmern. Ludwig Wilhelm lässt das teilzerstörte Neue Schloss für einen Aufenthalt herrichten. Den Winter 1697/98 verbringen beide in Wien, dort machen sie die Bekanntschaft mit dem Baumeister Domenico Egidio Rossi aus Fano. Rossi wird 1698 mit dem Bau eines Jagdschlosses in Rastatt beauftragt. Für das weitere Leben des Markgrafen und für Sibylla insbesondere zeichnete sich eine neue Lebensphase ab. Die Zeit der rastlosen Aufenthalte geht zu Ende. Rastatt wird 1700 zur Residenzstadt bestimmt.[18]



Titelblatt einer Beilage des Badischen Tagblatts in Rastatt zum 300. Geburtstag des Markgrafen, den die Stadt sehr aufwändig beging.
© Kreisarchiv Rastatt

Bis 1706 wird Sibylla Augusta neun Kinder zur Welt bringen, sechs davon überleben das Kindesalter nicht. Nur Ludwig Georg, der 1702 in Ettlingen zur Welt kommt, Maria Johanna, die 1794 bei Aschaffenburg geboren wird und der 1706 in Rastatt geborene Prinz August Georg erreichen das Erwachsenenalter. Allerdings stirbt Maria Johanna kaum 20 Jahre alt bei der Geburt ihres Kindes.

1705 können der Markgraf und die Markgräfin Räume im Südflügel des Schlosses beziehen. Allerdings kann der Markgraf sein Schloss nicht mehr in dem Maße genießen, wie er es geplant hatte. Über Jahre hinweg hat er den Bau des Schloss intensiv begleitet, forciert und natürlich beeinflusst. Davon zeugt die doch sehr dicht überlieferte briefliche italienisch-deutsche Konversation zwischen dem Markgrafen und seinem Architekten Rossi. Zu krank ist der Markgraf aber, er leidet an seiner Oberschenkelverletzung und an Gichtanfällen. Sein Zustand bereitet nicht nur seiner Ehefrau große Sorgen.

Am 4. Januar 1707 stirbt der Markgraf. Fast auf den Tag genau waren 17 Jahre vergangen, an dem er Sibylla Augusta zum ersten Male gesehen hatte. Ludwig Wilhelm wurde 51 Jahre alt.

Epilog

Außerhalb der badischen Landesgrenzen wird das Andenken an Ludwig Wilhelm nur sehr wenig gepflegt. Was vor allem an den Ereignissen der Jahre 1693 bis zu seinem Tode liegen mag, also an den Feldzügen gegen die Franzosen unter seinem Kommando. Diese verliefen bekanntermaßen ohne großen Schlachtensieg. Man sollte sich allerdings hüten, die Ereignisse mit Maßstäben zu beurteilen, die der Zeit um 1700 fremd waren. Die neuere Forschung, allen voran Dr. Max Plassmann, belegt aber, dass Ludwig Wilhelm durch taktisch kluges Verhalten gerade im defensiven Bereich sehr erfolgreich war. Das Rezept des Markgrafen in der Abwehr des militärisch weit überlegenen Gegners lag in der klugen Einteilung der eigenen Kräfte begründet. Er scheute unnötige Risiken und vor allem die offene Schlacht. Er teilte allerdings immer wieder kleinere Schläge aus, die in der Summe letztendlich sehr effektiv waren.

In Ungarn hatte er die Kampfweise von kleinen überschaubaren Gruppen, von Elitetruppen, kennen gelernt. Die Franzosen hatten dieser Taktik damals nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Zu schnell und zu flexibel waren diese Einheiten einzusetzen.

Ein meisterhafter Erfolg gelang mit einem verschanzten Lager bei Heilbronn 1693. Die-

Eher illustrativen Zwecken diente diese wunderbare Darstellung des Rastatter Schlosses im Zittauischen Tagebuch von 1798.
© Kreisarchiv Rastatt

ses Lager war so gut ausgewählt und aufgebaut worden, dass die Franzosen sich ohne weiteres Kampfgeschehen wieder zurück zogen und sich ihrerseits linksrheinisch verschanzten.

Als der Frieden 1697 von Rijswijk endlich geschlossen werden konnte, da standen die südwestdeutschen Stände ohne vorzeigbaren militärischen Erfolg da, aber, so urteilt Max Plassmann, sie standen noch. Immerhin. Auch das ist ein Verdienst des Markgrafen.[19]

Bis zu seinem Tod führt der Markgraf das Kommando am Oberrhein gegen die Franzosen, allerdings oft nur unter großen Schmerzen. Dies war sicher ein Grund dafür, dass in diesen Jahren kaum mehr ein Erfolg gelang, außer einem rein defensiven.

Wie wichtig dieses Abschreckungspotential war, zeigt die Entwicklung nach 1707. Die Franzosen überschreiten den Rhein. Die Lücke, die der Markgraf als Militärbefehlshaber am Oberrhein hinterlässt, ist nicht zu schließen.

Tragisch waren dagegen die letztendlich vergeblichen Bemühungen um eine Standeserhöhung. Bei der Wahl um die polnische Königskrone 1697 scheitert er, zu groß war die Anhängerschaft der Konkurrenz, das ist zum einen Prinz Conti und zum anderen August der Starke, der letztendlich mit seinem Einmarsch vollendete Tatsachen schafft und im September 1697 zum König von Polen ausgerufen wird.

Ludwig Wilhelm hat vieles geleistet, er wuchs ohne Mutter auf, er war Landesherr und Reichsfürst und er war einer der besten militärischen Befehlshaber, die das barocke Europa hervorgebracht hat. Was heute bleibt, das ist die Erinnerung an einen badischen Landesherrn, der an viele Orten Spuren hinterlassen hat und dessen militärische Erfolge für die europäische Geschichte bis heute von allergrößter Bedeutung sind.

Anmerkungen

1 Der Beitrag für die Badische Heimat fußt auf einem Vortrag, den der Verfasser für die Badische Heimat in Rastatt gehalten hat. Martin Walter ist gemeinsam mit Wolfgang Froese Herausgeber des Bandes »Der Türkenlouis. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und seine Zeit«. 2. Auflage, Gernsbach 2010.

2 Kreisarchiv Rastatt, Badisches Wochenblatt Nr. XX vom 21. August 1895.

3 Hinweis von Herrn Jürgen Hoffmann aus Baden-Baden an den Verfasser.

4 Hierzu genauer: Ferenc Szakály: Hungaria Eliberata. Die Rückeroberung von Buda im Jahr 1686 und Ungarns Befreiung von der osmanischen Herrschaft (1683–1718). Budapest 1986. Darin auch. Schilderungen der Schlachten bei Nis und Slankamen (Szalánkemén).

5 Vgl. hierzu: Christoph Rehm: Das Bild des Markgrafen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Daniel Hochrath und Christoph Rehm, Zwischen Sonne

und Halbmond. Der Türkenlouis als Barockfürst und Feldherr, Begleitband zur Ausstellung des WGM, Rastatt 2005, S. 126 ff.

6 Max Plassmann: Krieg und Defension am Oberrhein. Die vorderen Reichskreise und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1693–1706), (Historische Forschungen, Band 66), Berlin 2000.

7 Gerlinde Vetter: »… waß einem firsten gebirth zu lernen«. In: Wolfgang Froese/Martin Walter: Der Türkenlouis. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und seine Zeit. 2. Aufl. Gernsbach 2010.

8 Ebenda, Seite 12.

9 Otto Flake: Türkenlouis. Gemälde einer Zeit. Frankfurt 1987, S. 65 ff.

10 Uwe A. Oster: Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der »Türkenlouis«. Feldherr im Schatten von Prinz Eugen, Bergisch Gladbach 2001, S. 46.

11 In der Ernennungsurkunde von Kaiser Leopold vom 11. Juli 1676 heißt es: »Wir Leopold […] bekennen öffentlich, demnach des Hermann Markgrafens zu Baden […] deno anvertrautes Regiment […] resigniert, alss haben wir solches Regiment des Ludwig Markgrafen zu Baden […] Liebden gnädigst conferiert, uhndt erwehnte Ihre Liebden über selbiges Regiment zu Fuess für Unseren würklichen Obristen bestellt.« Zitiert nach Oster S. 62.

12 Marco Müller: Der Türkenlouis. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und die Türkenkriege. In: Wolfgang Froese/Martin Walter: Der Türkenlouis. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und seine Zeit. 2. Aufl. Gernsbach 2010.

13 Leonard Korth nennt beispielsweise diese Zahl. Die Arbeit von Leonard Korth: Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der Türkenlouis, erschien 1905 zum 250. Geburtstag des badischen Markgrafen. Die Schrift solle, wie der aus Bühl stammende Korth es etwas pathetisch in seinem Vorwort notierte, die Erinnerung an »einen der edelsten, wahrhaftigsten Menschen, einem der warmherzigsten Deutschen und einem der ruhmwürdigsten Heerführer« wachrufen.

14 Marco Müller: Der Türkenlouis. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und die Türkenkriege. In: Wolfgang Froese/Martin Walter: Der Türkenlouis. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und seine Zeit. 2. Aufl. Gernsbach 2010.

15 Ausführlich zur Schlacht von Slankamen berichtet Joachim Niemeyer: Die Schlacht bei Slankamen am 20. August 1691, in: Der Bote aus dem Wehrgeschichtlichen Museum 29, 1991, S. 36–40.

16 Zur Ehe des Markgrafen mit Sibylla vgl. auch: Martin Walter »… dass ich eine solche Lieb für ihn hab«. Die Ehe Ludwig Wilhelms mit Sibylla Augusta. In: Wolfgang Froese/Martin Walter: Der Türkenlouis. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und seine Zeit. 2. Aufl. Gernsbach 2010.

17 Ebenda.

18 Zu Domenico Egidio Rossi und dem Bau des Rastatter Schlosses ausführlich: Wolfgang Froese/Martin Walter: Schloss Rastatt, Schoss Favorite – Menschen, Geschichte, Architektur. Gernsbach 2011.

19 Max Plassmann: Krieg und Defension am Oberrhein. Die vorderen Reichskreise und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (1693–1706), (Historische Forschungen, Band 66), Berlin 2000.

Anschrift des Autors:
Kreisarchiv Rastatt
Martin Walter
Am Schlossplatz 5
76437 Rastatt

Banalisierung und Vereinnahmung

Das heutige Baden ist zwei Gefahren ausgesetzt: Banalisierung und Vereinnahmung. Banalisierung durch Reduktion auf Kulinarisches, auf Essen und Trinken. Vereinnahmung durch die im Rundfunk eingehämmerte Behauptung, wir seien »in Baden-Württemberg daheim«.

Heinrich Hauß

Großherzog Friedrich I. 1852/56–1907

»Monarch in Badens guter alter Zeit«

Michael Kitzing

Am 27. September 1907 verstarb Großherzog Friedrich I. auf der Insel Mainau, am 30. September erfolgte die Überführung des Leichnams zunächst mit dem Dampfboot nach Konstanz und von dort mit einem Sonderzug über Singen, Immendingen, Waldshut, Säckingen, Schopfheim, Lörrach, Freiburg und Offenburg in die Residenzstadt Karlsruhe. Bereits in Konstanz ertönte bei der Ankunft des Trauerschiffes Trauergeläut, Hafen und Bahnhof waren in schwarzem Flor eingehüllt, und eine Ehrenkompanie des dortigen Regiments erwies militärische Ehrungen, während der Gesangsverein einen Trauerchoral anstimmte. »Am Eingang des Bahnhofs war eine Trauerpforte errichtet, durch welche der Sarg getragen wurde. Am Nordende der Rheinbrücke entbot die Stadt in sinnigem Arrangement dem geliebten Fürsten einen letzten Scheidgruß«[1]. Eine ähnliche Zeremonie erfolgte auf allen anderen Stationen der letzten Fahrt des Großherzogs, bevor er schließlich am 3. Oktober in Karlsruhe für zwei Tage aufgebahrt wurde, um am 7. in der Residenz beigesetzt zu werden[2]. In den folgenden Tagen erschienen in fast allen Zeitungen umfangreiche Nachrufe, die Friedrich I. stets als einen bescheidenen, arbeitsamen und zugleich für jeden Untertan erreichbaren, wie auch sozial eingestellten Fürsten priesen[3]. In fast keinem Nachruf fehlte der Satz Friedrichs I. aus der Thronrede des Jahres 1860: »Ich konnte nicht finden, dass ein feindlicher Gegensatz sei, zwischen Fürstenrecht und Volksrecht. Ich wollte nicht trennen, was zusammengehört und sich wechselseitig ergänzt, Fürst und Volk unauflöslich vereint unter gemeinsam schützenden Banner einer in Wort und Tat geheiligten Verfassung. Ich spreche gerne die Zuversicht aus, dass es keinem Versucher gelingen wird, dieses beglückende Band zwischen Fürst und Volk zu lockern«[4]. So zeigte sich die Presse überzeugt, dass es Friedrich gelungen sei, die Liebe und Ehre aller Volksstämme zu erringen und durch den steten Verkehr mit allen Volksschichten bewiesen zu haben, dass er auch in der Tat keinen Unterschied zwischen Fürstenrecht und Volksrecht kenne. Diese Würdigung war keineswegs nur der pflichtschuldige Nekrolog für einen verstorbenen Landesfürsten, sondern entsprach durchaus der Überzeugung vieler badischer Landeskinder. So finden sich derartig überschwängliche Nachrufe keineswegs nur in nationalliberalen Blättern, sondern auch im katholisch geprägten Badischen Beobachter, ja selbst von Seiten der badischen Sozialdemokratie wurde dem verstorbenen Herrscher Respekt entgegengebracht. An der Kondolenzanschrift des Landtages beteiligte sich die SPD zwar nicht, doch nahmen mit Wilhelm Kolb und Ludwig Frank die beiden maßgeblichen Köpfe der badischen Sozialdemokraten, sehr zur Verärgerung ihrer Reichspartei, an der Beisetzung des verstorbenen Monarchen teil[5]. Die intensive Anteilnahme breiter Schichten der Bevölkerung belegt nicht zuletzt die Tatsache, dass zwischen dem dritten und fünften Oktober, als Friedrich I. in der evangelischen Schlosskirche aufgebahrt wurde, über 20 000 Menschen

am Sarg vorbei defilierten und dem Herrscher die letzte Ehre erwiesen.

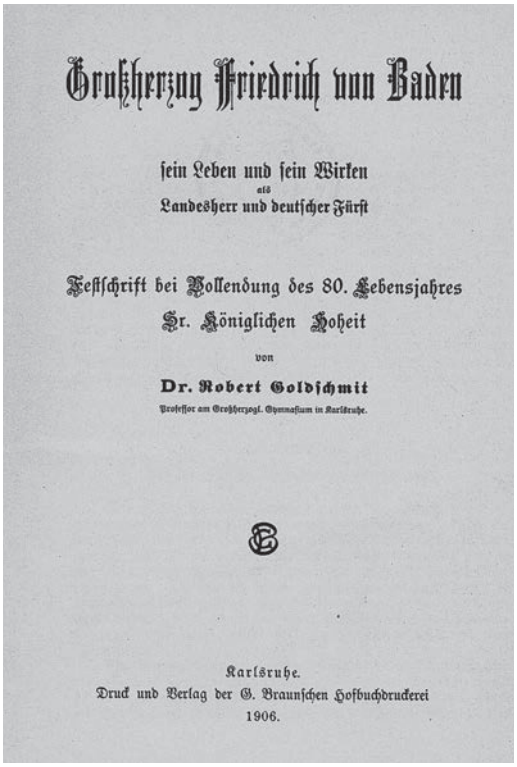
Im Folgenden soll nun ein knapper Blick auf das Lebenswerk Friedrichs I. geworfen und dargelegt werden, warum gerade dieser Herrscher so sehr das Ansehen und die Liebe seiner Untertanen gewonnen hatte und seine Regierungszeit für Baden als so etwas wie »die gute alte Zeit« angesehen werden konnte.

Großherzog Friedrich wurde 1826 als zweiter Sohn des Markgrafen und nachmaligen Großherzogs Leopold geboren und erhielt seine militärische Ausbildung zunächst in Wien, bevor er an den Universitäten Heidelberg und Bonn gemeinsam mit seinem älteren Bruder Ludwig studierte[6]. Gerade im Zusammenhang mit seinen Studien wurde Friedrich I. nachhaltig durch liberal-konstitutionelles Gedankengut geprägt, namentlich Ludwig Häusser in Heidelberg und Friedrich Christoph Dahlmann in Bonn gehörten zu den akademischen Lehrern des späteren Großherzogs und haben dessen liberales Weltbild wesentlich beeinflusst. In die Heidelberger Studienzeit fällt schließlich auch die Bekanntschaft mit Franz von Roggenbach, der später zu einem der engsten Vertrauten des Großherzogs, insbesondere in den Jahren der neuen Ära, aufsteigen sollte. Bereits schon während des Studiums wurde darüber hinaus das breite Interesse des Herrschers an Naturwissenschaften und Kunst erkennbar.

Während der badischen Revolution hatte Friedrich ein kleineres Truppenkommando inne, wurde jedoch nicht in Baden eingesetzt, so dass er später verhältnismäßig unbelastet an sein Herrscheramt herantreten konnte. Bereits seit 1845 zeichnete sich die fortschreitende Geisteskrankheit seines Bruders Ludwig ab, so dass dieser zwar 1852 seinem Vater als Großherzog folgte, gleichwohl Friedrich von Beginn an als Regent die Regierungsgeschäfte wahrgenommen hat. 1856 konnte Friedrich, sogar noch zwei Jahre vor dem Tod des Bruders, das Amt des Großherzogs übernehmen.

Bei seinem Amtsantritt sah sich Friedrich vor eine enorme Herausforderung gestellt: Nachdem das Land 1848/49 durch die Revolution erschüttert worden war, konnte dieses noch keineswegs als befriedet angesehen werden, insbesondere die Niederschlagung der Erhebung von 1849 durch preußische Waffenhilfe stellte ein förmliches Trauma dar, wie auch die wirtschaftliche Krise der fünfziger Jahre, die in erster Linie eine Krise der Landwirtschaft darstellte: Infolge von Missernten erreichte die Auswanderung in der ersten Hälfte der 1850er Jahre einen neuerlichen Höhepunkt[7]. Unmittelbar mit dem Amtsantritt Friedrichs als Regent wurde jedoch die Chance für einen politischen Neuanfang wahrgenommen: Eine der ersten Amtshandlungen des neuen Regenten war die Aufhebung des Kriegszustandes im Herbst 1852; in den Jahren 1857 und 1861 folgten schließlich umfassende Amnestiegesetze, in die alle Revolutionsteilnehmer eingeschlossen wurden[8].

Belastet wurden die ersten Regierungsjahre des neuen Großherzogs jedoch insbesondere durch einen Konflikt mit der katholischen Kirche, bei der es dieser darum ging, die Fesseln des staatskirchlichen Systems abzuwerfen und sich einer Bevormundung durch den protestantischen Herrscher zu entziehen[9]. Zur Regelung dieses Konfliktes hatte das konservative Ministerium Meysenbug mit dem Freiburger Erzbischof und der römischen Kurie eine Konvention ausgehandelt, die die Rechte der Kirche erweitern sollte, indem dieser mehr Mitspracherechte in ihrer eigenen Vermögensverwaltung, bei der Ausbildung der Priester und schließlich bei der Stellenbesetzung gegeben werden sollten. Das Zu-



Großherzog Friedrich von Baden

sein Leben und sein Wirken
als
Landesherr und deutscher Fürst

Festschrift bei Vollendung des 80. Lebensjahres
Sr. Königlichen Hoheit

von

Dr. Robert Goldschmit
Professor am Großherzogl. Gymnasium in Karlsruhe.

Karlsruhe.
Druck und Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei
1906.

Bild Großherzog Friedrich I. und Großherzogin Luise im Jahr 1956 sowie Deckblatt von Robert Goldschmit: Großherzog Friedrich v. Baden. Sein Leben und Wirken als Landesherr und deutscher Fürst. Festschrift bei Vollendung des 80. Lebensjahres Seiner Königlichen Hoheit. Karlsruhe 1906.

sammenrücken mit der katholischen Kirche »folgte damit einem in Deutschland in den 1850er Jahren zu verzeichnenden Trend: Den Schulterschluss mit den Kirchen zu suchen, die als ein antirevolutionäres, die Reaktionspolitik stützendes Bollwerk betrachtet wurden[10].« Jedoch sollte dieser Versuch scheitern und vielmehr den Startschuss für die nationalliberale Ära Badens darstellen: Denn nur kurze Zeit nach Bekanntwerden des Konkordatsentwurfes kam es im November 1859 in Durchlach zu einer Protestkundgebung, auf der sich knapp vierhundert Liberale versammelten, um gegen die aus ihrer Sicht zu weitgehenden Zugeständnisse an die katholische Kirche zu protestieren[11]. Dieser »Macht der Finsternis«, so die liberale Diktion der Zeit, dürfe keinesfalls ein derart weitgehender Einfluss wie im Konkordatsentwurf vorgesehen, auf Staat und Gesellschaft zugesprochen werden.

Die Durlacher Versammlung bildete schließlich die Grundlage für ein nun wieder verstärktes Engagement der Liberalen in der badischen Landespolitik, zumal es auch im deutschen und europäischen Umfeld, bedingt durch den Thronwechsel in Preußen und den Zusammenbruch des neoabsolutistischen Systems in Österreich zu politischem Tauwetter kam. Bei der Abstimmung über das Konkordat im Landtag wurde dieses mit 15 gegen 45 Stimmen abgelehnt, was Friedrich I. maßgeblich unter dem Einfluss seines Studienfreundes Roggenbach, nunmehr zu einen vollständigen Kurswechsel veranlasste: Das konservative Ministerium Meysenbug, das noch Überlegungen angestellt hatte, das Konkordat auch gegen das Votum der Kammer zum Vollzug zu bringen, wurde verabschiedet und an dessen Stelle der parlamentarische Führer der bisherigen liberalen Opposition August Lamey zusammen mit Anton v. Stabel in die Regierung berufen. Damit wurde ein entscheidender Schritt vom konstitutionellen

System des Vormärz, bei dem die Minister nur vom Vertrauen des Monarchen abhängig waren und im Notfall auch gegen den ausdrücklichen Willen der Kammer ernannt werden konnten, hin zum parlamentarischen System, bei dem das Ministerium genau diesen Rückhalt der Kammer benötigt, vollzogen. Bemerkenswert ist dabei:»nicht die Schwäche des Monarchen oder gar sein gänzlicher Ausfall wie in England unter Georg IV. oder … nach dem Tode König Wilhelms in Württemberg … schlug die Presche durch welche die Parlamentsmacht in die Administration hinein drang, um sich diese sodann zu eigen zu machen. Hier – in Baden – war es am Ende die Entscheidung des Monarchen selbst, welche die Verwandlung herbeiführte«[12]. Wenn auch Friedrich I. in späteren Jahren wieder davon abgekommen ist, führende Parlamentarier in die Regierung zu berufen, so standen an der Spitze der Verwaltung fortan gleichwohl nur noch Politiker, die in ihren politischen Grundüberzeugungen weitgehend mit der von den Nationalliberalen geführten Kammermehrheit übereinstimmten. Damit markiert das Jahr 1860 den Beginn der bis zum Ende des Ersten Weltkriegs andauernden nationalliberalen Ära Badens, wobei es sicherlich das Verdienst des Ministeriums Stabel – Lamey war, innerhalb nur weniger Jahre ein umfassendes Reformpaket zu verabschieden, das Baden unter der Herrschaft Friedrichs I. zu dem »Musterländle« werden ließ.

Zu den zentralen Gesetzesvorhaben, die in den 1860er Jahren verabschiedet wurden, gehörten in den Jahren 1863/64 umfassende Reformen im Bereich der Justiz. So wurden die Straf- und Zivilprozessordnung neu gefasst und ein neues Polizeistrafgesetz in Kraft gesetzt. Vor allem aber kam es zur Trennung von Justiz und Verwaltung nunmehr auch auf der untersten Ebene durch die Einrichtung von insgesamt 66 Amtsgerichten[13]. Zudem wurde 1863 eine eigene Verwaltungsgerichtsbarkeit geschaffen. Diese stand im Zusammenhang mit einer umfassenden Verwaltungsreform: »Der Wunsch nach einer Reform unserer inneren Staatsverwaltung ist nicht erst in jüngster Zeit lebendig geworden, sondern seit einer Reihe von Jahren haben einsichtige Stimmen es als ein Bedürfnis erkannt, die Verwaltung mit der fortwährenden Entwicklung unseres Verfassungslebens in Einklang zu bringen …[14]«. Diesem »Drängen nach Reform« kam die Regierung nunmehr nach, indem sie die Mitspracherechte der Bürger nicht mehr nur auf Ebene des Landes und der Gemeinden stärkte, sondern auch die Selbstverwaltungsrechte der Bürger auf der Mittelebene, d. h. auf der Ebene der Kreise, einführte. So kam es zur Auflösung der bislang vier Kreisregierungen. An ihre Stelle traten nunmehr elf kleinere Kreise, bestehend aus je drei bis sechs Amtsbezirken, die in etwa mit den heutigen Landkreisen vergleichbar sind. Diese verfügten über einen eigenen Haushalt; an ihrer Spitze stand ein so genannter Kreisausschuss, der von einer von Seiten der Bürger gewählten Kreisversammlung bestimmt wurde. Die Kreisversammlungen tagten jeweils im Herbst und hatten umfassende Mitspracherechte, u. a. in Infrastrukturfragen, bei der Errichtung von Sparkassen, auch bei der Errichtung sozialer Anstalten (Waisenhäuser, Armenhäuser, Rettungsanstalten usw.) sowie schließlich bei der Verteilung der Gemeindelasten und in Finanzfragen des Kreises. Wenn die Kreisversammlung nicht im Plenum zusammentrat, wurden ihre Geschäfte durch den Kreisausschuss geführt, an dessen Spitze der Kreishauptmann stand, der von der Regierung ernannt wurde und das Scharnier zwischen Bürokratie und lokaler Selbstverwaltung darstellte[15]. Mit der Durchführung

der Verwaltungsreform wurden, Jürgen Maciejewski hat dies in seiner umfangreichen Dissertation treffend dargelegt, die Konsequenzen aus der massiven und durchaus berechtigten Kritik an korrupten und in vielen Fällen überforderten Beamten, die während des Vormärz artikuliert worden und in den Amtmannvertreibungen im Frühjahr 1848 handgreiflich zum Ausdruck gekommen war, gezogen.

In den späten sechziger Jahren, nunmehr schon nicht mehr unter August Lamey, sondern seinem Nachfolger Julius Jolly, kam es zu weiteren innenpolitischen Reformen, die letzten Endes zu einer stärkeren Liberalisierung und Demokratisierung des gesamten politischen Systems führten. So kam es zwischen 1867 und 1870 zur Einführung des geheimen statt bisher öffentlichen Wahlrechtes, genauso wie es sich nunmehr um ein allgemeines Männerwahlrecht handelte, bei dem Zensusbestimmungen, die noch in der Verfassung von 1818 festgeschrieben wurden, fallen gelassen wurden. Zudem wurde das Alter für das passive Wahlrecht von dreißig auf fünfundzwanzig herabgesetzt. Die Rechte der Kammer wurden gestärkt: Dieser wurde vollständige Geschäftsordnungsautonomie gewährt, genauso wie die Zweite Kammer das Recht der Gesetzesinitiative erfolgreich für sich beanspruchen konnte. Bis dahin war es der Kammer lediglich gestattet gewesen, mit so genannten Motionen, d. h. der Bitte um einen Gesetzesentwurf an den Landesherrn heranzutreten. Als Stärkung der rechtsstaatlichen Strukturen kann das 1868 verabschiedete Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit verstanden werden: Zwar war bereits in der Verfassung von 1818 der Kammer prinzipiell das Recht eingeräumt worden, einen Minister wegen eines etwaigen Verfassungsbruchs anzuklagen, doch war diese Chance praktisch nicht gegeben, da

Friedrich I., Traueranzeige der Singer Nachrichten 227/ 28. September 1907

das entsprechende Ausführungsgesetz eben erst jetzt, fünfzig Jahre nach Verkündung der Verfassung, verabschiedet wurde.

Hatten die Reformen der 1860er Jahre zu einem ersten Liberalisierungs- und Demokratisierungsschub geführt, so sollte es 1904, also noch während der Amtszeit Friedrichs I., zu einer zweiten großen Verfassungsreform kommen[16]: Nunmehr kam es auch zu einer Reform der Ersten Kammer, d. h. der Adelskammer, in der berufsständische Elemente verstärkt wurden. Auch die Zahl der Landtagswahlkreise wurde von 63 auf 73 erhöht, während gleichzeitig das indirekte Wahlverfahren abgeschafft wurde. Durch die Erhöhung der Zahl der Wahlkreise wurde die Benachteiligung ländlich-katholischer gegenüber protestantisch städtischer Wahlkreise

aufgehoben oder doch wenigstens relativiert. Die Einführung der direkten Wahl nahm schließlich der Verwaltung, insbesondere den Amtmännern die Chance, die Wahlmänner bei der Abgeordnetenwahl zu beeinflussen und muss somit als wesentlicher Demokratisierungsschritt gewertet werden.

Ebenfalls in die Reformperiode der sechziger Jahre fällt das Gesetz über die Gleichberechtigung der Juden (1863), so dass die Emanzipation des Judentums nach über sechzig Jahren endgültig abgeschlossen war – Friedrich I. war es schließlich, der mit Moritz Elstätter erstmals einen Juden als Finanzminister berief. Auch darüber hinaus hat Großherzog Friedrich Kontakt mit Theodor Herzl, dem Autor des Buches »Der Judenstaat« gepflegt und versucht, dessen Anliegen, die Gründung eines jüdischen Staates in Palästina, durch Vermittlung bei Kaiser Wilhelm II. zu unterstützen[17].

Als überaus gespannt gestalteten sich jedoch die Verhältnisse zur katholischen Kirche, war es doch das erklärte Ziel der liberalen Regierung der sechziger Jahre, den kirchlichen, ihrer Ansicht nach reaktionären, Einfluss auf das Bildungswesen zurückzudrängen. In diese Richtung zielte bereits 1864 die Verabschiedung des Schulaufsichtsgesetzes, in dem den Ortsgeistlichen die bisher geübte Schulaufsicht entzogen wurde. Diese sollte nun durch so genannte Ortsschulräte wahrgenommen werden, denen neben dem Geistlichen, Bürgermeister, Lehrer und gewählte Ortsschulräte angehören sollten. Selbstverständlich traf dieses Gesetz auf den massiven Widerstand der erzbischöflichen Kurie in Freiburg, die einerseits Petitionen gegen das Gesetz in Gang setzte, andererseits die Gläubigen zum Boykott der Ortsschulratswahlen aufrief. Mit Erfolg – in vielen Gemeinden konnten die Ortsschulräte nicht besetzt werden, weil schlicht nicht gewählt wurde. Zugleich bildete das Schulaufsichtsgesetz auch den Ausgangspunkt für die Formierung einer katholischen Oppositionsbewegung, die zunächst einmal in so genannten wandernden Casinos (Versammlungen) gegen das Schulaufsichtsgesetz protestierte und die sich schließlich ab 1869 in der Katholischen Volkspartei formierte[18]. Den Widerstand der Katholiken rief auch die Einführung des so genannten Kulturexamens unter Innenminister Jolly hervor. In diesem wurde festgelegt, dass die Ausbildung der Priester zukünftig nicht mehr allein der Kirche überlassen werden dürfe, sondern sich sämtliche Priesteranwärter einer Prüfung vor einer staatlichen Kommission in den Weltanschauungsfächern Geschichte, Philosophie und deutsche Literatur unterziehen sollten. Selbstverständlich war die erzbischöfliche Kurie nicht bereit, dieses Gesetz zu akzeptieren und untersagte allen Priesteramtskandidaten, sich der staatlichen Prüfung zu unterziehen. Damit war der Priesternachwuchs auf Jahre gefährdet – gleichwohl hat Bistumsverweser Lothar Kübel im Priesterseminar St. Peter im Jahr 1874 eine ganze Reihe von Jungpriestern geweiht, worauf der Staat mit Haft- und Geldstrafen gegen den Bistumsverweser und die Jungpriester reagierte. Darüber hinaus kam es 1867 bzw. 1876 zur Einführung der fakultativen bzw. obligatorischen Simultanschule. Dies bedeutete, dass in gemischt konfessionellen Gebieten die bisherigen Konfessionsschulen in Gemeinschaftsschulen beider Konfessionen umgewandelt wurden. Auch die beginnenden siebziger Jahre waren, nicht zuletzt bedingt durch die Entwicklung in Preußen, geprägt durch kulturkämpferische Auseinandersetzungen, die u. a. in der Einführung des zivilen Standesregisters, der Zivilehe, des Kanzelparagrafen und dem Altkatholikengesetz ihren Nie-

derschlag fanden[19]. Erst in den 1880er Jahren klang die kulturkämpferische Stimmung sehr allmählich ab, immerhin erklärte sich die Regierung zur Abschaffung des Kulturexamens bereit, die staatliche Prüfung wurde fallengelassen. Es genügte bei den Priesteramtsanwärtern der Nachweis des Besuchs von Lehrveranstaltungen in den entsprechenden Fächern an einer der Landesuniversitäten.

Mit Blick auf die Grenzlage Badens am Oberrhein musste in der Außenpolitik Friedrich I. an einer Stärkung der Bundesgewalt gelegen sein[20]. »Frühzeitig hat er sich dabei zu der Überzeugung durchgerungen, dass die Führung Deutschlands durch Preußen notwendig sei, wobei er allerdings voraussetzte, dass sich dieses Preußen durch liberale Reformen einer solchen Führung würdig erweisen müsse«[21]. Auch die verwandtschaftlichen Bindungen wiesen nach Preußen: Durch die Hochzeit mit Prinzessin Luise war Friedrich Schwiegersohn des preußischen Königs Wilhelm I., für den er stets ein hohes Maß an Verehrung empfand, gleichwohl aber durch die von ihm abgelehnte Politik Bismarcks bisweilen in schwere Differenzen geriet. So stellte der eiserne Kanzler für Friedrich, der selbst »Staatsmann aus ehrlicher nationaler und liberaler Grundüberzeugung war, den Verderber der wahren preußischen Sendung dar«[22]. Als Schwiegersohn Wilhelms I. hat Friedrich den österreichischen Reformversuchen auf dem Frankfurter Fürstenkongress abwartend gegenüber gestanden. Gleichwohl musste Friedrich unter dem Druck der öffentlichen Meinung 1865 seinen ebenfalls preußenfreundlichen Außenminister Roggenbach entlassen und durch einen pro-österreichischen Minister ersetzen, ja im darauf folgenden Jahr im deutschen Bruderkrieg an der Seite Österreichs teilnehmen. Dieser endete für Baden und Württemberg in einer Niederlage bei Tauberbischofsheim und hatte schon bald einen neuerlichen Meinungsumschwung zur Folge: Baden trat nunmehr aus dem Deutschen Bund aus, Friedrich ernannte ein neues pro-preußisches Ministerium und verband sich schließlich in den so genannten Schutz- und Trutzbündnissen mit der norddeutschen Führungsmacht. Diese hatten schlussendlich die Reform des badischen Militärs nach preußischen Vorbild und unter Leitung eines preußischen Generals zur Folge, genauso wie auch die Reform der höheren Lehranstalten durch

Festgabe Robert Goldschmit: Großherzog Friedrich v. Baden. Sein Leben und Wirken als Landesherr und deutscher Fürst. Festschrift bei Vollendung des 80. Lebensjahres Seiner Königlichen Hoheit. Karlsruhe 1906.

einen preußischen Beamten vollzogen wurde. Bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges war es schließlich die badische Regierung, die den von Bayern und Württemberg betriebenen Südbund verhinderte und den Anschluss an den Norddeutschen Bund anstrebte. Freilich musste dies Bismarck mit Rücksicht auf Frankreich ablehnen.

Die Jahre 1870/71 »zeigten Friedrich auf der Höhe seiner deutsch-nationalen Mission[23]«; so wurden das badische und württembergische Armeekorps dem preußischen Oberbefehl unterstellt und schließlich die badischen Truppen in das XIV. preußische Armeekorps eingegliedert. Zudem verzichtete Baden, anders als Bayern und Württemberg, bei der Gründung des Reiches auf so genannte Reservatrechte (Sonderrechte), genauso wie Friedrich I. »die deutschen Fürsten zu gemeinsamen Schritten in der Kaiserfrage zusammenführte, so dass schon die Zeitgenossen mit Recht in ihm einen der Väter des Deutschen Reiches sahen«[24]. So war es auch Friedrich I., der die Diskussion über den künftigen Titel seines Schwiegervaters beendete, indem er im Spiegelsaal von Versailles das Hoch auf »Kaiser Wilhelm« ausbrachte. – Hatte sich Friedrich I. somit bei der Gründung des Deutschen Reiches insbesondere engagiert, so musste er erkennen, dass er nur wenig Spielraum mit Blick auf die Ausgestaltung der Reichspolitik haben sollte. Hier blieb die Rolle Badens marginal, so dass auch in nationalliberalen Kreisen die zunehmend zentralisierende Tendenz der Reichsverfassung beklagt wurde.

Freilich hatte die Reichsgründung auch die Einbeziehung des Elsaß in das Reich zur Folge, wodurch Baden nun nicht mehr Grenzland war und einen wirtschaftlichen Aufschwung nehmen konnte, der ebenfalls schon durch die wirtschaftspolitischen Reformen der 1860er Jahre vorbereitet war. Insbesondere war es im Jahr 1862 zur Einführung der Gewerbefreiheit gekommen gemäß der, so ein zeitgenössischer Kommentator, »jeder nach seinen Kräften sich einer Tätigkeit zuwenden durfte, von der er sich glaubte ernähren zu können«, während jetzt die bis dahin noch immer geltenden letzten Beschränkungen des Zunftzwanges aufgehoben wurden[25]. Gleichzeitig kam es zur Einführung der Freizügigkeit und damit verbunden dem Recht, sich an jedem Ort des Landes niederlassen zu dürfen. Die Einführung von Gewerbefreiheit und Freizügigkeit wirkten sich positiv auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes aus. So stellt die Regierungszeit Friedrichs I. eine Periode umfassenden Wachstums dar, von dem insbesondere natürlich Mannheim profitierte: »Die Stadt mit dem Rheinhafen und als Knotenpunkt verschiedener Eisenbahnlinien wurde zur dynamischen Industriemetropole des Landes. Hier wuchsen neben traditionellen Betrieben der Textil- und Nahrungsmittelbranche vor allem große Maschinenbaufirmen, die am Eisenbahnbau ebenso mächtig verdienten wie am Markt für Investitionsgüter. Am Oberrhein und am Hochrhein, im Wiesental und am Bodensee florierten zahlreiche Textilbetriebe der Baumwoll- und Seidenverarbeitung[26]«. Die Zahl der erfolgreichen Betriebe in diesen Jahren ließ sich beliebig erweitern. Man könnte gleichermaßen auf die Nähmaschinenfabrik Gritzner in Durchlach wie auch auf den Lokomotiven- und Wagonbau in Karlsruhe hinweisen oder auf das bis dahin weitgehend unbedeutende Städtchen Singen, das an einem Eisenbahnknotenpunkt gelegen, durch die Ansiedlung der Maggi-Werke sowie der Georg Fischer AG innerhalb nur weniger Jahre von einem unbedeutenden Dorf zum regionalen Oberzentrum aufstieg.

Einhergehend mit der Industrialisierung erfolgten in der Zeit Friedrichs I. auch um-

fassende Investitionen in das Infrastrukturwesen, um die rasant anwachsenden Städte mit ihrem Hinterland zu verbinden. So entstanden u. a. neben den Hauptlinien (darunter 1873 die Schwarzwaldbahn) eine Fülle von kleineren Bahnstrecken wie die Höllentalbahn, die Wiesental-, Murg- oder Eltztalbahn. Eine Blüte erlebten in der Regierungszeit Friedrichs I. auch die Elektrotechnik, das Schwarzwälder Uhrengewerbe und der Automobilbau, für das Carl Benz 1886 das Patent für den ersten »Selbstfahrwagen« der Welt erhielt und seine Firma bereits um 1900 fünfhundertsiebzig Autos im Jahr produzierte. Dem Aufstieg der Wirtschaft entsprach auch das soziale Verständnis des Großherzogs: »Den in den Fabriken beschäftigten Arbeitern widmete er eine früher nicht gekannte Fürsorge[27]«. So nahm der badische Staat eine Vorreiterrolle in der Arbeitsschutzgesetzgebung ein, die u. a. in einem Verbot der Fabrikarbeit für Kinder unter 12 Jahren zum Ausdruck kam, genauso wie die Arbeitszeit für Kinder unter 16 Jahren auf sechs Stunden begrenzt wurde und zur Durchsetzung der Arbeitsschutzbestimmungen Baden als erster Staat des Deutschen Reiches eine entsprechende Gewerbeaufsicht schuf[28]. Eine Festschrift aus dem Jahr 1902 betont ausdrücklich, dass sich Großherzog Friedrich nicht darauf beschränkte, diese Gesetze zu erlassen, sondern selbst wiederholt Betriebsbesichtigungen vorgenommen hat, bei denen er ein lebhaftes Interesse an der Lage der Arbeiter und an der Verbesserung von deren Situation gezeigt habe.

Ein ebenfalls großes Interesse zeigte Friedrich I. auch an der Förderung der Kulturpolitik, die nur mit wenigen Schlagworten umrissen werden kann[29]. Genannt sei hierbei die Erhebung des Karlsruher Polytechnikums zur Technischen Hochschule mit Promotions- und Habilitationsrecht. Auch wurden nach Karlsruhe bedeutende Persönlichkeiten wie der Physiker Heinrich Hertz und der Chemiker Fritz Haber berufen. Darüber hinaus erfolgte unter Friedrich I. die Gründung zahlreicher Fachschulen u. a. in Karlsruhe eine Schule für Bau- und Kunstgewerbe, eine Schule für die Metallindustrie in Pforzheim und schließlich eine Uhrmacherschule in Furtwangen. Besondere Aufmerksamkeit erhielt auch die Förderung von Frauen. So kam es in der Regierungszeit Friedrichs I. zur Gründung des ersten Mädchengymnasiums in Karlsruhe, genauso wie die Universität Freiburg ab 1898 Frauen zum Studium zuließ. Auf dem Gebiet der Kunst darf die Förderung der Bühnenkunst wie auch der Malerei durch den Großherzog nicht unerwähnt bleiben. Insbesondere Hans Thoma wurde durch Großherzog Friedrich I. unterstützt. Von Seiten der Universitäten erhielt vor allem Heidelberg die Aufmerksamkeit des Großherzogs, aber auch die Universität Freiburg erlebte seit den 1880er Jahren einen bemerkenswerten Aufstieg. Noch ein Jahr vor dem Tod Friedrichs I. erfolgte die Grundsteinlegung für den Neubau der Kollegiengebäude der Universität.

So ergibt die Regierungszeit Friedrichs I. tatsächlich das Bild eines blühenden Baden. Durch grundlegende Reformen in den sechziger Jahren – auch wenn man den schweren Konflikt mit dem katholischen Bevölkerungsteil keineswegs außer Acht lassen darf – wurde gleichwohl die Entwicklung zum liberalen Musterländle geschaffen, wobei die Reformen langfristig insbesondere auf wirtschaftlichem Gebiet wie auch in der Wissenschaft Früchte getragen haben, so dass der Präsident der Zweiten Kammer durchaus zu Recht resümieren konnte: »Ein großer inhaltsreicher und gesegneter Abschnitt der Geschichte findet mit dem Tode dieses edlen und

von seinem Volk hoch verehrten und innig geliebten Fürsten seinen Abschluss«[30].

Literatur

1 Singener Nachrichten 230/02.10.1907.

2 Zur Beisetzung Großherzog Friedrichs I. Leonhard Müller: Der letzte Paladin: Zum Tod des Großherzogs Friedrich I von Baden 1907, in: Badische Heimat 87(2007) S. 396–402.

3 Exemplarisch der Nachruf in: Singener Nachrichten 227/28.09.1907; Singener Nachrichten 230/02.10.1907.

4 Zit. nach Singener Nachrichten 227/28.09.1907.

5 Müller: Der letzte Paladin (wie Anm. 2) S. 396. Zum Folgenden ebd.

6 Trotz einer Fülle von Einzelstudien besteht bislang keine umfangreiche moderne wissenschaftliche Biografie zu Friedrich I. Im Folgenden sei daher grundsätzlich verwiesen auf: Uwe A. Oster: Die Großherzöge von Baden 1806–1918. Regensburg 2007, S. 156–208; Wolfram Becherer: Großherzog Friedrich I. von Baden (1826–1907), in: Der Riegeler Almanach 17 (2007), S. 37–41; Peter Walther Fuchs: Studien zu Großherzog Friedrich I. von Baden. Stuttgart 1985.

7 Zum Thema Auswanderung vgl. die Studie von Alexandra Fies: Die badische Auswanderung im 19. Jahrhundert nach Nordamerika unter besonderer Berücksichtigung des Amtsbezirks Karlsruhe zwischen 1880/1914. Karlsruhe 2010.

8 Zur Amnestiepolitik vgl. Wolfgang Piereth: Bestrafen, Verzeihen oder Vergessen? Amnestiepolitik und Revolutionsbewältigung in Baden nach 1849, in: Politische Gefangene in Südwestdeutschland/herausgegeben vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Verbindung mit der Landeshauptstadt Stuttgart. Tübingen 2001, S. 101–144.

9 Schöne Zusammenfassung des Konfliktes bei Wolfgang Hug: Geschichte Badens. Stuttgart 1992. S. 259–260.

10 Frank Engehausen: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918. Leinfelden-Echterdingen 2005, S. 121.

11 Zur im Folgenden dargestellten liberalen Wende des Jahres 1859 und den sich hieran anschließenden Reformgesetzen vgl. Engehausen: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden (wie Anm. 10), S. 121 ff.; Hug: Geschichte Badens (wie Anm. 9), S. 261–264; Robert Goldschmit: Geschichte der Badischen Verfassungsurkunde 1818–1918. S. 113 ff.; Lothar Gall: Der Liberalismus als regierende Partei. Das Großherzogtum Baden zwischen Restauration und Reichsgründung. Wiesbaden 1968, sowie neuerdings Hans-Peter Becht: Badischer Parlamentarismus 1819–1870. S. 718 ff.

12 Hartwig Brandt: Zwischen Konstitutionalismus und Parlamentarismus. Baden vor der Reichsgründung in: Ernst Otto Bräunche/Thomas Schnabel (Hrsg.): Die Badische Verfassung von 1818. Südwestdeutschland auf dem Weg zur Demokratie. Ubstadt-Weiher 1996. S. 51–66 hier: S. 60.

13 Zur Gründung der Amtsgerichte vgl. Detlev Fischer: 150 Jahre Badische Amtsgerichte. Karlsruhe 2007.

14 Verhandlungen der Zweiten Badischen Kammer 1861/63, 6. Beiheft S. 545 f., vgl. auch: Jürgen Maciejewski: Amtmannsvertreibungen in Baden im März und April 1848. Bürokratiekritik, bürokratiekritischer Protest und Revolution von 1848/49. Frankfurt/Main 2010. S. 444 f.

15 Maciejewski: Amtmannsvertreibungen (wie Anm. 14), S. 446 f. – Hier auch zum Folgenden.

16 Hans Fenske: Endlich auf neuen Wegen. Die Verfassungsreform von 1904 und 1906, in: Otto Borst (Hrsg.): Ein Jahrhundert beginnt. Baden und Württemberg 1900–1914. Stuttgart 1996. S. 55–68; vgl. zudem: Engehausen: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden (wie Anm. 10), S. 176 ff.

17 Zusammenfassend bei Oster: Die Großherzöge von Baden (wie Anm. 6), S. 179–181.

18 Zum Beginn des Kulturkampfes und der Gründung der Katholischen Volkspartei zuletzt Engehausen: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden (wie Anm. 10), S. 128–131; Wolfgang Hug: Kleine Geschichte Badens. Stuttgart 2006, S. 132 f.; sowie grundsätzlich zum Kulturkampf: Josef Becker: Liberaler Staat und Kirche in der Ära von Reichsgründung und Kulturkampf. Geschichte und Strukturen ihres Verhältnisses in Baden 1860–1876. Mainz 1973.

19 Zu »Verschärfung und Höhepunkt des Kulturkampfes« Hug: Kleine Geschichte Badens (wie Anm. 18), S. 135–137; Engehausen: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden (wie Anm. 10), S. 155 ff.

20 Zum Beitrag Großherzog Friedrichs I. zur Reichsgründung vgl. Harm-Hinrich Brandt: Badens Beitrag zur Bismarckschen Reichsgründung, in:

Paul-Ludwig Weinacht (Hrsg.): Baden 200 Jahre Großherzogtum. Freiburg 2008, S. 163–183; Engehausen: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden (wie Anm. 10), S. 134–145; Hug: Kleine Geschichte Badens (wie Anm. 18), S. 133 f.

21 Hans-Georg Zier: Friedrich I. in: NDB 5 (S. 490–492), online-Fassung: http://www.deutsche-biographie.de/pnd118535633.htnl.

22 Ebd.

23 Zier: Friedrich I. (wie Anm. 21).

24 Ebd.

25 Robert Goldschmit: Großherzog Friedrich von Baden. Sein Leben und sein Wirken als Landesherr und deutscher Fürst. Festschrift bei Vollendung des 80. Lebensjahres seiner königlichen Hoheit. Karlsruhe 1906, S. 15.

26 Hug: Kleine Geschichte Badens (wie Anm. 18), S. 148. Zum nachstehenden äußerst groben Überblick über die wirtschaftliche Entwicklung Badens unter Friedrich I. ebd., S. 147–150; Einen lesenswerten Überblick über die wirtschaftliche Entwicklung Badens gibt zuletzt auch Annette Borchardt-Wenzel: Kleine Geschichte Badens. Regensburg 2011. S. 112 ff.

27 Goldschmit: Großherzog Friedrich v. Baden (wie Anm. 25), S. 15.

28 Ebd. Zur Gewerbeaufsicht zudem: Wolfgang Bocks: 125 Jahre Gewerbeaufsicht in Baden-Württemberg. Ein Nachruf zum Jubiläum, in: Momente 2004. Heft 3. S. 26–31.

29 Die nachfolgende zusammenfassende Darstellung folgt Becherer: Großherzog Friedrich I. von Baden (wie Anm. 6), S. 39; umfassend zur Hochschulpolitik Großherzog Friedrich I.: Eike Wolgast: Die badische Hochschulpolitik in der Ära Friedrichs I. (1852/56 bis 1907), in: ZGO 148 (2000) S. 351–368; Oster: Die Großherzöge von Baden (wie Anm. 6), S. 173–177.

30 Zit. nach: www1.Karlsruhe.de/Aktuell/Stadtzeitung07/sz3908.htm »Geschichte: Großherzog Friedrich I. vor hundert Jahren gestorben. Als liberaler Fürst beliebt.«

Anschrift des Autors:
Michael Kitzing
Samlandstraße 31
78224 Singen a. H.

Baden – ein stilles Land

»Baden nämlich ist ein stilles Land. Es ist still nicht durch die Dünne seiner Bevölkerung, wie Pommern oder Ostpreußen, sondern durch seine wirtschaftliche Struktur. Verglichen mit einer ungeheueren Arbeitsstätte Deutschland am Niederrhein mit Berlin und Hamburg, mit Sachsen, hat eine fast biedermeierliche Kleinbürgerlichkeit seines Aufbaus bewahrt, auch seine größeren Städte wirken mittelstädtisch und mittelständisch, behaglich und gesammelt, ruhig und gehalten. Gerade dadurch aber ist es ein Kleinod für Deutschland.«

Willy Hellpach, Der badische Geist, 1925

Die badischen Verfassungsfeiern (1843, 1868, 1918)

Frank Engehausen

Zu den traditionellen konstitutiven Elementen einer badischen Identität wie gemeinsamen sozialen, wirtschaftlichen, sprachlichen oder konfessionellen Erfahrungen und vor allem der Zugehörigkeit zu einem hierarchisch gegliederten Personenverband mit der Herrscherfamilie an der Spitze, kam im 19. Jahrhundert die rechtliche und weitgehend auch politische Egalisierung der Badener auf der Grundlage einer modernen Verfassungsordnung hinzu. Welche Bedeutung die Zeitgenossen diesem neuen konstitutiven Element badischer Identität zumaßen, lässt sich anhand der Feiern aufzeigen, die zu den Jubiläen der badischen Verfassung von 1818 veranstaltet wurden: zunächst in einem zeituntypisch kurzen Erinnerungszyklus von 25 Jahren sowie nach 50 und 100 Jahren jeweils in besonderen politischen Krisenkonstellationen, in denen der Fortbestand der Verfassung in hohem Maße gefährdet erscheinen konnte.

I.

Die ersten landesweiten Jubiläumsfeiern der badischen Verfassung 1843 waren keine staatlich gelenkten Veranstaltungen, sondern entsprangen verschiedenen lokalen Initiativen, die maßgeblich von Vertretern der liberalen Opposition getragen wurden. Ihre Motive werden bei einem Blick auf die damals tagesaktuellen Probleme der badischen Politik offensichtlich:[1] Seit dem Tod des Staatsministers Ludwig Georg Winter 1838, der es über die verschiedenen Kurswechsel der badischen Politik seit der Thronbesteigung Großherzog Leopolds hinweg verstanden hatte, ein Mindestmaß von Kompromissfähigkeit zwischen Regierung und Zweiter Kammer des Landtags zu gewährleisten, war das landespolitische Klima zusehends rauer geworden. Als nun unumstritten stärkster Mann in der Regierung versuchte Friedrich von Blittersdorf, die Stellung der liberalen Opposition systematisch zu schwächen, und scheute dabei vor gezielten Provokationen des Landtags nicht zurück. Als Instrument hierfür bediente er sich eines strittigen Rechtstitels der Regierung, die 1841 zwei Staatsdienern unter den oppositionellen Landtagskandidaten die für die Mandatsannahme vermeintlich unverzichtbare Urlaubsbewilligung verweigerte. Die Zweite Kammer reagierte hierauf zunächst mit der Forderung, das Urlaubsbewilligungsrecht gesetzlich zu regeln, und dann, als die Regierung hierzu keine Schritte unternahm, mit einem Misstrauensvotum, woraufhin Blittersdorf den Großherzog zu einer Solidaritätserklärung für seine Regierung veranlasste. Die darin enthaltenen Schuldzuweisungen an die Zweite Kammer wies diese wiederum zurück, woraufhin Leopold den Landtag auflöste.

Die nötige Neuwahl 1842 brachte den bis dahin schärfsten Wahlkampf in der badischen Landtagsgeschichte: Die Regierung zog

alle Register der Wahlbeeinflussung, die ihr das indirekte und öffentliche Wahlverfahren bot, und die liberale Opposition zeigte, dass sie gelernt hatte, auch unter den Bedingungen der Zensur effektiv für ihre Ziele zu werben, und dass sie inzwischen über ein belastbares personelles Netzwerk verfügte, um in einer großen Zahl von Wahlkreisen bereits bei den Urwahlen die Weichen für den Erfolg ihrer Kandidaten zu stellen. Das Wahlergebnis war eine empfindliche Niederlage für Blittersdorf, der die Liberalen in der Zweiten Kammer nicht zurückzudrängen vermochte, sondern mitansehen musste, wie die oppositionelle Fraktion die ministerielle in der Kammer sogar überflügelte. Die folgenden Landtagsverhandlungen standen ganz unter dem Eindruck des konfrontativen Wahlkampfs: Blittersdorf wollte sich das Scheitern seiner Strategie nicht eingestehen, verzichtete aber auf größere provokative Aktionen, und auch die Liberalen übten Selbstbeschränkung, indem sie zwar auf ihren Rechtspositionen beharrten, aber nichts unternahmen, was der Regierung Anlass zu einer erneuten Landtagsauflösung hätte geben können. Regierung und Opposition befanden sich also in einer Phase des Waffenstillstands, als im Sommer 1843 das 25. Jubiläum der Verfassung bevorstand, die aus Sicht der Liberalen nicht nur generell schutzbedürftig, sondern durch die jüngsten Entwicklungen im Lande akut bedroht war.

Der erste Anstoß zu einer Feier zum Verfassungsjubiläum ging von den Ortsvorständen der Gemeinden des Renchtales aus, die für den 21. Juni zu einer öffentlichen Versammlung nach Oberkirch einluden, um die Organisation des Festes – gedacht war zunächst an eine zentrale Veranstaltung in Bad Griesbach, dem Ort, wo Großherzog Karl 25 Jahre zuvor die Verfassung unterzeichnet hatte – zu besprechen.[2] Auf der Oberkircher Versammlung konstituierte sich ein 26-köpfiges, mehrere prominente oppositionelle Landtagsabgeordnete umfassendes Organisationskomitee, das Anfang Juli nochmals tagte, an der Idee einer Zentralfeier festhielt, aber zugleich darauf hinzuwirken versuchte, dass auch andernorts, wenigstens in den größeren Städten des Landes, parallele Verfassungsfeiern stattfinden sollten. Die Regierung beobachtete die Vorbereitungen offenkundig mit gemischten Erwartungen: Das Innenministerium teilte den Kreisregierungen im Juni mit, dass eine Jubiläumslandesfeier in staatlicher Verantwortung nicht geplant sei, dass aber nichts gegen die Durchführung einer privaten Feier spräche. Augenscheinlich durch die Zusammensetzung des Organisationskomitees alarmiert, legte es im Juli dann allen Staatsdienern nahe, selbst bei der Ausführung des Festes mitzuwirken, damit dieses nicht zu einer reinen Oppositionsfeier würde.

Die Resonanz auf die Oberkircher Initiative war enorm, denn am 21. und 22. August fanden neben der Zentralfeier in Griesbach in nahezu allen Landesteilen stark besuchte Verfassungsfeiern statt. In den meisten Fällen ging die Organisation der Veranstaltungen von den Gemeindegremien aus: Unter der Leitung der Bürgermeister, der Gemeinderäte oder Bürgerausschüsse konstituierten sich unter Hinzuziehung von Vereinsvertretern und Bürgern Festausschüsse, die die Programmplanungen übernahmen. In einigen Orten, in denen die Gemeindegremien zunächst nicht aktiv wurden, ergriffen Privatpersonen die Initiative.[3] In diesen Fällen wurden gelegentlich politische Brüche in den Gemeinden zwischen einer konservativen Führung und liberalen Bürgern sichtbar, zum Beispiel in Freiburg, wo sich zunächst »ein Ausschuß von Bürgern gebildet hatte, um Anstalten zur Feier zu treffen, da der Gemein-

derath kein Zeichen gab, daß er an der Sache Antheil nehmen wolle«, wie Karl Mathy in der von ihm zusammengestellten Chronik der Verfassungsfeiern von 1843 bemerkte. Erst daraufhin wurde der Gemeinderat aktiv, »aber überging das Comité ganz und hielt seine Anordnungen so, daß dem Feste von vorn herein Leben und Geist entzogen war. Eine öffentliche Rede fand nicht statt, und darum berichteten die Zeitungen, daß in Freiburg ein stummes Fest gefeiert werde«.[4]

Dass die Freiburger Feier als »stummes Fest« aus dem Rahmen fiel, sei durch exemplarische Blicke auf eine groß- und eine kleinstädtische Verfassungsfeier verdeutlicht: In Mannheim verkündeten am Vorabend »Kanonendonner und Glockengeläute das Fest; auf dem Paradeplatze war der große Brunnen erleuchtet, Feuerwerke wurden abgebrannt, bengalische Flammen stiegen aus den Marmorbassins hervor, zeigten die Büste des Großherzogs Karl in magischem Lichte und erhellten die nahe stehenden Gebäude. Die ausgezeichnete Militairmusik spielte in Uniform; eine zahllose Menschenmenge wogte auf dem Platze und in den Straßen«. Der eigentliche Festtag, der 22. August, begann mit erneutem Kanonendonner und Choralmusik vom Rathausturm. »Gegen zehn Uhr begann vor dem Platze vor dem katholischen Schulhause der Zug, gewiß der größte der noch je bei freudigen Anlässen aus frei eigenem Antriebe der Bürger unsere Straßen durchzog«. Die Spitze des Zuges bildeten die Schüler der oberen Klassen der Volksschulen mit ihren Lehrern, ihnen folgten die Mitglieder der Liedertafel »mit einer prachtvollen, von einem Vereine von Jungfrauen gestickten Fahne«, dann der »Träger der Verfassungsurkunde« in Begleitung von vier Mitgliedern des Festkomitees und zwei Fahnenträgern. Ihnen schlossen sich die vier anwesenden Landtagsabgeordneten, die Vertreter der Gemeindebehörden sowie die »Staats- und Gemeindebürger« an. Vor dem Rathaus begrüßte der Bürgermeister die »versammelten Tausende«, und Oberhofgerichtsadvokat von Soiron verlas »mit volltönender Stimme und eindringlicher Betonung die wesentlichen Bestimmungen der Verfassungsurkunde«. Im Anschluss an die Festrede des Abgeordneten Gerbel sang die Liedertafel »schön und kräftig« Ernst Moritz Arndts »Was ist des Deutschen Vaterland«. Zum Ausklang der Feier verteilten sich die Versammelten in Ermangelung eines ausreichend großen Saales auf mehrere Festmahle. Bei dem zentralen Festmahl im Europäischen Hof wurden die auswärtigen Gäste begrüßt – unter ihnen Hoffmann von Fallersleben, der zum badischen Verfassungsjubiläum ein Lied gedichtet hatte und beim abendlichen Scheibenschießen ein Prachtexemplar der Verfassung gewann – und eine Reihe von Toasts ausgebracht: auf den Großherzog, auf die Verfassung, auf die Einigkeit der Deutschen, dem »kräftigen, muthigen Volke«, auf die Landtagsabgeordneten und auf das Bürgertum. Friedrich Hecker gab mit seinem Toast Anregung, »eine Sammlung für die Familie des Herrn Professor Jordan zu veranstalten«. Dieser Solidaritätsakt zugunsten des kurz zuvor zu fünfjähriger Festungshaft verurteilten Marburger Staatsrechtslehrers Sylvester Jordan erbrachte mehr als 200 Gulden.[5]

Ähnlich, wenngleich in einem kleineren Rahmen verlief die Verfassungsfeier in Gernsbach, wo am Vorabend »die Armen gespeist und durch Böllerschüsse und Glockengeläute der Festtag verkündet« wurde. Der Festzug versammelte sich am Morgen des 22. August, voran »die Musik des Bürgercorps; dann weiß gekleidete Mädchen paarweise mit Blumenguirlanden, wovon zwei zu Anfang des Zuges die Büste des Großherzogs Karl, und zwei am

(Mel.: Schier dreißig Jahre bist du alt.)

Es blüht im Lande Baden
Ein Baum gar wunderbar,
Hat immer grüne Blätter
Und blüht trotz Sturm und Wetter
Schon fünfundzwanzig Jahr.

Die Früchte die er bringet,
Die sind Gesetz und Recht,
Gemeinsinn, Bürgertugend
Für uns und uns're Jugend,
Für's künftige Geschlecht.

Die Hand, die ihn gepflanzet,
Gesegnet sei die Hand!
Dank muß ihr heute bringen,
Ja heißen Dank ihr singen
Das ganze Vaterland.

Bring' immer Deine Früchte,
Bring' Deinen Segen dar!
Laß hoffen uns nicht vergebens!
Sei Du der Baum des Lebens
Und Glückes immerdar!

O mag Dich Gott behüten
Vor Willkür und Gewalt!
Wie heute bei Deiner Feier
Blüh' immer frischer und freier,
Du Zierd' im deutschen Wald!

Mannheim, am Vorabend des Festes.

Hoffmann von Fallersleben.

Gedicht Hoffmann von Fallerslebens über die badische Verfassung (Historisches Seminar, Universität Heidelberg)

Ende desselben die Verfassungsurkunde auf einem prächtigen Kissen trugen. Ihnen folgte unmittelbar der Festredner mit zwei Mitgliedern des Comité zur Seite; sodann der Gemeinderath, die Staatsdiener und Zünfte mit ihren Fahnen und die übrigen Einwohner des Murgthals, welche sich zahlreich eingefunden hatten«. Auf dem Marktplatz wurde die Verfassungsurkunde verlesen und vom Bürgermeister ein Hoch auf das Andenken Großherzog Karls ausgebracht. In der evangelischen Kirche hielt der Stadtpfarrer eine Rede, bevor der Zug auf den Marktplatz zurückkehrte, wo die Verfassungsurkunde »in mehreren hundert Exemplaren« verteilt wurde. Die Festrede hielt der Landtagsabgeordnete Sander bei einem Mahl, »zu welchem sich an hundert Gernsbacher Bürger und Einwohner des Murgthals vereinigten«. »Bis Nachts 2 Uhr dauerte in gleicher Ordnung und Ruhe das Fest, und jeder Theilnehmer verließ dasselbe mit der Gewißheit, einen schönen Tag in seinem Leben gefeiert zu haben«.[6]

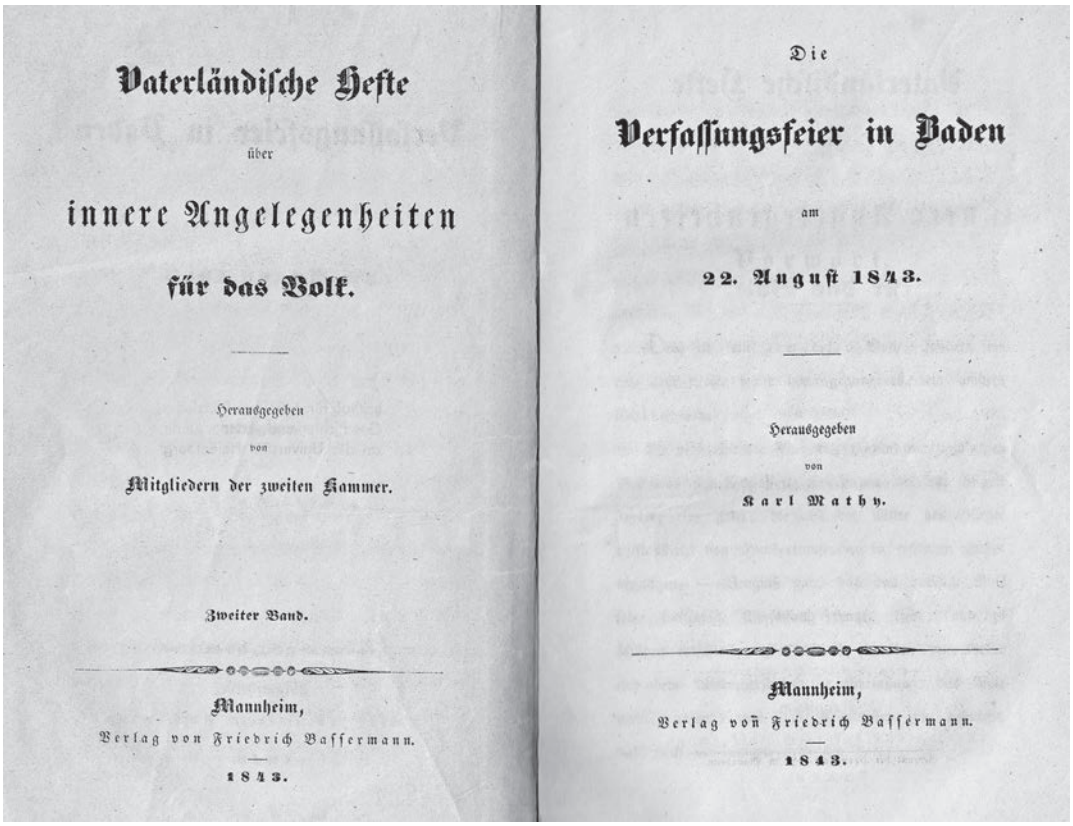
Auch an fast allen anderen Orten begannen die Festlichkeiten bereits am Vorabend, häufig mit der Verteilung von Lebensmitteln »an die ärmere Klasse«[7], mit Glockengeläut, Böllerschüssen, Musik und insbesondere in den Schwarzwaldgemeinden mit Freudenfeuern »auf den höchsten Punkten der Gemarkung«, die »hochauflodernd der Ferne unsere Vorempfindungen für den künftigen Tag« verkünden sollten.[8] Am Festtag selbst formierten sich die Gemeinden in Zügen, teilweise in sehr detaillierter Ordnung wie in Pforzheim, wo neben den Fabrikbesitzern, den Mitgliedern des Handelsstandes und den Zünften auch die »Arbeiter der verschiedenen Bijouteriefabriken unter Vortritt ihrer betreffenden Kabinetmeister antraten, nach diesen die Arbeiter der übrigen Fabriken, und endlich die von dem Benkiserschen Hammerwerk, an deren Spitze die Bergleute in ihrer Bergmannstracht unter Vortritt des Oberstaigers mit Fahne«.[9] Im Mittelpunkt der Züge stand jeweils eine Prachtausgabe der Verfassung, die in einer quasireligiösen Prozession beziehungsweise in Imitation des Einzugs eines Herrschers – zumeist von einem jungen Mann oder einer jungen Frau – getragen wurde. Auch sonst wurde allerorts direkt auf die Jubilarin Bezug genommen: durch die Verlesung der Verfassungsurkunde insgesamt oder doch wenigstens ihrer wichtigsten Artikel, durch die massenhafte Verteilung für diesen speziellen Anlass gedruckter Exemplare an die Jugend oder die gesamte Teilnehmerschaft der Feier

oder durch andere Aktionen wie in Lörrach, wo bei einem Feuerwerk 83 Raketen – für jeden Paragraphen der Verfassung eine – abgefeuert wurden.[10] Hinter der Verfassung stand der Verfassungsgeber bei den Zügen deutlich zurück, wenngleich vielfach auch Bildnisse Großherzog Karls mitgeführt wurden.

Das Ziel der Züge waren öffentliche Plätze, zumeist vor den Rathäusern, gelegentlich aber auch eigens hergerichtete Feststätten wie in Lahr, wo der Zug den »Schutterlindenberge« ansteuerte, »auf dessen weit hinschauender Höhe zur Erinnerung an den 22. August 1818 eine 24 Fuß hohe Säule errichtet worden war«.[11] Nicht überall, jedoch häufig wurde zuvor an den Kirchen Halt gemacht, wo die Pfarrer der jeweiligen Mehrheitskonfession die Gelegenheit zu Ansprachen erhielten, und in einigen Fällen hatten die Feiern auch ein starkes religiöses Gepräge wie in Villingen, wo man die Verfassungsurkunde in der Pfarrmünsterkirche »in der Mitte des Chorbogens auf einen eigends hiezu errichteten Altar« niederlegte und der »feierliche Gottesdienst durch ein levitirtes Hochamt abgehalten« wurde.[12] Zumeist jedoch prägten die säkularen Veranstaltungselemente die Feierlichkeiten, deren Höhepunkt die Festreden bildeten. Als Redner traten vor allem in den größeren Gemeinden liberale Landtagsabgeordnete auf; wo sie nicht zur Verfügung standen, nahmen die Bürgermeister oder andere Honoratioren ihre Stelle ein. Hauptredner bei der Zentralfeier in Griesbach war der unumstrittene Führer der Opposition im Landtag, Johann Adam von Itzstein, der am Vorabend von der Oberkircher Bürgerschaft mit einem Fackelzug empfangen wurde und am Festtag den Wagenzug mit 80 Fuhrwerken anführte, der um 10 Uhr in Griesbach eintraf; dort sprach Itzstein dann »vor mehreren Tausenden von Anwesenden«.[13]

Da es sich bei den Festrednern zumeist um profilierte Liberale handelte, war der Grundtenor der Ansprachen ähnlich und durch eine hohe Wertschätzung der Verfassung geprägt, die den Auditorien als ein für die Entwicklung des Landes zentrales und deshalb besonders schützenswertes Gut präsentiert wurde. Manche Redner versuchten sich an staatsrechtlichen Vorlesungen und hoben die Vorzüge der konstitutionellen Monarchie gegenüber anderen Herrschaftsformen hervor, andere fassten ihren Blick enger und verdeutlichten vor allem die Erträge der Landtagsarbeit des zurückliegenden Vierteljahrhunderts. Diese Rückblicke gaben Anlass, auch das Wirken der Großherzöge zu würdigen: Karl wurde jeweils als Verfassungsgeber hervorgehoben – dass er lange gezögert hatte, sein eigenes und das frühere Verfassungsversprechen Karl Friedrichs zu erfüllen, wurde dabei nicht thematisiert. Als Zielscheibe des Rednerlobes eignete er sich wohl vor allem deshalb, weil er im Gegensatz zu seinen beiden Nachfolgern wegen seines frühen Todes nicht in die Verlegenheit gekommen war, sich mit der praktischen Wirksamkeit der Verfassung auseinanderzusetzen. Die Art und Weise, wie Ludwig I. dies getan hat, kritisierten viele Redner mehr oder minder unverhohlen: Unter ihm sei »ein beklagenswerther Stillstand im ständischen Wirken« eingetreten, monierte der Mannheimer Festredner Gerbel,[14] und der Apotheker Rehmann erinnerte in Offenburg an »jene unglückselige Zeit (1825), in welcher noch der Wunsch laut werden durfte, die Verfassung möchte nicht mehr sein«.[15]

Leopold I. war als aktuell regierender Großherzog vor direkter Kritik der Festredner geschützt, stand aber bei den Ansprachen wie den Toasts deutlich hinter dem Verfassungsgeber Karl zurück. Mitunter firmierte er unter Verweis auf die Aufhebung der von seinem



Vaterländische Hefte
über
innere Angelegenheiten
für das Volk.

Herausgegeben
von
Mitgliedern der zweiten Kammer.

Zweiter Band.

Mannheim,
Verlag von Friedrich Bassermann.
1843.

Die
Verfassungsfeier in Baden
am
22. August 1843.

Herausgegeben
von
Karl Mathy.

Mannheim,
Verlag von Friedrich Bassermann.
1843.

Titelblatt von Mathy, Verfassungsfeier (Historisches Seminar, Universität Heidelberg)

Vorgänger veranlassten Verfassungsänderungen als der Wiederhersteller der Verfassung, und generell wurde er weniger für aktuelle als für historische Verdienste – insbesondere für seine Zusammenarbeit mit dem liberalen Reformlandtag von 1831 – gelobt. Ganz aus der Reihe fiel in diesem Zusammenhang die Karlsruher Feier, die indes auch als eine von sehr wenigen von konservativer Seite organisiert worden war. Hier brachte Friedrich August Walchner Fürstenschmeicheleien vor, die sonst nirgendwo gehört wurden: »Vieles und Großes ist in den verflossenen fünfundzwanzig Jahren für das Wohl des Volkes und des Landes geschehen; das meiste und wichtigste unter Großherzog Leopolds Regierung! Bei Ihm, dem Bürgerfreundlichen, gilt der alte wahre Spruch: Unter guten Fürsten macht man gute Gesetze«.[16]

Etwas weniger Zurückhaltung als bei ihren Stellungnahmen zu Fragen der Landespolitik zeigten die Festredner, wenn sie auf Probleme der Bundespolitik eingingen. In Mannheim wies Heinrich Hoff darauf hin, dass im Herbst des nächsten Jahres das 25. Jubiläum der Karlsbader Beschlüsse anstehe, ein Trauertag, »an dem die Vaterlandsfreunde in allen Theilen Deutschlands ihre Häuser mit dem schwarzen Trauerflor umhüllen mögen«,[17] und zahlreiche weitere Redner beklagten den Missstand der Pressezensur, der einer fruchtbaren Entwicklung des konstitutionellen Lebens entgegenstehe. Besonders deutlich tat dies bei der Feier der Freiburger Liberalen in

einem Trinkspruch der Obergerichtsadvokat von Weisseneck: »Noch liegt die Presse in schweren Fesseln – das freie Wort des freien Mannes muß noch immer verstummen; noch mangelt ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister, noch entbehren wir Mündlichkeit und Öffentlichkeit im Strafverfahren; noch fehlt es an zureichenden Gesetzen, welche die persönliche Freiheit gegen jede Willkür einzelner Staatsgewalten schützen, und an das Palladium politischer und bürgerlicher Freiheit, an das Gericht der Geschworenen dürfen wir kaum, als frommen Wunsch, im Träume denken«.[18]

Zu den Absurditäten der damaligen Zensurpraxis zählte, dass Weissenecks Trinkspruch, der das politische Kernprogramm der Liberalen formulierte, in der Presseberichterstattung über die Feier im Freiburger Bürgermuseum nicht publiziert werden durfte, in Mathys Festbeschreibung, die er knapp über die zensurfreie Grenze von 20 Druckbogen gestreckt hatte, dennoch veröffentlicht werden konnte. Dies dokumentiert sowohl den Einfallsreichtum der Liberalen, die die Verfassungsfeiern von 1843 zur Werbung für ihre Ziele nutzten, als auch die Ohnmacht der badischen Regierung, die es weder verstand, selbst aus dem Jubiläum politisches Kapital zu schlagen, noch die liberale Agitation zu unterdrücken vermochte. Allerdings waren die Bemühungen hierum auch nur halbherzig gewesen: Offenkundig nur in einem Fall, bei der Eberbacher Feier, hatten die Behörden versucht, durch eine Vorzensur des Manuskripts des Festredners Einfluss auf die politischen Aussagen zu nehmen,[19] und nachträgliche Schikanen wie die Arrestdrohung gegen den Seckenheimer Bürgermeister, der er versäumt hatte, die »bezirkspolizeiliche Erlaubnis zum Läuten und Schießen einzuholen«,[20] dürften kaum einen Abschreckungseffekt gehabt haben.

Die Auswirkungen der Verfassungsfeiern von 1843 sind schwierig zu ermessen. Dass kurz darauf Blittersdorf als Minister zurücktrat und sich auf den Posten des badischen Bundestagsgesandten zurückzog, mag ein Indiz dafür sein, dass man auf Regierungsseite den scharfen Konfrontationskurs gegen die Opposition nicht zuletzt unter dem Eindruck der liberalen Mobilisierungserfolge beim Verfassungsjubiläum als gescheitert betrachtete. Diese Mobilisierungserfolge gaben dem Liberalismus im Großherzogtum zweifellos Auftrieb, so dass er selbstvergewissert und mit neuen Organisationserfahrungen in die künftigen tagespolitischen Auseinandersetzungen eintreten konnte. Auch wenn man über die badischen Grenzen hinausblickt, erscheinen die Verfassungsfeiern von 1843 als ein außergewöhnliches Ereignis, dessen Bedeutung innerhalb der vormärzlichen Festkultur allenfalls von der des Hambacher Festes von 1832 übertroffen wurde. Ein ähnlicher Rang kam den beiden folgenden landesweiten badischen Verfassungsfeiern bei weitem nicht zu; im Gegenteil muten sie im Vergleich wie Jubiläumspflichtveranstaltungen ohne größeren tagespolitischen Belang für die Beteiligten an.

II.

Warum man sich 1868 mit der Feier des 50. Jubiläums der badischen Verfassung schwer tat, wird beim Blick auf die politischen Umstände deutlich:[21] Baden war zwei Jahre zuvor gegen den Willen Großherzog Friedrichs I. und der Liberalen, auf die er sich politisch stützte, an der Seite Österreichs in den Krieg gegen Preußen hineingezogen worden und führte seit dem Friedensschluss eine unerwünschte unabhängige völkerrechtliche Existenz, da eine deutsche Einigung durch

Großherzog Friedrich I. (Kunsthalle Karlsruhe)

Preußen über die Mainlinie hinaus vor allem durch außenpolitische Widrigkeiten verhindert wurde. Die liberale badische Regierung strebte den Anschluss des Großherzogtums an den Norddeutschen Bund an und traf die hierfür nötigen militär- und wirtschaftspolitischen Vorbereitungen, ohne indes wegen der gesamtpolitischen Lage in der Entscheidungsfrage vorankommen zu können. In der Landespolitik verursachten die anschlussvorbereitenden Maßnahmen Widerstände, und neben dem Kulturkampf belastete auch die Frage, ob die badische Verfassung vor dem Hintergrund der aktuellen nationalpolitischen Entwicklungen nicht einer durchgreifenden Modernisierung – im Vergleich mit Bismarcks Reichstagswahlrecht zum Beispiel erschien das Landtagswahlrecht als defizitär – bedürfe, das Verhältnis von Regierung und Landtag. Diese Dissonanzen bildeten, auch wenn sie weitgehend unausgesprochen blieben, den Hintergrund der Jubiläumsfeiern, die anders als 25 Jahre zuvor nicht von der Opposition organisiert wurden, sondern als Staatsveranstaltungen erschienen.

»Die gestrige Feier des fünfzigjährigen Bestandes der badischen Verfassung war eine würdige, der hohen Bedeutung des Tages angemessene, wenn sie auch im Hinblick auf den Ernst der Zeit nicht mit übertriebenem äußern Prunk ausgestattet war«, berichtete die offiziöse Karlsruher Zeitung über das Verfassungsfest in der großherzoglichen Residenz am 22. August 1868. Der Ernst der Zeit kam nicht nur in dem Verzicht auf üppiges Gepränge zum Ausdruck, sondern spiegelte sich auch in den Reden auf dem Karlsruher Fest wider. Der Hauptredner August Nicolai, Ministerialrat im Handelsministerium und Abgeordneter der Stadt in der Zweiten Kammer, verwahrte sich gegen den Verdacht, man würde »unserer liebgewonnenen Verfassung heute eine Abschiedsfeier« halten. Die baldige nationale Einheit, die vor allen anderen Wünschen das politische Hauptziel sei, werde »unseren Verfassungsstaat nicht schwächen, sondern stärken«. Worin eine solche Stärkung der badischen Verfassung bestehen könnte, wenn das Großherzogtum im zum deutschen Nationalstaat erweiterten Norddeutschen Bund aufgehen würde, explizierte Nicolai nicht und verwies statt dessen nur darauf, daß »die wackeren Streiter im badischen Verfassungsleben« von Rotteck bis Mathy immer auch die »Fahne der deutschen Einheit« hochgehalten hätten. Deutlicher als Nicolai sprach der badische Kriegsminister Gustav Friedrich von Beyer, ein preußischer General, der erst ein halbes Jahr zuvor in dieses Amt berufen worden war, als zweiter Redner auf der Karlsruher Feier die Unwägbarkeiten der zukünftigen badischen Verfassungsentwicklung an: Leider weise die Verfassung zur Zeit eine Lücke auf, »welche die Ereignisse des Jahres 1866 in

dem § 1 – gewiß nicht zu unserem Leidwesen erzeugt – aber wohl zu unserem Leidwesen nicht wieder ausgefüllt haben, indem sie den deutschen Bund, dessen Bestandtheil das Großherzogtum bis dahin gebildet, beseitigten ohne … etwas Neues an seine Stelle zu setzen, was uns befriedigen könnte«. Welche Gestalt und Bedeutung die badische Verfassung haben werde, wenn diese Lücke geschlossen sei, ließ auch Beyer offen. Dass er dies als ein nachrangiges Problem betrachtete, wird man vielleicht aus dem Hochruf schließen können, mit dem seine Rede endete: »Deutschland, – unser großes, einiges, starkes, deutsches Vaterland! Es lebe hoch! abermals hoch! und immerdar hoch!«[22]

»Das große deutsche Vaterland« ließ auch Heinrich von Treitschke auf der Heidelberger Verfassungsfeier hochleben.[23] Der streitbare Publizist und Historiker, der erst seit dem Ende des Vorjahres an der Ruperto-Carola lehrte, hatte an dem Fest, das er für eine »Verfassungsleichenfeier« hielt,[24] nur widerstrebend teilgenommen. »Das Fest war lächerlich mißrathen, eine gemachte, unwahre Demonstration«, teilte er Gustav Freytag in einem Brief mit und verwies darauf, dass auch die »Nationalen«, die sich an dieser Demonstration beteiligten, »das selige Ende des Jubilars ersehnten«. Seit 1843, als Treitschkes politisches Vorbild, der kurz zuvor verstorbene Karl Mathy, an der letzten badischen Verfassungsfeier mitgewirkt hatte, habe sich die Welt grundlegend verändert: Der Glaube an diese »particularistische Herrlichkeit sei gründlich verschwunden«.[25] Als gebürtigem Sachsen und Preußen aus Überzeugung blieb Treitschke der badische Verfassungspatriotismus fremd, so dass er sicherlich kein repräsentativer Zeuge der Feierlichkeiten war. Die Unterschiede zwischen den Festen von 1843 und 1868 sind gleichwohl nicht zu übersehen: Hatte 1843 kaum einer der Festredner darauf verzichtet, den Schutz und den weiteren Ausbau der Verfassung anzumahnen, spielte diese Thema 1868 keine Rolle mehr; Anlass zu tagespolitischen Bezügen gab lediglich die drängende Frage, was von der badischen Verfassung übrig bleibe, wenn das Großherzogtum Teil des deutschen Nationalstaates werde.

III.

Zwar überlebte die Verfassung den Beitritt des Großherzogtums zum Deutschen Reich, sie verlor seit 1871 aber doch einen Großteil ihrer Bedeutung für das politische Leben in Baden. So wurde 1893 ihr 75. Jubiläum auch nicht mit landesweiten Feiern begangen. Der Grund hierfür ist wohl eher in den langwierigen Streitigkeiten über eine Modernisierung der Verfassung zu suchen, die sich seit der Reichsgründung hinzogen, und dem aus ihnen resultierenden allgemeinen Verdruss an dem Thema als darin, dass am Ende des 19. Jahrhunderts ein 25-jähriger Jubiläumsturnus noch nicht allgemein verbreitet war. Größere Wertschätzung als die Verfassung besaß jedenfalls um die Jahrhundertwende Großherzog Friedrich, der zur zentralen Projektionsfläche der Bemühungen wurde, eine badische politische Identität aufrechtzuerhalten und auszuschmücken, wofür seine Regierungsjubiläen 1892 und 1902, seine runden Geburtstage 1896 und 1901 sowie seine Goldene Hochzeit 1906 zahlreiche Anlässe boten.

1904 gelang nach zähem Ringen die Modernisierung der badischen Verfassung mit der überfälligen Angleichung des badischen Landtagswahlrechts an das Reichstagswahlrecht und mit einer moderaten Reform der Zusammensetzung der Ersten Kammer.[26] Als

das 100. Jubiläum der Verfassung bevorstand, waren die Diskussion über ihre Modernisierung indes schon längst wieder aufgelebt: Erneut stand die Wahlrechtsfrage – gestritten wurde über die Vor- und Nachteile des Verhältniswahlrechts – im Mittelpunkt, aber auch der Fortbestand der Ersten Kammer erschien ungewiss, und über allem schwebte die auch auf Reichsebene virulente Frage, ob sich das konstitutionelle System nicht überlebt habe und durch ein parlamentarisches Regierungssystem ersetzt werden müsse.[27] Diese Probleme wurden allerdings weitgehend verdrängt, als am 22. August 1918, zehn Wochen vor dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Beginn der Revolution, das 100. Verfassungsjubiläum in Karlsruhe mit einer gemeinsamen Sitzung beider Kammern des Landtags gefeiert wurde.

Die Feier eröffnete Prinz Max von Baden, der Präsident der Ersten Kammer, mit einer Rede, in der er zunächst auf die antirevolutionären Ursprünge der Verfassung hinwies: »Die großen tönenden Worte der französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit waren entwertet durch die Taten derjenigen, die sich als ihre Apostel ausgaben, und diese Entwertung gab allen Anhängern des absolutistischen Systems neue Kraft und ihren Gründen neues Gewicht«. Gleichwohl hätten Großherzog Karl und seine Regierung erkannt, »daß die Wunden eines so langen und furchtbaren Krieges sich nur schließen konnten, wenn es gelang, die eigenen Heilkräfte des Volkes durch ein starkes und aufrechtes politisches Leben zu wecken«. Hierzu seien die entscheidenden Weichen mit der Gewährung der Verfassung gestellt worden, die in nahezu idealer Weise die Verbindung zweier Forderungen ermögliche, »die immer die Grundlage eines kraftvollen Volksstaates bleiben werden: die Forderung an

Max von Baden (Bundesarchiv)

den Staat, Achtung vor der Menschenwürde und der persönlichen Freiheit des Einzelnen zu haben, die Forderung an den Einzelnen, sich in Hingabe an das Ganze einzusetzen, bis zum höchsten Opfer«. Wichtiger jedoch noch als die »gute Verfassung, die 1818 gegeben worden ist«, sei ihre Handhabung, »und die glückliche Handhabung unserer Verfassung verdanken wir in erster Linie dem Charakter von Badens Fürsten und Volk«. Dieser besondere Volkscharakter diente Prinz Max dann als Argument, um Baden im Speziellen und Deutschland im Allgemeinen im aktuellen Kampf der Systeme gut gerüstet zu sehen: »Wir sind nicht gezwungen, in jeder vorübergehenden Aufwallung der Volksleidenschaft, in jedem Auf- und Niederschwanken der Stimmung eine untrügliche Offenbarung des Volkswillens zu sehen, der wir unser

Gewissen zum Opfer zu bringen haben. Mobherrschaft, Lynchjustiz, Boykott Andersdenkender, Pogroms gegen Fremde und wie die despotischen Gewohnheiten der westlichen Demokratien alle heißen mögen, werden hoffentlich unserem Denken immer so fremd bleiben, wie unserer Sprache«.[28]

Hatte Prinz Max wenigstens versucht, auf dem Umweg ihrer Prägekraft für den Volkscharakter und durch ihre Kontrastierung mit den westlichen Demokratien die aktuelle Relevanz der Verfassung zu verdeutlichen, so beließ es anschließend der Zentrumspolitiker Ferdinand Kopf, Präsident der Zweiten Kammer, bei einer bloßen historischen Betrachtung, die er nicht zuletzt zum Fürstenlob nutzte: »Dankbar und verehrungsvoll sei heute hervorgehoben, daß Badens Herrscher die ihrem Volke in der Verfassung gewährten Rechte ungeachtet zeitweise starker politischer Gegenströmungen jederzeit gewissenhaft geachtet haben. Das Vertrauen, das sie damit ihrem Volke entgegengebracht haben, hat die Liebe und Anhänglichkeit zur Dynastie nur umso inniger gestaltet«. So sehr Kopf auf das »erste Jahrhundert badischen Verfassungslebens« auch »mit dem Gefühl hoher Befriedigung« zurückschaute, wollte er doch die Gegenwartsnöte nicht ausblenden: Leider vollziehe sich der »Eintritt in das zweite Jahrhundert der Verfassung in ernster, schwerer Zeit. Noch ist der furchtbarste aller Kriege nicht beendet, noch kämpfen die Söhne unseres Landes, eingereiht in die unübertroffene deutsche Wehrmacht, gegen eine Welt von Feinden und schwere Opfer an Gut und Blut stehen uns noch bevor. Aber unerschütterlich fest steht im Hinblick auf die bisherigen Großtaten unserer Streitkräfte und die erprobte glänzende Führung ihrer obersten Feldherren unser Vertrauen, daß wir in absehbarer Zeit in weiteren siegreichen Schlachten den ehrenvollen Frieden erzwingen werden, den unsere Feinde uns bisher frevelhaft verweigert haben. Darum treten wir im Vertrauen auf den Beistand des allmächtigen Gottes mit unerschütterlicher Zuversicht in das zweite Jahrhundert unseres Verfassungslebens ein«.[29]

Mit diesen Durchhalteparolen bereitete Kopf den Boden für die die Feierstunde abschließende Ansprache Großherzog Friedrichs II., der nach kurzen lobenden Worten über die Verfassung und seine Vorgänger auf dem Großherzogsthron den Blick auf die aktuellen Probleme richtete und dabei, anders als die beiden Präsidenten der Kammern, auch darauf verwies, dass die Verfassung vielleicht nicht unverändert in das zweite Jahrhundert ihrer Existenz eintreten werde: Er stehe fest auf dem Boden der Verfassung. »wie meine Vorfahren es getan. Wie meine Vorfahren erkenne aber auch Ich, daß auch das Verfassungsleben nicht stillsteht und das Verfassungswerk im gegenseitigen Einverständnis weiterzubilden ist, wenn und soweit der Wandel der Zeiten es erfordert«.[30] Damit skizzierte Friedrich II. in vorsichtigen Worten die Aufgabe, die sein jüngerer Vetter und mutmaßlicher Nachfolger auf dem Großherzogsthron Max von Baden im Oktober 1918 als Reichskanzler für ganz Deutschland bewältigen sollte. Dass er an dieser Aufgabe scheiterte, besiegelte letztlich auch das Schicksal der badischen Verfassung, die ihr 100. Jubiläum nur um wenige Wochen überlebte.

Anmerkungen

1 Vgl. dazu Hans-Peter Becht, Badischer Parlamentarismus 1819 bis 1870. Ein deutsches Parlament zwischen Reform und Revolution, Düsseldorf 2009, S. 440–507 sowie Frank Engehausen, Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918, 2. Aufl. Leinfelden-Echterdingen 2008, S. 74–81.

2 Vgl. dazu und zum Folgenden: Paul Nolte, Die badischen Verfassungsfeste im Vormärz. Liberalismus, Verfassungskultur und soziale Ordnung in den Gemeinden, in: Manfred Hettling und Paul Nolte (Hg.), Bürgerliche Feste. Symbolische Formen politischen Handelns im 19. Jahrhundert, Göttingen 1993, S. 63–94, hier S. 66 f. sowie allgemein zur Verfassungsfeier von 1843 Bernhard Wien, Politische Feste und Feiern in Baden 1814–1850. Tradition und Transformation: Zur Interdependenz liberaler und revolutionärer Festkultur, Frankfurt/Main u. a. 2001, S. 125–181 und Volker Sellin, Gewalt und Legitimität. Die europäische Monarchie im Zeitalter der Revolutionen, München 2011, S. 207–210.
3 Vgl. Nolte, Verfassungsfeste (wie Anm. 2), S. 68.
4 Karl Mathy (Hg.), Die Verfassungsfeier in Baden am 22. August 1843 (Vaterländische Hefte über die inneren Angelegenheiten für das Volk, hg. v. Mitgliedern der Zweiten Kammer Bd. 2), Mannheim 1843, S. 243.
5 Ebd., S. 3–32.
6 Ebd., S. 153–160.
7 Ebd., S. 65 (Eberbach).
8 Ebd., S. 301 (Villingen).
9 Ebd., S. 175.
10 Vgl. ebd., S. 281.
11 Ebd., S. 182.
12 Ebd., S. 303.
13 Ebd., S. 220.
14 Ebd., S. 8.
15 Ebd., S. 201.
16 Ebd., S. 208.
17 Ebd., S. 27.
18 Ebd., S. 251.
19 Vgl. ebd., S. 75.
20 Ebd., S. 45.
21 Vgl. dazu Lothar Gall, Der Liberalismus als regierende Partei. Das Großherzogtum Baden zwischen Restauration und Reichsgründung, Wiesbaden 1968, S. 330–433 sowie Engehausen, Großherzogtum Baden (wie Anm. 1), S. 134–157.
22 Karlsruher Zeitung Nr. 200, 25. 8. 1868.
23 Karlsruher Zeitung Nr. 201, 26. 8. 1868.
24 Heinrich von Treitschkes Briefe, hg. v. Max Cornicelius, Bd. 3, Leipzig 1920, S. 220, Brief an seine Frau vom 2. 9. 1868.
25 Ebd., S. 220, Brief vom 29. 8. 1868.
26 Vgl. dazu Renate Ehrismann, Der regierende Liberalismus in der Defensive. Verfassungspolitik im Großherzogtum Baden 1876–1905, Frankfurt/Main u. a. 1993 sowie Engehausen, Großherzogtum Baden (wie Anm. 1), S. 169–180.
27 Vgl. dazu Klaus-Peter Müller, Politik und Gesellschaft im Krieg. Der Legitimitätsverlust des badischen Staates 1914–1918, Stuttgart 1988, S. 136–242.
28 Amtliche Berichte über die Verhandlungen der Badischen Ständeversammlung, 2. Kammer, 1917/18, 10. 9. 1918, Sp. 2864–2866.
29 Ebd., Sp. 2868 f.
30 Ebd., Sp. 2870.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Frank Engehausen
Historisches Seminar der
Universität Heidelberg
Grabengasse 3–5
69117 Heidelberg

Latentes Protestpotential

»Im Übrigen bildet ›Baden‹ ein latentes Protestpotential – ein geistiges Refugium, das der überzeugte Badener aufsucht, wenn er sich von ›Stuttgart‹ übervorteilt oder missachtet fühlt.«

Lothar Burchardt, Konstanz, in: Die badischen Regionen am Rhein, 2002, Seite 304

Badische Politiker in der Weimarer Republik

Michael Kitzing

»… dass Baden … heute noch ein Bollwerk der Demokratie und Republik ist … und dass die deutsche und die badische Republik in Baden fest verankert sind«[1]

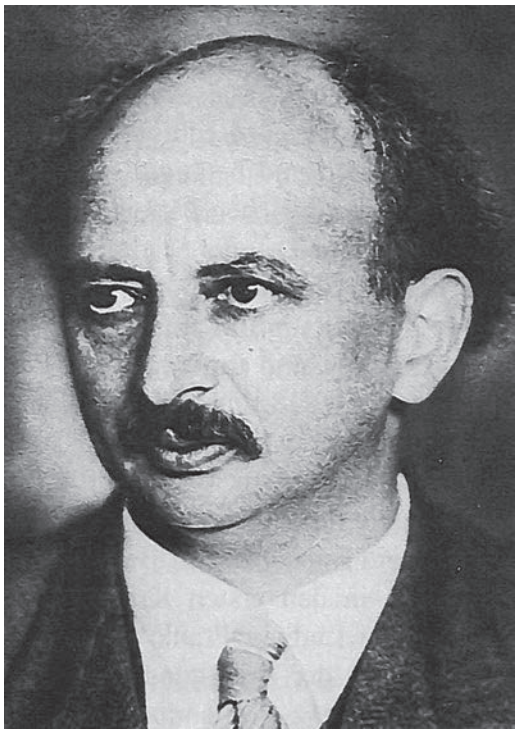
Der 16. Mai 1933 muss als einer der Tiefpunkte der badischen Geschichte angesehen werden. An diesem Tag wurden sieben Karlsruher SPD-Funktionäre auf einer öffentlichen Schaufahrt vom grölenden nationalsozialistischen Mob verhöhnt und anschließend ins Konzentrationslager Kislau deportiert. Unter den Opfern dieser nationalsozialistischen Inszenierung befanden sich u. a. der ehemalige badische Innenminister Adam Remmele sowie der ehemalige Justizminister und Staatsrat Ludwig Marum. Beide Männer hatten wesentlichen Anteil an der Formierung und Konsolidierung der ersten deutschen Demokratie in Baden und waren stets als konsequente Gegner des rechten wie linken Radikalismus hervorgetreten. Insbesondere Marum war den Nationalsozialisten verhasst, da er nicht nur Sozialdemokrat war, sondern auch aufgrund seiner jüdischen Abkunft, so dass er zu einem der ersten prominenten Opfer des NS-Unrechtssystems in Baden werden sollte.

Ludwig Marum[2] war am 5. November 1882 in Frankenthal als Sohn eines jüdischen Eisenhändlers geboren worden. Den Vater verlor er bereits im Alter von sieben Jahren; nunmehr siedelte er mit seiner Mutter nach Bruchsal über, wo er das Abitur mit glänzenden Noten abschloss. Zwischen 1900 und 1904 studierte er in Heidelberg und München Rechtswissenschaften. Vier Jahre nach Abschluss des Studiums erfolgte das zweite juristische Staatsexamen, anschließend ließ sich Marum als Rechtsanwalt in Karlsruhe nieder. Zu diesem Zeitpunkt war die Möglichkeit, in den Staatsdienst zu wechseln für Marum schon nicht mehr gegeben, da er seit 1904 der SPD angehörte. Der Eintritt in die Sozialdemokratie war, wie Monika Pohl herausgearbeitet hat, im Grunde genommen konsequent: Denn obwohl bereits seit den 1860er Jahren formal die Emanzipation der Juden abgeschlossen und mit Moritz Elstätter sogar ein Jude in Baden bis zum Finanzminister aufgestiegen war, sah sich Marum in seiner Studienzeit immer wieder antisemitischen Beleidigungen ausgesetzt. Wenn sich Marum nun der erstarkenden Arbeiterbewegung zuwandte, so verband er damit die Hoffnung, »dass die Demokratisierung in Staat und Gesellschaft endlich durchgesetzt werde, von der die Vollendung der Emanzipation, die tatsächliche Rechtsgleichheit (auch) der jüdischen Minderheit abhing«[3]. Innerhalb der Sozialdemokratie erwarb sich Marum schon bald den Ruf eines Pragmatikers, der einen reformistischen Kurs steuerte und wie die breite Mehrzahl der badischen Sozialdemokraten, die Durchsetzung der parlamentarischen Demokratie auf evolutionärem Wege anstrebte. Tatsächlich arbeiteten die badischen Sozialdemokraten bereits seit 1904 mit sämtlichen liberalen Parteien im Rahmen des so genannten Großblocks zusammen und konnten dabei tatsächlich eine Reihe von, zumindest kleinen Verbes-

serungen für die Belange des vierten Standes erreichen. Innerhalb der SPD stieg Marum sehr schnell auf. So erfolgte 1911 die Wahl in die Karlsruher Stadtverordnetenversammlung, bereits seit 1910 war Marum Vorsitzender des badischen Arbeitersängerbundes, dem die Funktion einer Vorfeldorganisation der sozialdemokratischen Partei zukam. Als Nachrücker für Ludwig Frank erfolgte 1914 die Wahl in den Landtag, wo er schon bald den Vorsitz der Justizkommission übernahm und neben Wilhelm Kolb zu den parlamentarischen Spitzen der SPD gehörte. Zudem galt er als Fachmann für Verfassungsfragen, wobei er für »die Einbürgerung der parlamentarischen Demokratie nach westlichem Vorbild gegen die konservative und reaktionäre Mehrheit der Deutschen«[4] warb. Freilich blieben die Bemühungen der SPD um eine innenpolitische Neuorientierung während des Ersten Weltkrieges erfolglos. Vor eine neue Situation gestellt sahen sich auch die Sozialdemokraten durch den Ausbruch, der auch für sie überraschenden Revolution im November 1918. Hierbei war es neben anderen auch Marum zu verdanken, dass diese in Baden weitgehend unblutig verlief und es schon bald zur Schaffung einer parlamentarischen Demokratie kam, während rätedemokratisches Gedankengut im Grunde keine Verwirklichungschance hatte. Bereits am 9. November kam es u. a. auf Marums Initiative zur Bildung einer Koalition unter Einschluss der liberalen Parteien wie auch des katholischen Zentrums. Diese Koalition bestand auch nach den Wahlen zur Badischen Nationalversammlung als Weimarer Koalition fort. Anders als im Reich, wo die SPD im Grunde schon ab 1920 in die Opposition ging, blieb die SPD in Baden über weit mehr als ein Jahrzehnt in der Regierung »weil wir überzeugt sind, dass wir gemeinsam mit den Koalitionsgenossen in der

Adam Remmel, Privatbesitz (Günter Wimmer), entnommen aus Günter Wimmer: Adam Remmele. Ein Leben für die soziale Demokratie. Ubstadt-Weiher 2009.

Regierung den Schutz der Republik, der Demokratie durchführen können … Wir sind überzeugt, dass es das Verdienst der drei Koalitionsparteien ist, dass Baden mit als erstes der deutschen Länder heute noch ein Bollwerk der Demokratie und der Republik ist«[5]. Innerhalb der Vorläufigen Volksregierung und schließlich der Regierung der Weimarer Koalition gehörte Marum neben Remmele und Heinrich Köhler zu den dominierenden Persönlichkeiten, zunächst als Justizminister (1918/19) und schließlich bis 1929 als Staatsrat (Minister ohne Geschäftsbereich). Zudem war Marum eines der parlamentarischen Schwergewichte der Weimarer Zeit. So gehörte er 1919 dem Verfassungsausschuss an, anschlie-



Ludwig Marum, Stadtarchiv Karlsruhe

ßend war er SPD-Fraktionsvorsitzender und Vorsitzender im Finanzausschuss. Die Weimarer Koalition kann in Baden insgesamt als Erfolgsgeschichte beschrieben werden. Erreicht werden konnte u. a. die umfassende Elektrifizierung des Landes, damit verbunden der Bau des Schluchseewerkes und schließlich zahlreiche weitere Infrastrukturprojekte. Zugleich blieben dem Land politische Instabilität und bürgerkriegsartige Zustände erspart. Gleichwohl musste die SPD Zugeständnisse machen, auf Druck des Koalitionspartners Zentrum musste ein Lehrerbildungsgesetz angenommen werden, das Marum gegen seine Überzeugung für seine Partei im Landtag rechtfertigen musste.

Als Landtagsabgeordneter hat sich Marum insbesondere mit einigen rechtspolitischen Fragen beschäftigt. Nachdrücklich eingetreten ist er für die Abschaffung der Todesstrafe wie auch für die vollständige Gleichberechtigung von Frauen. Für diese forderte er gleiche Bezahlung bei gleicher Arbeit wie auch den Aufstieg von Frauen beispielsweise im Justizwesen. Zudem ist Marum im Landtag als entschiedener Vertreter des demokratischen Rechtsstaates aufgetreten und hat immer wieder konsequent auf die Gefahren, die der jungen Demokratie von der extremen Rechten wie Linken drohten, aufmerksam gemacht und zum entschlossenen Handeln aufgefordert.

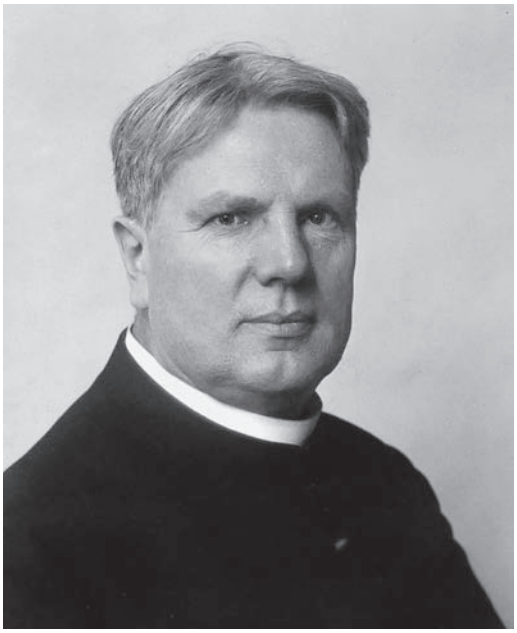
1928 ist Ludwig Marum in die Reichspolitik gewechselt. Insgesamt fünf Jahre hat er dem Deutschen Reichstag angehört, wobei er sich auch hier mit Fragen der Rechtspolitik auseinandergesetzt hat. Zugleich sah er sich in diesen Jahren immer wieder neuerlichen antisemitischen Beleidigungen ausgesetzt, gegen die er sich konsequent wehrte. »In seinen Reden artikulierte sich die Stimme eines selbstbewussten Judentums, das eine würdige Behandlung einforderte und seine Ehre öffentlich verteidigte«[6]. Als konsequenter Gegner der Nationalsozialisten erfolgte seine Verhaftung bereits nach dem 5. März 1933 und die bereits geschilderte demütigende Verschleppung ins Konzentrationslager Kislau. Hier wurde er am 29. März 1934 von den Nationalsozialisten heimtückisch ermordet. Die Behauptung, Marum habe Selbstmord begangen war bereits damals wenig glaubwürdig; trotz der Repressionen des NS-Staates fanden sich auf seiner Beerdigung 3000 Freunde des SPD Politikers ein, die auf diese Weise gegen das Unrechtssystem demonstrierten.

In seinen politischen Ansichten stimmte Adam Remmele weitgehend mit Ludwig Marum überein.

Adam Remmele wurde am 2. Weihnachtstag 1877 in der Altneudorfer Mühle bei Hei-

delberg geboren[7]. Wie sein Vater lernte er in den neunziger Jahren das Müllerhandwerk in Ludwigshafen, um ab Mitte der 1890er Jahre nach einer längeren Wanderschaft in Ludwigshafen tätig zu sein. Hier trat Remmele sowohl der Müllergewerkschaft wie auch der SPD bei, wobei seine Ansichten sehr stark durch Christian Pfalzgraf, dem wohl bedeutendsten SPD-Politiker der Pfalz geprägt wurden. Wie die badischen Sozialdemokraten, so pflegte auch Pfalzgraf einen reformistischen Kurs und zielte dabei auf eine konkrete, schrittweise Verbesserung der Situation der Arbeiterschaft, während er gleichzeitig hochfliegende Theoriediskussionen ablehnte. Pfalzgraf war es auch, der seitens der sozialdemokratischen Ratsfraktion, freilich zunächst gegen Widerstände bei den bürgerlichen Parteien, die Berufung Remmeles zum Leiter des städtischen Arbeitsnachweises in Ludwigshafen durchsetzen konnte. In dieser Funktion gelang es Remmele durch sein organisatorisches Talent die anfänglichen Widerstände der bürgerlichen Parteien zu überwinden, so dass Oberbürgermeister Dr. Krafft ausdrücklich bedauerte, als Remmele 1906 nach zweijähriger Tätigkeit Ludwigshafen verließ und nach Altenburg wechselte, wo er einerseits als Funktionär für die Müllergewerkschaft tätig war, andererseits den Landesvorsitz der dortigen SPD übernahm.

Doch bereits 1908 kehrte Remmele in seine Heimat zurück, um als Redakteur bei der Mannheimer Volksstimme tätig zu werden. Zugleich engagierte sich Remmele seit 1911 als Mitglied des Mannheimer Stadtrates; sowohl als Kommunalpolitiker wie auch als Redakteur der Volksstimme hat Remmele auch in diesen Jahren weiterhin auf dem rechten Flügel der SPD gestanden, dies wurde deutlich, als es trotz der bedingten Zusammenarbeit zwischen SPD und liberalen Parteien vor dem Ersten Weltkrieg zu Streiks im Mannheimer Hafengebiet, im Strebel-Werk und in der Holzindustrie kam. »Bei diesen Arbeitskämpfen versuchte die Volksstimme unter dem Einfluss Remmeles mäßigenden Einfluss auf die Arbeiterschaft auszuüben, was jedoch nicht immer gelang. Remmele glaubte eine vorsichtige Taktik bei den Arbeitskämpfen empfehlen zu müssen, da eine Eskalation nur auf Kosten der gesamten Arbeiterbewegung erfolgen könne«[8]. An seiner reformistischen Haltung hat Remmele auch während des Weltkrieges festgehalten, doch wurde diese Position keineswegs in der gesamten Mannheimer SPD geteilt. Insbesondere sein drei Jahre jüngerer Bruder Hermann entwickelte sich, als es 1917 zur Spaltung auch der Mannheimer Sozialdemokratie kam, zu einer der führenden Exponenten der Mannheimer Unabhängigen Sozialdemokratie[9]. In den folgenden Jahren sollte Hermann Remmele die Ausrufung einer Räterepublik befürworten und maßgeblich am kurzlebigen Experiment der Süddeutschen Räterepublik in Mannheim Anfang Februar 1919 beteiligt sein. Schließlich war Hermann Remmele einer der führenden Exponenten innerhalb der deutschen KP, der nach seiner Emigration in die Sowjetunion der stalinistischen Säuberungswelle zum Opfer fallen sollte. Durch die Haltung Hermann Remmeles wurde der »Bruderzwist innerhalb der Arbeiterklasse« in die Familie Remmele hineingetragen: Denn Hermann Remmele sah beim Ausbruch der Revolution eine »eigenständige revolutionäre Kraft mit politischem Monopolanspruch«, während Adam in den Räten lediglich »ein Kontroll- oder gar Hilfsorgan einer auch mit bürgerlichen Kräften zusammengesetzten Regierung« erblicken konnte[10]. Genau diese Haltung hat Adam Remmele eingenommen, als er im November 1918 in den Dreierausschuss der badischen Arbeiter-



Joseph Schofer,
Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Bildersammlung

und Soldatenräte gewählt wurde und in dieser Funktion an den Sitzungen der Vorläufigen Volksregierung teilnehmen konnte. Hier hat sich Remmele ganz klar für die Schaffung einer parlamentarischen Demokratie ausgesprochen und schon sehr bald zu erkennen gegeben, dass er bereit war, diese von ihm als richtig erkannte Staatsform sowohl gegen den rechten als auch gegen den linken Radikalismus, auch mit konsequenter Härte durchzusetzen. Nach den Wahlen zur badischen Nationalversammlung wurde Remmele zunächst zu deren Vizepräsidenten gewählt, um jedoch schon kurze Zeit später als Innenminister (bis 1929) ins badische Kabinett berufen zu werden. Neben dem Innenressort hat Remmele zudem 1925/26 und nochmals von 1929–1931 das Kultusministerium verwaltet, gleichzeitig hatte er 1929–1931 das Justizressort inne.

In der Amtszeit Remmeles als Innenminister wurde 1921 eine Gemeindereform und zwei Jahre darauf eine Kreisreform erarbeitet. Wenig glücklich war sein Wirken als Kultusminister. Auf Druck des Koalitionspartners Zentrum musste er 1926 ein Volksschullehrerbildungsgesetz vorlegen, das weder ein akademisches Studium für die Volksschullehrer beinhaltete noch zur vollständigen Abschaffung der konfessionellen Lehrerbildung führte. An den Beginn seiner zweiten Amtszeit als Kultusminister fallen die Verhandlungen über die Ausarbeitung des badischen Konkordats. Diese wurden von Remmele dilatorisch geführt, was schließlich dazu führte, dass die Zentrumspartei 1931 auf seine Verabschiedung drängte.

In Verbindung gebracht wird die Amtszeit Remmeles als Innenminister jedoch in allererster Linie mit dem konsequenten Kampf gegen den rechten wie linken Terrorismus. So war es Remmele, der bereits im Frühjahr 1919 konsequent gegen die linksradikale Mannheimer Räterepublik vorging, wobei sich der Minister zum Grundsatz einer wehrhaften Demokratie bekannte, die notfalls auch gewaltsam gegen ihre Feinde vorging: »Wir werden uns wehren und wenn es sein muss auch mit Maschinengewehren … sollen wir uns mit verschränkten Händen den Hals abschneiden lassen?[11]« Mit gleicher Konsequenz hat Remmele den kommunistischen Putschversuch in Lörrach im September 1923 niedergeschlagen, was ihn freilich in linkssozialistischen Kreisen den Ruf eines »Bluthundes« einbrachte. Nicht minder konsequent ist Remmele jedoch auch gegen die Organisation Escherich, eine rechtsradikale Kampftruppe, vorgegangen, genauso wie er sehr früh die von der NSDAP und Hitler ausgehende Gefahr erkannte. Mit Blick auf den Hitlerputsch stellte er 1923 fest: »Wer ist Adolf Hitler aus München? Meine Herren von Rechts! Ich will Ihnen sagen: wenn ich Zugriffsrechte hätte, würde ich diesen Herrn

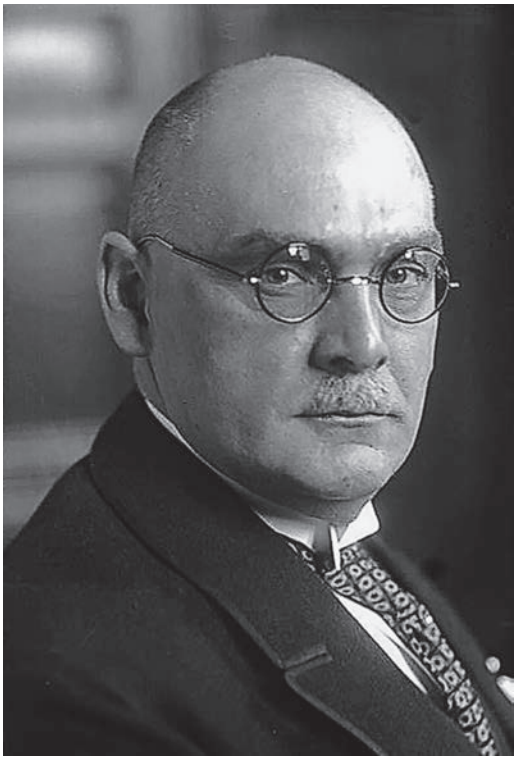
in eine Heil- und Pflegeanstalt schicken …«[12]. Noch als Innenminister hat Remmele 1929 durch das Verbot nationalsozialistische Uniformen, Versammlungsverbote, Verbote von Kampfsporttruppen usw. dem aufkommenden Nationalsozialismus konsequent entgegengesteuert. Durchaus erfolgreich hat er als Justiz- und Kultusminister versucht, eine Unterwanderung des Staatsapparates durch die NSDAP zu verhindern.

Gerade deshalb war Remmele den Nationalsozialisten insbesondere verhasst und gerade deshalb wurde er 1933 verhaftet und durch Abspielen des Müllerliedes auf der eingangs geschilderten Schaufahrt verhöhnt. – Und dies obwohl Remmele bereits seit 1931 aus der badischen Politik und 1932 nach der Aufgabe seines Reichstagsmandates, gar keine politische Funktion mehr innehatte. Nach seiner Haftentlassung aus Kieslau war Remmele als selbständiger Kaufmann in Hamburg tätig, – da ihm eine Ministerpension nicht zuerkannt wurde.

Immerhin durfte Remmele das Ende von Weltkrieg und Diktatur erleben und konnte in den Jahren nach 1945 nochmals am Aufbau des deutschen Genossenschaftswesens mitwirken. Er ist 1951 in Freiburg verstorben.

Wurden mit Remmele und Marum bisher zwei sozialdemokratische Politiker vorgestellt, so sollen im Folgenden mit Joseph Schofer und Heinrich Köhler zwei Politiker der Zentrumspartei portraitiert werden, war doch der politische Katholizismus mit Wahlergebnissen von durchschnittlich 36–37% in noch stärkerem Maße als die SPD (die durchschnittlich 20–22% erreichte) die prägende Kraft für die badische Landespolitik der zwanziger Jahre.

Der wohl bedeutendste badische Politiker der Weimarer Zeit war Joseph Schofer, der bereits von seinen Zeitgenossen als »ungekrönter Großherzog von Baden« apostrophiert



Heinrich Köhler, Bundesarchiv, Bild 102-06038/ CC-BY-SA

wurde[13]. Dabei stammte der 1866 geborene Zentrumspolitiker aus denkbar einfachen Verhältnissen. Als Sohn eines Holzarbeiters hatte er soziale Not durchaus kennen gelernt und konnte nur durch die Förderung von Dekan Lender zunächst dessen Bildungsanstalt und schließlich das Gymnasium in Rastatt besuchen. Nach dem erfolgreichen Abitur folgte das Theologiestudium in Freiburg und eine Tätigkeit als Vikar in Adelsheim. Anschließend war Schofer zunächst als Repetitor und 1903/04 als kommissarischer Leiter des Erzbischöflichen Konvikts tätig. Aufgrund seines politischen Engagements für die Zentrumspartei versagte die nationalliberal geprägte Regierung jedoch die Bestätigung Schofers in dieser Position mit dem Ergebnis, dass dieser erst recht in die Politik wechselte und als Se-

kretär an die Seite von Theodor Wacker, des Vorsitzenden der Badischen Zentrumspartei, trat und zugleich die Leitung des Volksvereins für das Katholische Deutschland in Baden übernahm. In den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg war Schofer nunmehr darum bemüht, die Wahlkämpfe der Zentrumspartei zu organisieren, wobei es insbesondere galt, katholisch geprägte Gebiete, die bisher noch nationalliberal gewählt hatten, zu gewinnen. Zugleich erwarb sich Schofer den Ruf eines volkstümlichen Schriftstellers, der pointierte Polemiken gegenüber den Nationalliberalen verfasste und die Ereignisse des badischen Kulturkampfes in volkstümlichen Worten breiteren Wählerschichten erläutern konnte. Seit 1905 war Schofer zudem Mitglied des Landtags, wo er die jährlichen Rechenschaftsberichte für seine Fraktion abfasste und insbesondere für die Wiederzulassung von Klöstern und gegen das Missionsverbot für Jesuiten kämpfte.

Die Jahre des Ersten Weltkrieges verbrachte Schofer fast durchgehend an der Front, wo es ihm gelang, durch seine freundliche, zuweilen unkonventionelle Art der Seelsorge und sein großes Verständnis für die Anliegen aller Soldaten, deren Anerkennung, ja Liebe zu gewinnen. Bei seiner Rückkehr nach Baden im November 1918 war Schofer zunächst geschockt über den Zusammenbruch des monarchischen Systems, nach kurzer Überlegung jedoch ohne weiteres zur vorurteilslosen Mitarbeit im republikanischen Staatswesen bereit. Dabei sah es Schofer, wie Marum und Remmele auf der Seite der SPD, als Aufgabe der späteren Weimarer Parteien an, das Kriegselend zu beseitigen, den harten Waffenstillstand abzuschließen und die Konsolidierung des Landes in die Wege zu leiten. Zur Verwirklichung dieser Ziele galt es für Schofer, alte Vorurteile auch gegenüber der SPD hintanzustellen. Während Schofer die Haltung der gemäßigten Sozialdemokratie durchaus anerkannte, attackierte er die Vertreter der nationalen Rechten, die sich, wie er sich ausdrückte, in der Stunde der Gefahr aus dem Staub gemacht hatten, überaus scharf. Folglich trat Schofer konsequent für die Fortführung der Weimarer Koalition ein: So stimmte er mit der SPD auch in einer ganzen Reihe sozialpolitischer Anliegen überein und betonte überaus stark die soziale Komponente des Christentums. – Freilich wollte er aber auch der Sozialdemokratie die Möglichkeit nehmen, sich als Oppositionspartei zu profilieren. Wenn auch Schofer der Weimarer Staatsform mehr als loyal gedient hatte, so hat er doch den stark unitarischen Zug in der Weimarer Reichsverfassung verurteilt. Zwar gestand er zu, dass in der Notsituation des Jahres 1919, als das Reich zu zerfallen drohte, Zugeständnisse an die Zentrale gemacht werden mussten, doch forderte er, spätestens ab 1922, dass man nun wieder einmal den Rechten der Länder stärker Rechnung tragen müsse, genauso wie er wiederholt mit Besorgnis feststellte, dass die Reichsfinanzreform Erzbergers zu einer immer stärkeren finanziellen Abhängigkeit vom Reich geführt habe. Auch die 1919 erfolgte Einführung der Verhältniswahl wurde von Schofer kritisiert: Diese machte der Zentrumsprälat für die zunehmende Fragmentierung des Parteiensystems, den fehlenden Kontakt zwischen Abgeordneten und Wählerschaft und schließlich für den verstärkten Einfluss von Interessenverbänden verantwortlich. Folglich setzte sich Schofer erfolgreich für die Ausarbeitung einer Wahlrechtsreform ein, in deren Rahmen Elemente der Persönlichkeitswahl mit der Verhältniswahl verbunden werden sollten.

Von Beginn an war Schofer ein klarer Gegner jedes politischen Extremismus, er war

ein Mann der versöhnlichen Töne, der innerhalb seiner Partei, wie auch der badischen Koalition stets ausgleichend und verbindend wirkte. Scharf verurteilt hat er bereits in den zwanziger Jahren auch alle rechtsextremen Putschversuche und Anschläge, so die Morde an Walter Rathenau und Matthias Erzberger, dessen politischen Kurs er auch gegen Angriffe innerhalb des Reichszentrums stets verteidigt hat. Dieser Haltung ist Schofer bis zu seinem Lebensende im Oktober 1930 treu geblieben. In seiner letzten Schrift hat er nochmals nachdrücklich vor »Hakenkreuz und Sowjetstern« gewarnt.

Neben dem Partei- und Fraktionsvorsitzenden Joseph Schofer, war es insbesondere Staatspräsident und Finanzminister Heinrich Köhler[14], dem es gelang der Politik der Zentrumspartei wie auch der badischen Landespolitik insgesamt seinen Stempel aufzudrücken. Wie Schofer so stammte auch Köhler als Sohn eines Eisenbahners aus überaus einfachen Verhältnissen, so dass ihm ein höherer Schulabschluss verwehrt blieb. Nach der mittleren Reife war Köhler als Revisor im mittleren Dienst bei der Zollverwaltung tätig. Durch seine erste Gattin fand er den Weg zunächst in das katholische Vereinswesen seiner Heimatstadt Karlsruhe, in deren Stadtverordnetenversammlung er 1911 für die Zentrumspartei gewählt wurde. Zwei Jahre später gelang der Sprung in den Landtag, wo sich Köhler schon bald als Pressefachmann innerhalb der Fraktion Ansehen erwarb. Die ersten Jahre der Landtagstätigkeit Köhlers waren geprägt durch eine enge Zusammenarbeit mit Josef Wirth – beide forderten als junge Abgeordnete während des Weltkrieges eine verstärkte Zusammenarbeit ihrer Fraktion mit den Linksliberalen und dem gemäßigten Teil der SPD und setzten sich folglich für innere Reformen wie die Abschaffung des Klassenwahlrechts in den Kommunen ein. Mit dieser Forderung konnte sich Köhler freilich nicht durchsetzen, dafür jedoch bestimmte er nach dem Umsturz im November 1918 maßgeblich den Kurs seiner Partei:

Aufgrund seiner Initiative kam es zum Eintritt der Zentrumspartei in die Vorläufige Volksregierung, was anfänglich bei vielen älteren Zentrumsparlamentariern auf Unverständnis, ja Verärgerung stieß. Köhler hatte jedoch zu Recht erkannt, dass eine Mitarbeit der Zentrumspartei in der neuen Regierung alternativlos war, wenn man einerseits nicht landespolitisch isoliert werden wollte und um andererseits eine Radikalisierung der Revolution, ja einer möglichen Machtübernahme durch Kräften von USPD und Spartakusbund entgegentreten wollte.

In der Vorläufigen Volksregierung hat Köhler zunächst das Amt eines Pressereferenten im Innenministerium übernommen, bevor er bei der Regierungsumbildung 1919 schließlich zum Staatsrat und nach dem Wechsel Wirths in die Reichspolitik zum badischen Finanzminister aufstieg. Dieses Amt hat er sieben Jahre begleitet, bevor er im vierten Kabinett Marx im Jahr 1927/28 das Reichsfinanzministerium übernahm, womit er freilich aus der badischen Landespolitik ausschied. Zudem war Köhler 1923/24 sowie nochmals 1926/27 badischer Staatspräsident.

Die Amtszeit Köhlers als badischer Finanzminister war durch zwei Aspekte geprägt. Einerseits hatte sich Köhler ausdrücklich zum Ziel gesetzt, das katholische Element innerhalb der Staatsverwaltung zu stärken und katholische Bewerber, sofern diese über entsprechende Zeugnisse verfügten, in Spitzenstellungen der Staatsverwaltung zu bringen. Damit sollte ein Gegengewicht gesetzt werden zur vorangegangenen großherzoglichen Ära, in der Katholiken von der damals national-

liberal geprägten Regierung massiv benachteiligt worden waren.

Darüber hinaus verbinden sich mit der Amtszeit Köhlers große Infrastrukturprojekte. So wurde unter ihm die Elektrifizierung des Landes vorangetrieben, so dass das 1921 gegründete Badenwerk über ein umfangreiches Leitungsnetz verfügte, das im Norden bei Mannheim an die Leitungsnetze der RWE und am Hochrhein an die Leitungsnetze der Schweizerischen Kraftübertragungs-AG angeschlossen werden konnte. Mit Stolz konnte Köhler vor dem Landtag darauf hinweisen, dass die Netze des Badenwerkes somit einen wichtigen Bestandteil innerhalb eines gesamteuropäischen Stromnetzwerkes zwischen Nordsee und Gotthard darstellten. Zugleich wurde der Bau von Kraftwerken vorangetrieben, wobei es Köhler einige Mühe kostete seine Parteifreunde von der Notwendigkeit des Schluchseewerkes zu überzeugen, führten doch diese Bedenken auf dem Gebiet des Landschaft- und Umweltschutzes ins Feld. Neben dem Schluchseewerk bildete schließlich der Aufbau des Kalisalzbergwerkes in Buggingen eines, wenn nicht das Hauptprojekt Köhlers. Auch hier wurden erhebliche finanzielle Risiken in Kauf genommen, die sich am Ende jedoch auszahlten, konnten doch in Buggingen wichtige Mineralsalze für die Landwirtschaft gewonnen werden. Zuletzt hat Köhler auch die Verkehrsinfrastruktur gestärkt. So fällt in seiner Amtszeit der Bau der Dreiseenbahn von Titisee nach Schluchsee, die zugleich die Zubringerbahn für die Baustelle bei der Errichtung des Schluchseewerkes darstellte.

Wenn auch Köhler in den Jahren 1928–32 nochmals für die badische Zentrumspartei für den Reichstag kandidierte, so verlor er doch spätestens nach dem Tod des mit ihm befreundeten Schofer maßgeblich an Einfluss innerhalb der Partei wie auch der badischen Politik insgesamt.

Die Jahre des Dritten Reiches hat Köhler, wenn man so möchte, im inneren Exil verbracht, um 1945 auf ausdrücklichen Wunsch der Amerikaner an die Spitze der nordbadischen Landesverwaltung zu treten und um schließlich das Amt des württemberg-badischen Wirtschafts- und Finanzministers zu übernehmen. In dieser Funktion hat sich Köhler am Ende seines Lebens, nachdem er zunächst sämtlichen Südweststaatsplänen Widerstand entgegengesetzt hatte, schließlich für das Zusammengehen der Länder Württemberg und Baden eingesetzt. Auf die Abstimmungen der Jahre 1950/51 konnte Köhler keinen Einfluss mehr nehmen, da er am 6. Februar 1949 in Karlsruhe verstorben ist.

Joseph Becker hat Köhler als den »letzten Vertreter einer Generation badischer Politiker, die, im Erbe der 48er Revolution wurzelnd, einen eigenen Beitrag zur Gestaltung der ersten deutschen Republik geleistet haben«[15], gewürdigt. Man möchte hinzu fügen, nicht nur zur ersten deutschen Republik hat Köhler einen Beitrag geleistet, sondern er gehört zu einer ganzen Reihe von badischen Politikern der Weimarer Zeit, die sich auch nochmals als Abgeordnete und Minister beim demokratischen Neuaufbau der Jahre nach 1945 engagiert haben.

Literatur

1 Ludwig Marum in der Landtagssitzung vom 22. Juni 1924.

2 Aus der umfangreichen Literatur zu Ludwig Marum seien genannt Monika Pohl: »Meine Freiheit können sie mir nehmen, aber nicht meine Würde und meinen Stolz«. Der Sozialdemokrat jüdischer Herkunft Ludwig Marum (1882–1934), in: David Seldner (Hrsg.): Jüdisches Leben in Baden von 1809–2009. Ostfildern 2009, S. 129–139;

Monika Pohl: Ludwig Marum: Ein Sozialdemokrat jüdischer Herkunft und sein Aufstieg in der badischen Arbeiterbewegung 1882–1919. Karlsruhe 2003; Monika Pohl: Ludwig Marum (1882–1934), in: Reinhold Weber/ Ines Mayer (Hrsg.): Politische Köpfe aus Südwestdeutschland. Stuttgart 2005, S. 147–156; Joachim W. Storck: Ein Leben für Freiheit und Recht: Ludwig Marum – Der Schicksalsweg eines Bruchsaler Gymnasiasten, in: Bruchsal 24(1986). S. 4–20; Eberhard Wolff: Ein Justizminister, den die Nazis ermordeten: Zum 100. Geburtstag des badischen Sozialdemokraten Ludwig Marum, in: Haspel-Press 7.1982, 11. – Bl. 1–3; Detlev Fischer: Ludwig Marum (1882–1934), in: Ders.: Karlsruher Juristenportraits aus der Vorzeit der Residenz des Rechts. Karlsruhe 2004, S. 58–64.

3 Pohl: Ein Sozialdemokrat jüdischer Herkunft (wie Anm. 2), S. 477.

4 Storck: Ein Leben für Freiheit und Recht (wie Anm. 2), S. 10.

5 Zit. nach Storck: Ein Leben für Freiheit und Recht (wie Anm. 2), S. 13.

6 Pohl: Ludwig Marum (1882–1934) (wie Anm. 2), S. 154.

7 Zu Adam Remmele vgl. Andreas Cser: Vom Altneudorfer Müllergesellen zum badischen Staatspräsidenten Adam Remmele (1877–1951), in: Schönauer Geschichtsblätter 3 (1983), S. 25–36; Günter Wimmer: Adam Remmele: ein Leben für die soziale Demokratie. Ubstadt-Weiher 2009; Günter Wimmer: Adam Remmele: ein Leben für die soziale Demokratie, in: Badische Heimat 91 (2011), S. 127–130; Gerhard Kaller: Adam Remmele, bad. Minister und Staatspräsident, in: Badische Biographien Band 2 (1987), S. 225–228; Hans-Georg Merz: Adam Remmele, in: NDB 21 (2003), S. 418–419.

8 Cser: Vom Altneudorfer Müllergesellen (wie Anm. 7), S. 32.

9 Zu Hermann Remmele vgl. Cser: Vom Altneudorfer Müllergesellen (wie Anm. 7), S. 33 f.; Christoph Clasen: Hermann Remmele, in: Badische Biographien 5 (2005), S. 233–235; Hermann Weber: Hermann Remmele, in: NDB 21 (2003), S. 419.

10 Cser: Vom Altneudorfer Müllergesellen (wie Anm. 7), S. 34.

11 Zit. nach Cser: Vom Altneudorfer Müllergesellen (wie Anm. 7), S. 35.

12 Zit. nach Cser: Vom Altneudorfer Müllergesellen (wie Anm. 7), S. 35; zum Kampf Remmeles gegen den Nationalsozialismus vgl. auch Hans Georg Merz (Bearb.): Der Nationalsozialismus im Vormarsch: Politische Versammlungen im Hochschwarzwald. Quellenmaterial für den Unterricht, in: Archiv Nachrichten Nr. 20 Mai 2000.

13 Zu Josef Schofer vgl. die liebevolle, auf breiter Materialbasis geschriebene Biographie: Pius Enderle: Dr. Joseph Schofer. Der ungekrönte Großherzog von Baden. Karlsruhe 1957; zu Schofer vgl. zudem: Clemens Siebler: Schofer, Joseph, rk. Geistlicher, Zentrumspolitiker, MdL, BB (1990) S. 244–47; Helmut Bender: Demokrat und Föderalist … Politiker von vornehmer, selbstloser und sozialer Denkart; Joseph Schofer, Der ungekrönte Großherzog von Baden, in: Helmut Bender: »Badisches«. Waldkirch 1983. S. 162–179.

14 Zu Heinrich Köhler vgl. Joseph Becker: Heinrich Köhler in: Neue Deutsche Biographie 12(1979) S. 305/306 (online Fassung); URL: http://wwwdeutsche-biographie.de/pnd118724207.html, Joseph Becker (Hrsg.): Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmannes Heinrich Köhler (1878–1949). Stuttgart 1964; Joseph Becker: Heinrich Köhler, 1878–1949, Lebensbild eines badischen Politikers, mit dokumentarischem Anhang aus dem Nachlass, in: ZGO 110(1962/63) S. 417–490; Uwe Uffelmann: Heinrich Köhler (1878–1949), in: Reinhold Weber/Ines Mayer (Hrsg.): Politische Köpfe aus Südwestdeutschland. Stuttgart 2005. S. 225–232; Uwe Uffelmann: Heinrich Köhler, in: Badische Biographien 4 (1996), S. 163–168.

15 Josef Becker: Heinrich Köhler (wie Anm. 14).

Anschrift des Autors:
Michael Kitzing
Samlandstraße 31
78224 Singen a. H.

Friedrich Keim 1852–1923

Ein pädagogischer Schrittmacher im deutschen Südwesten

Leonhard Müller

In einem Besichtigungsbericht des badischen Oberschulrats über das Karlsruher Mädchengymnasium und dessen Leiter vom Dezember 1907 heißt es: Direktor Keim, der daneben einer übergroßen Höheren Mädchenschule mit 743 Schülerinnen vorsteht, hat »ein väterlich-freundliches Herz, ohne patriarchalische und pastorale Allüren, echt männlich, wissenschaftlich, ernst. Lehrer und Lehrerinnen sehen in ihm das vollendete Muster und Vorbild. Seine Erziehungsgrundsätze bringt er mehr durch sein Beispiel, als durch Vorschriften zu allgemeiner Anerkennung. Jeder Individualität gönnt er ihre Rolle … Auch den Schülerinnen wird viel Freiheit gegönnt. Sie dürfen z. B. Wahlsprüche, in Holz gebrannt, in die Klassenzimmer hängen, wobei der Humor sein Recht bekommt. In einer Klasse hing z. B. der Spruch »Stelle dich nicht dümmer an als du bist«.[1]

Friedrich Keim

Es lohnt also die Erinnerung an einen souveränen Pädagogen, einen begeisterten Humanisten, vor allem einen Schrittmacher im badischen Schulwesen über 40 Jahre, weil so manches Vergangene wieder aktuell erscheint.

Friedrich Keim[2], 1852 in Dürkheim als Pfarrerssohn geboren, studierte Altphilologie in Tübingen, Leipzig, München und Heidelberg, wurde Lehramtspraktikant, erst »noch befangen, mit ziemlicher Leblosigkeit im Unterricht«, aber bald ein gewissenhafter Lehrer, schon 1876 Professor, also fest angestellt, am Progymnasium Offenburg. Doch er sehnte sich nach einem »größeren Wirkungskreis« und wurde 1880 an das Karlsruher Gymnasium versetzt. 1902 ernannte ihn Großherzog Friedrich zum Direktor jener Institution, die als erstes humanistisches Mädchengymnasium in Deutschland bekannt wurde. Das war ein wichtiger Fortschritt im Gymnasialwesen, ja auch in der Bildungspolitik, denn diese Jahrzehnte um die Jahrhundertwende waren durch vielfältige Umbrüche, Entwicklungsprozesse, neue Positionierungen gekennzeichnet.

Der Abschied vom alten ehrwürdigen Kaiser 1888, der Abschied von Bismarck 1890 und der Sprung in die nächste Generation mit dem nervösen Modernismus eines Wilhelm II., die explosive Bevölkerungsentwicklung und der rasante Aufschwung der Indus-

trie, das drängte zu neuen Fragestellungen auf vielen Gebieten. Zunächst hatte man im Rausch der nationalen Einheit verharrt, aber seit der Jahrhundertwende wuchs die Skepsis an den bisherigen Lebensformen, im Wohnen, in der Naturbegegnung, so auch im Bildungswesen, wo die Kritik am Gymnasialmonopol aufbrandete und man doch gerade an Qualifikationen festhielt. Viele Eltern schickten den Sohn nur auf das Gymnasium, um ihn mit der Obersekundareife nach Klasse 10 das »Einjährige« erreichen zu lassen, also nur ein Jahr Militärdienst. Und mit dem Abitur öffnete sich die Universitätslaufbahn als Weg in das höhere Bürgertum, auch wenn man den Weg über eine Bildungsphilisterei mit seinen lateinischen und griechischen Stilübungen kritisierte.

Dennoch: Das Gymnasium lockte nicht nur mit Zugangsberechtigungen. Die Zugehörigkeit zum Bildungsbürgertum versprach, in der Gesellschaft spezifische Positionen zu gewinnen. Bildungswissen zielte nicht nur auf das schnöde Professionelle. Mit der Teilhabe an der allgemeinen kulturellen Entwicklung, mit der verfeinerten Hochsprache, bereichert durch fremdsprachige Zitate und Wendungen, unterschied man sich von denen mit restringiertem Sprachcode. Und Bildung überwand auch Einkommensunterschiede, denn dem brillanten Vortrag eines schlichten Gymnasiallehrers lauschten auch hochmögende Rechtsanwälte, die sich ein Mäzenatentum leisten konnten.[3] Man gehörte also zur sozial angesehenen, intellektuellen Bildungsschicht – doch auch die Frauen?

Mädchenschulwesen

Seit Einführung des Schulpflicht bot sich für Jungen nach der Grundschule die Bürgerschule, später die Realschule oder das Gymnasium an. Für Mädchen gab es anfangs des 19. Jahrhunderts dafür die »Höhere Töchterschule«, zunächst privat, 1838 in Karlsruhe von der Stadt übernommen. Der Lehrplan sah neben Deutsch, Geschichte, Französisch etwas Englisch, Mathematik und Naturkunde, viele Stunden in Handarbeit neben Kontakten mit Musik und Kunst vor, gemäß dem damaligen Gesellschaftsverständnis, eine Bildung, die zwar »allgemein«, aber nicht »gelehrt«, mehr praktisch, ästhetisch-literarisch und auf das »Gemüt« bezogen sein sollte.[4] Dies galt ganz der Vorbereitung als Hausfrau und Mutter, unabhängig von dem industriellen Aufschwung und dessen Bedarf an Arbeitskräften, unabhängig von der zunehmenden Zahl unverheirateter Frauen ohne qualifizierte Berufsbildung. Eine weitere Förderung der Töchtererziehung sollte allein auf den Ehepartner ausgerichtet sein. »Es gilt, dem Weibe eine der Geistesbildung des Mannes in der Allgemeinheit der Art und der Interessen ebenbürtige Bildung zu ermöglichen, damit der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit seiner Frau an dem häuslichen Herde gelangweilt und in seiner Hingabe an höhere Interessen gelähmt werde, dass ihm vielmehr das Weib mit Verständnis dieser Interessen und der Wärme des Gefühls für dieselben zur Seite stehe.«[5]

Das klang 31 Jahre später auf der 18. Versammlung des Deutschen Vereins für das Höhere Mädchenschulwesen in Danzig Oktober 1903 nicht wesentlich anders, aber doch mit dem viel stärkeren Akzent auf eine erweiterte Berufsausbildung. Seit den Aktivitäten der Frauenbewegung, zuerst manifestiert durch den Allgemeinen Deutschen Frauenverein 1865, wurden in den folgenden Jahrzehnten neue Forderungen präzise formuliert. Helene Lange, die führende Vertreterin dieser Be-

wegung, forderte in einer Broschüre 1887 an das preußische Abgeordnetenhaus eine Neuordnung des Mädchenschulwesens und mehr weiblichen Einfluss, z. B. in den Fächern Religion und Deutsch, und von Staatswegen mögen »Anstalten zur Ausbildung wissenschaftlicher Lehrerinnen für die Oberklassen der höheren Mädchenschulen … errichtet werden«, quasi eine Frauenhochschule als Reservat für Lehrerinnen unter weiblicher Leitung; eine völlige Angleichung an die Knabenschulen, was aber die Lehrer an Mädchenschulen forderten, erschien noch zu gewagt.[6]

Während in anderen Staaten Europas Frauen zum Universitätsstudium zugelassen wurden,[7] versagte man dies in Deutschland aufgrund der fehlenden Abiturpüfung. Da aber im Bürgertum u. a. die Probleme um eine Versorgung unverheirateter Frauen wuchsen, nahm die Forderung nach einem Mädchengymnasium feste Formen an, um Frauen z. B. den Beruf einer Ärztin zu ermöglichen. So wurde in Karlsruhe im September 1893 ein solches mit einer ersten Klasse zunächst vom »Frauenbildungs-Reform-Verein« organisiert und finanziert, 1897 von der Stadt Karlsruhe mit dem Status einer öffentliche Schule und fest besoldeten Lehrerkräften übernommen. 1899 verließen die ersten Abiturienten diese Anstalt. »Am Beispiel Badens folgten bald die übrigen Bundesstaaten, so dass den Abiturientinnen des Karlsruher Mädchengymnasiums allein an allen später gebildeten Mittelschulen für Mädchen sich keine deutsche Hochschule mehr verschließt.«[8]

Drei Jahre später wurde Friedrich Keim Leiter dieses Teil der Höheren Mädchenschule, zunächst noch in der Sophienstraße, heutiges Fichte-Gymnasium, beheimatet, ab 1911 in einem eigenen Gebäude, später unter dem von Keim bewusst ausgewählten Namen »Lessing-Schule« untergebracht. Diese neue Schulart wurde von ihm nicht mit emanzipatorischen Sentenzen ausgestattet, sondern als ein allgemein gesellschaftspolitisches Ergebnis dargestellt. So heißt es z. B. im Bericht Keims auf der oben zitierten Danziger Tagung. »Auf Arbeit und würdige Geistestätigkeit hat die Frau ein Anrecht wie der Mann … einerseits im Weibe alle Verstandes-, Gemüts- und Willenskräfte zu voller und freien Entfaltung zu führen, … andererseits die gewonnen Bildungsschätze zum Nutzen der Allgemeinheit zu verwerten, sie an der Kulturarbeit teilnehmen zu lassen, zu der sie die nötigen geistigen und sittlichen Eigenschaften mitbringt, ihr also auch die höheren Berufe zu ermöglichen; falsch ist die Meinung, dass bei höherer Verstandesbildung die Eigenart der Frau, ihre Gemütstiefe und ihr Gemütsreichtum notleide.«[9]

Gerade dieses letzte Argument war eine Formel, mit der sich die Kritiker einer erweiterten Mädchenbildung nicht abfinden konnten. So tönte z. B. ein hessischer Vertreter des Vereins akademisch gebildeter Lehrer in den Südwestdeutschen Schulblättern: »Denn es ist unbestreitbar, für den gesunden Mann verlieren studierende und gelehrte Mädchen an Begehrbarkeit«, ja diese verlören die Lust an der Hausarbeit, wollten Berufe den Männern wegnehmen, die deshalb wiederum nicht heiraten könnten, ja »eine Geschlechtsgenossin, die die Ehe mordet.«[10] Von Mannweibern und Blaustrümpfen war die Rede, und 1912 gründete man einen »Bund der Bekämpfung der Frauenemanzipation«. Drum war es wichtig, dass ein Mitglied des Oberschulrats, der »Schulmonarch« des Bismarck-Gymnasiums, Geh.Rat Dr. Wendt, in einem Visitationsbericht des Karlsruher Mädchengymnasiums betonte: »Davon, dass eine einzige der dort unterrichteten Schülerinnen, die mir in der Prüfung vorgeführt wurden, durch die ver-

gangene ernste und gründliche Beschäftigung mit den alten Sprachen (Homer, Herodot, Sophokles usw.) an echter Weiblichkeit auch nur im mindesten Einbuße erlitten, kann gar nicht die Rede sein.«[11]

Friedrich Keim, ein begeisterter Humanist, trug in diesem Sinne auf der Danziger Tagung vor und verband das Fach Griechisch, das er in den letzten Klassen unterrichtete, mit diesem Anspruch an die Mädchenbildung: »Geschenk der Griechen ist doch ihr Grundgedanke nach unsrer ästhetischen und geistigen Kultur – und das weibliche Geschlecht ist in unserer materialistischen Zeit zur Mitarbeit zu befähigen, wenn es gilt, unsrer Nation ihren mit Recht gepriesenen Idealismus und Humanismus zu erhalten … Eindringen in das Helenentum mit seinem feinen Gefühl für schöne Form und menschlich wahre Empfindung spricht die weibliche Natur mehr an als andre Mittel zur höheren Geistesbildung … Wahre und echte Begeisterung zeigt sich daher auch bei den Mädchen des Karlsruher Mädchengymnasiums gerade für dieses Fach; man frage die seitherigen Abiturientinnen und sie werden in der Antwort, dass sie das Griechische am liebsten betrieben haben und dass sie der Beschäftigung mit griechischer Sprache und Literatur am meisten Anregung zu allmählich weiter und weiter strebenden geistigen Schaffen verdanken, nicht auseinander gehen. Man eröffne also auch an anderen Orten befähigten, hochstrebenden jungen Mädchen diesen Jungbrunnen idealer Gesinnung … man gründe neben ›realistischen‹ Mädchenschulen ›humanistische‹.«[12] Damit meint Keim die preußischen Gymnasialkurse, seit 1902 die ersten in Köln, wo man aus Nützlichkeitsgründen das Griechisch hat fallen lassen, und zitiert aus einer Schrift »Ceterum censeo«: »Die Römer haben uns unterworfen, die Griechen werden uns frei machen.«[13]

Das Karlsruher Mädchengymnasium gewann unter Keims zwölfjähriger Leitung jedenfalls einen guten Ruf, und Besuche aus anderen Bundesstaaten sowie aus dem Ausland kamen, ja auch die Kaiserin Auguste Viktoria interessierte sich für jenen Bildungszweig, der nun »vollständig ebenbürtig« mit Knabengymnasien galt. Großherzogin Luise, mit ihrem »Badischen Frauenverein« ohnehin für die Mädchenbildung stark engagiert, nahm gern an Feiern dieser Schule teil und hat Keim 1910 zum ehrenamtlichen Kuratoriumsleiter der Viktoria-Schule ernannt, einer Parallelinstitution für Mädchen zu der von Großherzog Friedrich gegründeten Friedrich-Schule, wo die Söhne des Fürstenpaars unterrichtet wurden.[14]

Keim gehörte zur Karlsruher Gesellschaft, war natürlich Reserveoffizier geworden, hatte die Tochter eines Ministerialrats geheiratet, wurde erst Hofrat, 1910 Geh. Hofrat, wie das bei älteren Direktoren üblich war, wie auch die Auszeichnung mit dem Ritterkreuz I. Klasse vom Zähringer Löwen, 1908 mit Eichenlaub. Sein Endgehalt entsprach dem eines Landgerichtsdirektors, und damit ist ein anderes Kapitel im Wirken dieses profilierten Pädagogen angeschnitten.

Reformen – Reformen

1888 wurde Keim zusammen mit einem Realschulpädagogen Schriftleiter zunächst der »Badischen Schulblätter«, seit 1890 der »Südwestdeutschen Schulblätter«, herausgegeben vom »Verein akademisch gebildeter Lehrer«, dem sich 1890 die hessischen, 1895 die württembergischen und 1900 auch die elsass-lothringischen Philologen anschlossen. Diese letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts waren wie erwähnt erfüllt von einer lebhaften

Schuldebatte, und die Schulblätter wie auch die Schriftleitung mischten sich intensiv in diese Diskussion ein. Anlass war die Kritik an der besagten Monopolstellung des Gymnasiums, und seit der Jahrhundertmitte, wohl schon seit 1836 wurde nach dem Aufsatz des preußischen Medizinalrats Lorinser »Zum Schutz der Gesundheit in Schulen« ständig die »Überbürdungsfrage« erörtert – die, nach 1871 ein Alarmzeichen, bei Rekrutenmusterungen zu einer »Zunahme der Schwächlichkeit in der Mannschaft« führe.[15] Zudem sei der altsprachliche Unterricht im Einpauken grammatikalischer Finessen erstarrt, der die Aufnahme der antiken Kultur vernachlässige, so die Kritiker. Um Fortbildungsberechtigungen zu erlangen, brauche man neue Schulformen, z. B. das Realgymnasium, wo neben dem Unterricht in Latein nun der in zwei neuen Sprachen sowie in Mathematik und Naturwissenschaften verstärkt angeboten werde. Dies wurde besonders von Stadtverwaltungen gefordert, die die Interessen des Handels und der Industrie wahrnahmen. Viele gymnasiale Humanisten hielten eine solche Schulform für eine Sackgasse, und Keim wandte sich in Danzig entschieden dagegen. »Ein derartiger Betrieb schafft nur Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit und führt zur Halbbildung, der man entrinnen wolle.« Gleichzeitig pries er dagegen die »Ruhmestat der Stadt Karlsruhe, dass sie als die erste unter allen deutschen Städten … den Töchtern unserer engeren und weiteren Heimat diesen hohen Segen erschlossen habe.«[16] Durch die Reichsschulkonferenz 1900 war aber die Gleichwertigkeit der Schulabschlüssen von Gymnasium, Realgymnasium und lateinlosen Oberrealschulen schon beschlossen worden. Auch der von Keim verehrte Gustav Wendt sah im Realgymnasium ein Auffangbecken für jenes »Schülermaterial«, so die damals gängige Formulierung, die den Anforderungen eines Unterrichts in Griechisch nicht entsprach.

Hinter dem Beharren auf einem elitären Gymnasialmonopol hatte auch die Sorge vor einem »akademischen Proletariat« gestanden, die z. B. dazu führte, dass das Aufstocken von kleinstädtischen Progymnasien zu Vollanstalten unterbunden wurde. Wenn Keim hier von der Entwicklung überrollt wurde und sich als Schriftleiter gegen den Verdacht wehren musste, er gebe in seiner Zeitschrift nur humanistischen Artikeln Raum, so war er doch in guter Gesellschaft. Nicht nur die Erste badische Kammer und standesbewusste Ministerien teilten die Meinung der Humanisten, auch Juristen und Ärzte, ja auch Professoren des Polytechnikums, später der Technischen Hochschule, bevorzugten Studenten der alten gymnasialen Erziehung als Voraussetzung für ein erfolgreiches Ingenieurstudium.[17] Aber, so argumentierte Keim noch vor dieser durchgreifenden Reichsschulkonferenz, galt nach 1871 noch das geflügelte Wort, »dass der deutsche Schulmeister die Siege errungen … und das neue Reich geschaffen« habe[18], so würde man zwanzig Jahre später deklarieren, »welche Sünden er begehe«, dass er verantwortlich sei für »abnehmende Gottesfurcht und Königstreue«, dass vor allem das humanistische Gymnasium sich »den berechtigten Anforderungen neuer und neuester Zeit verschlossen«[19] habe. Mit Entschiedenheit weist Keim dagegen auf die veränderte Stundenzahl für »reale Bildungselemente, verbesserte Lehrmethoden« hin. Freilich kritisiert auch er Missstände des vorbereitenden Studiums an den Universitäten. »So lange die betreffenden Hochschullehrer nicht von selbst oder durch Druck vonseiten des Ministeriums davon abkommen, aus angeblichen Interesse für die reine Wissenschaft die Bedürfnisse der Schule und ihrer Zuhörer zu ignorieren, deren grö-

ßere Zahl doch später dem Lehrfach sich zuwendet«. Gerade in dieser reformfreudigen Zeit wäre auch eine Universitätsreform nötig; »doch diese gilt als ›Noli me tangere‹«. Da beruft man sich auf das vieldeutige Wort »Freiheit der Wissenschaft«. In der Ausbildung von Juristen bereite man durchaus auf die praktische Tätigkeit vor, und »was wolle man sagen, wenn etwa die Medizin auf der Hochschule erklärte, dass die künftigen praktischen Ärzte sie nichts anginge.«[20]

Ein weiterer Punkt sorgte nach 1901 für zusätzliche Diskussionen, wonach Mädchen der Besuch von Knaben-Mittelschulen künftig erlaubt sei, wobei man dabei nur als »Notbehelf« an kleine Schuleinheiten dachte, dennoch die allgemeine Frage nach einer Koedukation auslöste. Eine Umfrage des Verbandes ergab: »Die ganz überwiegende Mehrheit der badischen Mittelschullehrer ist kein Freund der Zusammenerziehung von Knaben und Mädchen,« und alle badischen Höheren Töchterschulen lehnten dies entschieden ab.[21]

Nicht minder heftig wendete man sich gegen eine andere Entwicklung. An Mädchenschulen unterrichteten unverheiratete Lehrerinnen, die eine Ausbildung in einem Lehrerseminar erfahren hatten, später nach Studium auch akademisch gebildete Lehrerinnen, neben Lehrern, die auch als Ehemänner und Familienväter erzieherischen Einfluss auf die Mädchen ausübten. Sollten bei gleicher Ausbildung demnach nicht auch Frauen eine Schule leiten? Eine lebhafte Debatte entspann sich in den Schulblättern, oft mit gehässigen Untertönen gegen jede Emanzipation,[22] die Schriftleiter Keim bedauerte und ausgleichend zu überlegen gab, es sei zwar logisch, »dass man Frauen nicht vom Direktoriat ausschließen könne«, dass dies aber in der Praxis nicht möglich sei, »bei aller Hochachtung von den Frauen, die im Lehrberuf stehen und sich ihm zuwenden werden … Die Stärke und Kraft für die aufreibende Tätigkeit eines Schulleiters hat ihnen die Natur versagt … Jedenfalls würde nach unseren seitherigen Verhältnissen und der herrschenden Anschauungen (!) einer Frau die für ein so verantwortungsvolles Amt unbedingt nötige Anerkennung der Autorität von vielen Seiten nicht zu teil«, wobei Keim nicht nur die Lehrer, sondern vor allem auch die Schülereltern meint.[23] Man spürt seine zurückhaltende Argumentation angesichts des damaligen Rollenverständnisses, denn das Ziel war ja ein anderes: Berechtigungsnachweise für Mädchen zu jedem Studium zu schaffen.

Standespolitik

Eine Durchsicht der Jahrgänge von »Schulblättern« unter Keims Ägide vermittelt ein breites Spektrum eines spezifischen Bildungssektors. Neben zahlreichen anspruchsvollen wissenschaftlichen Aufsätzen und kritischen Literaturrezensionen wogte der Kampf gegen die »Einheitsschule«, worunter man den Beginn mit Französisch in Klasse 5 bei anschließender Gabelung nach Begabung der Schüler verstand. Doch einer der Hauptgegenstände waren die beruflichen Standesprobleme der Gymnasiallehrer, in den meisten Bundesländern als Oberlehrer tituliert. Und so heißt es: »Gliederung, Avancement, Spitzenbildung fehlen in keinem Beruf mehr als dem unseren: wir müssen sie aber verlangen, nicht aus persönlichen, materiellen Rücksichten … sondern im Interesse der Allgemeinheit, der Schule und des Staates«, so Keim 1909.[24] Man muss nicht an die bedrückende Lage des Volksschullehrers erinnern, der im 19. Jahrhundert erst langsam einen Aufstiegsberuf erreichte, und Keim warb für diese

Einsicht, um angesichts deren Lage, doch die eigenen Forderungen zu überprüfen, ein weiteres Zeichen für seine Fairness. Aber für das Lehramt an Gymnasien galt auf anderer Ebene nicht anderes, sich mit akademischen Berufen in Justiz und Verwaltung zu vergleichen. Erstrebt wurde eine eigene Gliederung, eine eigenständige Bildungsverwaltung. Kultus und Unterricht resortierten in Baden wie in anderen Bundesstaaten unter anderen Ministerien, immer von einem Juristen geleitet, auch die Direktion des badischen Oberschulrats als Mittelinstanz, und erst sein letzter Leiter, v. Sallwürk, war ein Pädagoge. Als großen Erfolg wurde daher von allen Lehrern 1911 die Überführung des Schulwesens in das neue Ministerium für Kultus und Unterricht gefeiert, damit freilich auch das Ende des Oberschulrats, dessen 49jährige Tätigkeit als »geradezu bahnbrechend« gewürdigt wurde.

Avancement war das zweite Stichwort. Es bezog sich nicht nur auf eine gleiche Besoldung des Gymnasiallehrers mit Richtern in der unteren Instanz und Beamte in der Verwaltung, bei der Post, im Bauwesen, die 1908 fast erreicht wurde. In vielen Heften wurde aber nachgewiesen, welche Beförderungschancen dort bestünden im Unterschied zum Lehrerstand, »dem Aschenbrödel unter den studierten und leitenden Ständen im Staate« und föderal zersplittert, so Keim 1890.[25] Als Beispiel sei ein Bericht in den Schulblättern von 1903 vorgestellt, wo sich der Stettiner Philologenverein sich für die »Berufung eines gesamten deutschen Oberlehrertags« aussprach. »Der deutsche Offiziersstand« heißt es da, »sei jetzt ein nach Vorbildung, Besoldung, Titulatur und Rangstellung einheitlicher und geschlossener Stand«. Damit »beruhe seine Wertschätzung, sein Ansehen und seine Kraft: Wie stehe es nun aber mit der Einheitlichkeit und Geschlossenheit des deutschen Oberlehrerstandes?« Die föderalen Zersplitterungen in all den oben genannten Kriterien werden beklagt, ja auch die Ziele der einzelnen Oberlehrerverbände. »In Baden erhalte jeder akademisch gebildete Lehrer bei fester Anstellung den Titel ›Professor‹, während in anderen Ländern daran nicht zu denken sei.« Titulaturen würden willkürlich gebraucht werden, doch Baden sei »auch in dieser Beziehung den berechtigten Ansprüchen der höheren Lehrerschaft nach schweren Kämpfen größeres Verständnis und Wohlwollen entgegen gebracht worden.«[26] Skurrile Beispiele werden bei der Besoldung angeführt, so z. B. ein Mitglied einer mecklenburgischen Stadtbehörde, das sich gegen eine Gehaltserhöhung eines Philologen ausgesprochen habe, denn »dessen Frau Oberlehrer M. habe sich noch vor 8 Tagen ein ›samtenes‹ Kleid gekauft«, und manche Quängeleien wären noch aufzulisten. Der frühere preußische Kultusminister Bosse wird mit einem Schreiben vom April 1901 angeführt: »Endlich wird ja doch auch die minderwertige Behandlung der höheren Lehrer durch Miquel [seit 1890 preußischer Finanzminister] aufhören. Ich habe als Minister für sie im Staatsministerium gekämpft, bis es fast zur Explosion kam … Miquel verweist die höheren Lehrer auf ihren Idealismus. Gut. Dann muss man sie aber nicht wie Schuhputzer behandeln.«[27]

Wer heute als Glied einer »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« diesen und viele andere Beiträge liest, dem wird das Klassendenken jener Jahrzehnte erneut bewusst. Es ging ja nicht nur um Äußerlichkeiten in der Staatsdienerordnung; eine Vielzahl von unterschiedlichen Leistungen wie Wohngeldzuschuss, Umzugsgelder u. a. hing neben den Besoldungsstufen von der restriktiven Finanzpolitik gegenüber einzelnen Beamtengruppen ab. Keim erkennt sehr wohl, dass manchen dieses Ringen um

Titel, Rang, Gehalt und »ein Kampf um sie als kleinlich vorkommen; aber wir leben in der deutschen Welt, in der dann doch diese Dinge auf die Einschätzung des Standes als solchen zurückwirken.«[28] Was ist uns die Bildung wert, wie achten wir jene Berufe, die sie vermitteln, würde man heute formulieren und sich fragen, ob nicht die Meinung des Philosophen Theobald Ziegler in seiner Schrift »Der Deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts« über den Lehrerberuf auch heute noch zuweilen vertreten wird: »Zum Studium der Philologie aber entschließt sich … mancher nur darum, weil er eigentlich zu keinem einzigen frischen Weltberuf in sich die Bedingungen fühlt und sich hier so an Rande des vollen Menschlebens hindrücken zu können glaubt, zwischen den stummen Büchern und der bescheidenen Schulstube, wo das Tun keine weitere Kreise beschreibt, wo kein ganzer Mann von Nöten ist«.[29]

1907 einigten sich die Gymnasiallehrer auf der 22. Jahresversammlung in Mannheim, sich in Zukunft als erster süddeutscher Verein als »Badischer Philologenverein« zu bezeichnen, eine Entscheidung, die bald Schule machte, um wenigstens als Titel »Philologenverband« eine einheitliche Interessenvertretung der Gymnasiallehrer – bis heute – zu deklarieren.

1904 hat Keim als Schriftleiter einem Nachfolger nach mehr als 15 Jahren Platz gemacht, vom Plenum in Freiburg gefeiert. »Es waren fast durchweg Kriegsjahre, die der Verein durchgemacht hat, und die Schulblätter waren das Banner, um das wir uns scharten«; die »mutige und besonnene Art« dieses Schriftleiters wäre ein Garant dafür gewesen.[30] Keim wurde 1. Vorsitzender des Badischen Vereins bis 1912, dann Ehrenmitglied.

Die Jahrhundertwende kennzeichnete, wie erwähnt, jene gesellschaftliche Umbrüche, die auch die Berufsgeschichte der »akademisch gebildeten Lehrer« einschließen. Man kämpft um den Erhalt des damals elitären Gymnasiums, will es aber reformieren, denn zu viele Interessenten verlangen nach höheren Abschlüssen. Zugleich fürchtet man ein »Akademikerproletariat«, will aber Mädchen das Studium ermöglichen. Als Gymnasiallehrer will man mit anderen gleichziehen und sich nach unten absetzen, von der Bedeutung des »deutschen Schulmeisters« für Nation und Humanismus überzeugt, sieht sich aber dauernder Kritik aufsteigender Schichten ausgesetzt und durch bürokratische Schranken gegängelt. Im liberalen Baden mögen die Hemmnisse geringer gewesen sein, nicht zuletzt dank verdienter Pädagogen und einer einsichtigen Verwaltung. Aber Spannungen gab es genug, bis diese Gesellschaft ein Blitz der Weltgeschichte traf und die Nation nach 1918 vor ganz andere Aufgaben stellte.

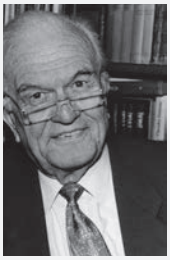
»Geheimer Oberregierungsrat«

1914 ernannte Großherzog Friedrich I. Keim zum Geheimen und Vortragenden Rat im Ministerium des Kultus und Unterrichts und zum Leiter der Höheren Lehranstalten in Baden. Da äußerte sich der Philologenverein. »Seine Person bürgt dafür, dass wir auch für den Stand hoffen dürfen, was in seinen Kräften liegt.«[31] Freilich litt bald alles unter den Kriegsverhältnissen, und in den Schulblättern häuften sich die Sammelanzeigen gefallener Gymnasiallehrer. 1915 bis 1917 wurde Keim Mitglied in der Reichsschulkonferenz und nahm an Abiturprüfungen deutscher Schulen im Ausland teil, besonders an jenem Internat im schweizerischen Davos, das ihm besonders am Herzen lag. 1916 wurde er mit dem Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnet, vor

seiner Pensionierung August 1919 von der Universität Heidelberg zum Dr. phil h.c. promoviert. Als er im April 1923 starb, schrieb ein ehemaliger Schüler in den Schulblättern: »Sein imponierendes Äußere, sein kraftvolles Auftreten stand im lichten Gegensatz zu dem kümmerlichen Aussehen und ängstlichem Wesen gar mancher Lehrer jener Zeit, die in engen Verhältnissen nur ihrer Berufsarbeit lebten.«[32] Ein Schrittmacher nicht nur in Baden, zwar Kind seiner Zeit, aber mit Blick für die Zukunft.

Anmerkungen

1 GLA 235-3016.
2 Badische Biographien NF, Bd. V, S. 141.
3 Vgl. Th. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918, München 1993, S. 382 ff.
4 A. a. O. 561 ff.
5 Zitiert nach »100 Jahre Mädchen-Gymnasium in Deutschland.« Karlsruhe, Braun Verlag Karlsruhe 1993, S. 19.
6 Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, München 1991, Bd. IV, S. 282.
7 Schweiz 1840, Frankreich 1863, England 1865, Schweden 1870, vgl. G. Kaller, Mädchenbildung und Frauenstudium, ZGO 1992, Bd. 140, S. 361–62.
8 Südwestdeutsche Schulblätter (SWBl) 1909, S. 148.
9 A. a. O. 1903, S. 361.
10 A. a. O. 1906, S. 91.
11 S. Reichenberger, Das Karlsruher Mädchengymnasium in den ersten fünfundzwanzig Jahren, Karlsruhe 1918, S. 23.
12 SWBl. S. 103, S. 365, In diesem Zusammenhang ist die heutige Beteiligung von Mädchen am Landeswettbewerb für alte Sprachen der Stiftung »Humanismus heute« interessant. 2011 haben in der 1. Runde von 90 Teilnehmern 61 Mädchen neben 28 Jungen teilgenommen, in der 2. Ausscheidung 32 zu 13, in der letzten 7 zu 4, wovon drei Mädchen die möglichen Stipendien der Studienstiftung des deutschen Volkes gewannen.
13 Vgl. Anm. 12.
14 L. Müller, Über die Reform der Töchtererziehung, ZGO 2005, Bd. 153, S. 364 ff.
15 L. Müller, Gustav Wendt, in »Lebensbilder aus Baden-Württemberg«, Stuttgart 1998, Bd. 19, S. 385.
16 SWBl. 1903, S. 364.
17 So der Chemiker Prof. Carl Engler, Begründer der Erdölforschung, 1883–84, 1889–90 Rektor des Polytechnikums. Gutachten der Technischen Hochschule in Karlsruhe über die Oberrealschulen.
18 SWBl. 1891, S. 2.
19 A. a. O. 1899, S. 98.
20 A. a. O. 1893, S. 125–126.
21 A. a. O. 1909, S. 230.
22 So forderte ein hessischer Leser, die Südwestdeutschen Schulblätter sollen »Namen solcher Amtsgenossen, die sich freiwillig unter weiblicher Leitung begeben, künftig rücksichtslos veröffentlichen«, denn das Prestige des ganzen Oberlehrerstandes gerate in Gefahr. SWBl. 1909, S. 331.
23 SWBl. 1909, S. 229.
24 A. a. O. 1909, S. 519.
25 A. a. O. 1890, S. 218.
26 A. a. O. 1903, S. 54.
27 A. a. O. 1906, S. 51.
28 A. a. O. 1910, S. 518.
29 A. a. O. 1904, S. 185.
30 A. a. O. 1904, S. 216.
31 A. a. O. 1914, S. 165.
32 A. a. O. 1923, S. 128–127.



Anschrift des Autors:
Dr. Leonhard Müller
Erlenweg 2, III, 7/7
76199 Karlsruhe

Ernst Krieck

Volker Sellin

Am 19. März 2012 jährte sich zum fünfundsechzigsten Mal der Todestag des Pädagogen Ernst Krieck. Der Ort seines Ablebens war durch die Rolle bedingt, die er als führender Ideologe des nationalsozialistischen Regimes gespielt hatte. Krieck starb im amerikanischen Internierungslager Moosburg an der Isar, wo er auf den Abschluss seines Entnazifizierungsverfahrens wartete.

Krieck wurde am 6. Juli 1882 in Vögisheim, heute ein Stadtteil von Müllheim/Baden, als Sohn eines Maurermeisters geboren.[1] Nach dem Besuch der Volksschule und der Realschule in Müllheim studierte Krieck von 1898 bis 1900 am Karlsruher Lehrerseminar. Bis 1909 wirkte er als Unterlehrer in Brötzingen und Ettersbach bei Pforzheim, in Pforzheim selbst und in Weinheim, ab 1904 in Mannheim. Von 1909 bis 1924 war er Hauptlehrer in Mannheim. Das Studium am Lehrerseminar hatte sein wissenschaftliches Interesse nicht befriedigt. Daher bildete er sich neben seiner Tätigkeit als Volksschullehrer durch Selbststudium weiter. Zunächst beschäftigte er sich mit der Philosophie des deutschen Idealismus und mit der überlieferten Pädagogik Herbartscher Prägung. Rückblickend schrieb er im Jahre 1942 über diese Lebensphase: »Der Verlag Reclam ist meine erste Universität geworden, da mein Monatslohn von 66,66 RM nicht weiter reichte«.[2] Im Deutschen Lehrerverein und in Artikeln für die Badische Lehrerzeitung setzte er sich gleichzeitig für die überkonfessionelle Volksschule und für die Erleichterung des Zugangs von Arbeiterkindern zu den höheren Bildungsanstalten ein. Kriecks ausgedehnte Lektüre schlug sich in zahlreichen Publikationen nieder. Den Anfang machte 1910 das Buch »Persönlichkeit und Kultur«. 1917 folgte »Die deutsche Staatsidee«. 1922 veröffentlichte Krieck im Verlag Eugen Diederichs in Jena eine »Philosophie der Erziehung«.

In diesem Buch entfaltete Krieck seine erziehungswissenschaftlichen Grundgedanken. Der herrschenden Pädagogik warf er vor, sie verenge den Erziehungsbegriff auf den Unterricht für Kinder und Heranwachsende in der Schule: »Allgemeine Erziehungslehre war bisher erweiterte Unterrichtslehre«.[3] Im Gegensatz dazu entwickelte Krieck einen soziologischen Erziehungsbegriff und bestimmte Erziehung als »eine Urfunktion im Gemeinschaftsleben«, als einen unreflektierten, universalen gesellschaftlichen Vorgang, der in jeder Gemeinschaft ungeplant stattfinde, wo immer Menschen miteinander kommunizierten, und der den einzelnen infolgedessen bis zu seinem Tode kontinuierlich präge.[4] Krieck fand dafür die bündige Formel: »Alle erziehen alle jederzeit«.[5] Aufgabe der Erziehungswissenschaft sei dementsprechend, den sozialen Prozess des Erziehungsgeschehens und seine Wirkungen zu erforschen, statt sich auf die Techniken der Vermittlung von Fertigkeiten und Kenntnissen an Kinder und Jugendliche zu beschränken. Dem Unterricht in Schule oder Werkstatt gestand Krieck lediglich die Funktion zu, die in der Gesellschaft spontan ablaufenden Erziehungsprozesse zu

unterstützen und zu ergänzen. Sein Kernanliegen war eine »autonome Erziehungswissenschaft«, die sich nicht in den Dienst willkürlich formulierter Bildungsziele stelle, sondern deren Bestimmung der gesellschaftlichen Entwicklung überlasse.[6] Krieck unterschied zwei Wege, nach denen sich in der Gesellschaft Erziehungsziele bildeten. Grundsätzlich tendiere jede Generation dazu, die je eigene Lebensform zu reproduzieren und an die nächste Generation weiterzureichen. Krieck nannte diesen Vorgang den konservativen Typus der Erziehung. Neben den konservativen stellte er den revolutionären Typus der Erziehung. Damit war eine Form der Erziehung gemeint, die darauf abzielt, die Gesellschaft zu verändern. Ihr Sinn sei die »Verwirklichung eines noch nicht Seienden, eines Seinsollenden«.[7] Der Drang nach Veränderung rühre daher, daß neue Ideen in der Gesellschaft aufträten. Entsprechend den Grundsätzen seiner autonomen Erziehungswissenschaft räumte Krieck neuen Ideen allerdings nur unter der Voraussetzung Chancen auf Verwirklichung ein, daß sie sich in der Gesellschaft tatsächlich durchsetzten und der gesellschaftlichen Entwicklung eine neue Richtung wiesen.

Die »Philosophie der Erziehung« erfuhr breite Zustimmung. Bis 1930 wurden 6000 Exemplare gedruckt. Die Philosophische Fakultät der Universität Heidelberg verlieh Krieck, der weder an einer Universität studiert noch akademische Titel erworben hatte, für das Buch im Jahre 1923 auf Vorschlag des Philosophen Ernst Hoffmann die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie. Niemand sah damals voraus, daß die in dem Buch vertretenen pädagogischen Positionen eines Tages zum Ausgangspunkt für eine inhumane Ideologie werden könnten. Tatsächlich verzichtete Krieck in seiner »Philosophie der Erziehung« auf normative Setzungen. Der Hinweis auf den revolutionären Typus sozialer Erziehung sollte sich jedoch später als Einfallstor für nationalsozialistisches Gedankengut erweisen. Wie Dominic Kaegi unlängst urteilte, war Kriecks Konzeption eines »kulturrelativistischen Erziehungsgedankens« zwar »keineswegs nationalsozialistisch angelegt«, aber sie erwies sich als »jederzeit nationalsozialistisch anwendbar«.[8] Im Jahre 1932 trat Krieck in die NSDAP und in den Nationalsozialistischen Lehrerbund, zwei Jahre später auch in die SS ein, in der er bis 1938 zum Obersturmbannführer aufstieg. Gleichzeitig arbeitete er im Sicherheitsdienst des Reichsführers SS mit. Im November 1933 schloss er ein Manuskript ab, das schon im Titel an das Buch von 1922 anknüpfte, jedoch zugleich die Anpassung an die neuen Machtverhältnisse in Deutschland zum Ausdruck brachte: »Nationalsozialistische Erziehung, begründet aus der Philosophie der Erziehung«. Krieck hielt auch jetzt an der These fest, daß Erziehung »als geistige Urfunktion des menschlichen Lebens« in jeder Gemeinschaft allezeit spontan und ohne Absicht stattfinde.[9] Er fügte jedoch hinzu, die zahlreichen kleineren und größeren Sondergemeinschaften würden in Deutschland letztlich umschlossen von der zugrundeliegenden Gemeinschaft des Volkstums. Das Volkstum verstand Krieck als rassisch bedingte Eigenart der Deutschen, die allerdings als solche begriffen werden müsse. Erst wenn sie begriffen sei, könne sie durch Erziehung in eine neue, ihre angeblich vorbestimmte Daseinsform gehoben werden. Formal entsprach diese Form der Erziehung dem 1922 definierten revolutionären Typus der Erziehung. Während Krieck Inhalt und Zielrichtung der neuen Ideen damals jedoch völlig offen gelassen und der gesellschaftlichen Entwicklung anheimgegeben hatte, erklärte er zehn Jahre später die nationalsozialistische Weltanschauung zur Richt-

schnur aller künftigen Erziehung. Als Ziel der »Volkserziehung durch den völkischen Gesamtstaat« bezeichnete Krieck nunmehr die »deutsche Volkwerdung«.[10] Wie zentral dieser Gedanke für Kriecks erziehungspolitische Zielsetzung war, zeigt sich schon daran, daß er von 1933 bis 1943 eine Zeitschrift herausgab mit dem Titel »Volk im Werden«. Weil die gegenwärtige Elterngeneration selbst noch nicht in diesem Geiste erzogen worden sei und die vom Nationalsozialismus propagierten Werte daher nicht spontan weitervermitteln könne, forderte Krieck jetzt, daß die nachwachsende Generation die Erziehung in die eigene Hand nehme. Dementsprechend empfahl er, die Erziehung der Kinder und Jugendlichen den nationalsozialistischen Jugendorganisationen zu übertragen.[11] Die öffentlichen Bildungsanstalten bis hin zur Hochschule aber müssten, wie Krieck schon 1932 in dem Buch »Nationalpolitische Erziehung« ausgeführt hatte, ihre Aufgaben am Ziel der »völkisch-politischen Weltanschauung« orientieren.[12] Im Zeichen dieses Ziels forderte er eine rassisch, völkisch und nationalsozialistisch ausgerichtete Wissenschaft. In den Jahren 1936 bis 1938 veröffentlichte Krieck eine »Völkisch-politische Anthropologie« in drei Teilen, mit der er eine Grundlegung aller Wissenschaften auf dem Boden der »nationalsozialistischen Revolution« geleistet zu haben glaubte.[13] Spätestens mit dieser Veröffentlichung reihte Krieck sich in die Gruppe der führenden Ideologen des Dritten Reichs ein. Bereits im August 1933 hatte er im Vorwort zur 14. Auflage der »Nationalpolitischen Erziehung« selbstbewusst geschrieben, dieses Buch habe ganze Schichten der Gebildeten für die nationalsozialistische Bewegung gewonnen.

Schon kurz nach der Machtergreifung erhielt Krieck Gelegenheit, sich am nationalsozialistischen Umbau der deutschen Universität zu beteiligen. Im Mai 1933 wurde er auf einen Lehrstuhl für Pädagogik an die Universität Frankfurt und zugleich zum Rektor dieser Universität berufen. Im Jahre 1934 folgte der Ruf an die Universität Heidelberg auf den Lehrstuhl, den bis 1932 der Philosoph Heinrich Rickert innegehabt hatte. Der Lehrstuhl wurde für Krieck umgewidmet in Philosophie und Pädagogik. Um sein Urteil gebeten, hatte Karl Jaspers die Berufung Kriecks auf einen Lehrstuhl für Pädagogik befürwortet. Über sein Profil als Philosoph hatte er sich indessen ausgeschwiegen.[14] Im Sommer 1935 wurde Krieck zum Leiter des Nationalsozialistischen Dozentenbunds im Gau Baden ernannt. Zwei Jahre später wurde er als Nachfolger des Arbeitsrechtlers Wilhelm Groh zum Rektor der Universität Heidelberg berufen.[15] Der Weg ins Rektorat hatte im April 1935 über die Berufung Kriecks in den von Groh geschaffenen und in der Universitätsverfassung nicht vorgesehenen »Stab des Führers der Universität« geführt.[16] Als Rektor suchte Krieck die Universität möglichst umfassend mit dem Geist des Nationalsozialismus zu durchdringen und in diesem Sinne »auf den Weg der inneren Reform zu leiten, auf den Weg, der die Einheit von Weltanschauung und Wissenschaft, die Durchdringung und Erneuerung der Wissenschaft von der Weltanschauung her zum Ziel hat«.[17] Schon im folgenden Jahr gab er das Rektorat unter Hinweis auf seine angegriffene Gesundheit wieder auf. Im selben Jahr trat er auch aus der SS aus. Im Jahre 1941 lehnte er einen Ruf an die Universität Straßburg ab. Am 30. März 1945 besetzten amerikanische Truppen die Stadt Heidelberg. Am 6. April wurde Krieck in seiner Wohnung verhaftet und in das Internierungslager Aldingen bei Ludwigsburg verbracht. Im Jahre 1946 wurde er zuerst in das Lager Garmisch, dann in das Lager Moosburg in Oberbayern verlegt. Dort

ist er am 19. März 1947 gestorben.[18] Krieck hinterließ seine Ehefrau Maria Eugenie geb. Perrin (1875–1953) und eine Tochter, Ilse Lore (1913–1976).

Krieck veröffentlichte im Jahre 1942 unter dem Titel »Erlebter Neuidealismus« eine, wie er sich ausdrückte, »Selbstdarstellung seines Werdegangs«.[19] Der Titel verweist auf den philosophischen Ausgangspunkt seines Denkens zu Beginn des Jahrhunderts. Krieck hatte damals versucht, aus der Philosophie des deutschen Idealismus einen Ansatz für eine Erneuerung der Kultur zu gewinnen. Diese Hoffnung gab er später wieder auf, ja, er hatte, wie er 1942 schrieb, inzwischen die Philosophie selbst als einen Irrtum verworfen. Die autobiographische Skizze lässt erkennen, daß Krieck unter der Nichtachtung litt, die ihm als Volksschullehrer und Autodidakten aus den Kreisen der Universitätsgelehrten entgegenschlug.

Krieck war ein außerordentlich fleißiger Schriftsteller. Die von Eckhard Thomale erstellte Bibliographie verzeichnet allein 776 Bücher und Aufsätze. Die meisten seiner Bücher erlebten mehrere Auflagen. Bis 1941 wurden rund 300 000 Exemplare verkauft, von der »Nationalpolitischen Erziehung« allein 80 000. Schon das spricht dafür, daß seine nationalsozialistische Erziehungslehre beträchtlichen Einfluß gewann. Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches bekannte Krieck gegenüber der amerikanischen Militärregierung: »In meinen Arbeiten lassen sich Weltanschauung und Wissenschaft nicht trennen«.[20]

Bibliographie

I. Schriften Ernst Kriecks:

Persönlichkeit und Kultur. Kritische Grundlegung der Kulturphilosophie, Heidelberg 1910.

Die deutsche Staatsidee. Ihre Geburt aus dem Erziehungs- und Entwicklungsgedanken, Jena 1917.

Philosophie der Erziehung, Jena 1922.

Nationalpolitische Erziehung, Leipzig 1932.

Nationalsozialistische Erziehung begründet aus der Philosophie der Erziehung, Osterwieck/Berlin 1933.

Völkisch-politische Anthropologie, 3 Teile, Leipzig 1936–1938.

Führertum und Hochschulreform, in: Volk im Werden. Zeitschrift für Kulturpolitik 5 (1937), S. 57–63.

Erlebter Neuidealismus, Heidelberg 1942.

Ewige Zeit. Grundfragen des germanischen Geschichtsbildes. Unveröffentlichtes Manuskript, 1944 (Universitätsarchiv Heidelberg).

II. Literatur über Ernst Krieck (in Auswahl):

Drüll, Dagmar, Krieck, Ernst, in: Heidelberger Gelehrtenlexikon 1933–1986, Berlin/Heidelberg 2009, S. 361 f.

Giesecke, Hermann, Hitlers Pädagogen, Weinheim 1993.

Glöckner, Wieland, Erziehung zur Volksgemeinschaft. Eine Untersuchung zum Irrationalen in der kleinbürgerlichen Erziehungstheorie Ernst Kriecks, Darmstadt 1978.

Heiber, Helmut, Universität unterm Hakenkreuz, Teil II/1, München 1992, S. 450–481.

Hojer, Ernst, Nationalsozialismus und Pädagogik. Umfeld und Entwicklung der Pädagogik Ernst Kriecks, Würzburg 1997.

Kaegi, Dominic, Philosophie, in: *Eckart, Wolfgang/Sellin, Volker/Wolgast, Eike* (Hg.), Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg 2006, S. 321–349.

Kunz, Willi, Ernst Krieck. Leben und Werk, Leipzig 1942 (mit Bibliographie).

Müller, Gerhard, Ernst Krieck und die nationalsozialistische Wissenschaftsreform, Basel 1978.

Ortmeyer, Benjamin, Krieck, Ernst, Pädagoge, in: Badische Biographien, Neue Folge, Band VI, hg. von *Fred Ludwig Sepaintner*, Stuttgart 2011, S. 231–234.

Prange, Klaus, Identität und Politik bei Ernst Krieck. Ein Beitrag zur Pathographie totalitärer Pädagogik, in: *Groth, Günther* (Hg.), Horizonte der Erziehung. Zu aktuellen Problemen von Bildung, Erziehung und Unterricht. Festgabe für Theodor Wilhelm zum 75. Geburtstag, Stuttgart 1981, S. 213–233.

Sellin, Volker, Politische Säuberung des Lehrkörpers 1945, in: *Meusburger, Peter/Schuch, Thomas* (Hg.), Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg, Heidelberg 2011, S. 144 f.

Sellin, Volker, Die Rektorate Andreas, Groh und Krieck 1933–1938, in: *Eckart, Wolfang U./Sellin, Volker/Wolgast, Eike* (Hg.), Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg 2006, S. 5–22.

Sellin, Volker, Die Universität Heidelberg im Jahre 1945, in: *Heß, Jürgen C./Lehmann, Hartmut/Sellin, Volker* (Hg.), Heidelberg 1945, Stuttgart 1996, S. 91–106.

Thomale, Eckhard, Bibliographie Ernst Krieck. Schrifttum, Sekundärliteratur, Kurzbiographie, Weinheim 1970.

Wojtun, Helmut, Die politische Pädagogik von Ernst Krieck und ihre Würdigung durch die westdeutsche Pädagogik, Frankfurt 2000.

1 Zur Biographie Kriecks vgl. die Personalakten im Generallandesarchiv Karlsruhe 235/2244–2246 und im Universitätsarchiv Heidelberg PA 1032, 4662–4666, sowie ebd. B-3029/18 und Rep. 27 (Quästur) Nr. 699 f. Photos Kriecks befinden sich im Nachlass Kriecks, Nr. 10, im Generallandesarchiv Karlsruhe sowie unter der Signatur Pos. III 00062 im Bildarchiv des Universitätsarchivs Heidelberg; die jüngste biographische Skizze über Krieck ist der Artikel von *Benjamin Ortmeyer*, Krieck, Ernst, Pädagoge, in: Badische Biographien, Neue Folge, Band VI, hg. von*Fred Ludwig Sepaintner*, Stuttgart 2011, S. 231–234.

2 *Ernst Krieck*, Erlebter Neuidealismus, Heidelberg 1942, S. 4 f.

3 *Ernst Krieck*, Philosophie der Erziehung, Jena 1922, S. 7.

4 Ebd., S. 12.

5 Ebd., S. 47.

6 Ebd., S. 42.

7 Ebd., S. 182.

8 *Dominic Kaegi*, Philosophie, in: *Wolfgang U. Eckart/Volker Sellin/Eike Wolgast* (Hg.), Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg 2006, S. 340.

9 *Ernst Krieck*, Nationalsozialistische Erziehung begründet aus der Philosophie der Erziehung, 3., unveränderte Auflage, Osterwieck/Berlin 1935, S. 1.

10 Ebd., S. 3.

11 Ebd., S. 12.

12 *Ernst Krieck*, Nationalpolitische Erziehung, Leipzig 1932, S. 164.

13 *Ernst Krieck*, Völkisch-politische Anthropologie, 1. Teil: Die Wirklichkeit, Leipzig 1936, S. 13.

14 *Dominic Kaegi*, Philosophie (wie Anm. 8), S. 341.

15 *Volker Sellin*, Die Rektorate Andreas, Groh und Krieck 1933–1938, in: *Wolfgang U. Eckart/Volker Sellin/Eike Wolgast* (Hg.), Die Universität Heidelberg (wie Anm. 8), S. 20.

16 Ebd., S. 16.

17 *Ernst Krieck*, Führertum und Hochschulreform, in: Volk im Werden. Zeitschrift für Kulturpolitik 5 (1937), S. 61.

18 Vgl. dazu*Volker Sellin*, Politische Säuberung des Lehrkörpers, in: *Peter Meusburger/Thomas Schuch* (Hg.), Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg, Knittlingen 2011, S. 144 f.; zu dem Gesamtvorgang vgl. auch*Volker Sellin*, Die Universität Heidelberg im Jahre 1945, in: *Jürgen C. Heß/Hartmut Lehmann/Volker Sellin* (Hg.), Heidelberg 1945, Stuttgart 1996, S. 91–106.

19 *Ernst Krieck*, Erlebter Neuidealismus (wie Anm. 2), S. 7.

20 Generallandesarchiv Karlsruhe, Nachlass Krieck Nr. 7 (1): Beilage zu Kriecks ausgefülltem Fragebogen der amerikanischen Militärregierung unter dem Titel »Die Schriftwerke und Reden«.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Volker Sellin
Historisches Seminar
Universität Heidelberg
Grabengasse 3–5
69117 Heidelberg

Erinnerungsgeschichte modellhafter Politik Badens im 18.–20. Jahrhundert

Teil I

Heinrich Hauß

Vorwort

»Baden – eine gewisse Spanne voraus« (H. Fenske)

Baden hat »im politischen Leben Deutschlands eine weit über seine reale machtpolitische Stellung hinausgehende Bedeutung erlangt« (L. Gall).

Für die Zeit zwischen Wiener Kongress und Ende der Revolution schreibt Manfred Bozenhart:

»Es gibt wohl kaum einen Zeitraum in der neueren deutschen Geschichte, in dem vom deutschen Südwesten her vergleichbare Impulse auf die gesamtdeutsche Entwicklung ausgegangen sind wie in der Zeit zwischen Wiener Kongress und Ende der Revolution – Impulse, die in keinem Verhältnis standen zur Macht und zum politischen Gewicht seiner Staaten – voran Baden. Dass dies Impulse einer freiheitlichen Bewegung gewesen sind, darf zur Recht im Geschichtsbewusstsein der Bevölkerung dieses Raumes lebendig blieben.«

Manfred Bozenhart, Baden in der deutschen Revolution 1848/49
Oberrheinische Studien II, 1975, S. 61

Das großherzogliche Baden steht »modellhaft für zentrale allgemeingeschichtliche Entwicklungen des 19. Jahrhunderts. Schlaglichtartig sei hier nur verwiesen auf die beispielhafte Entwicklung des Frühliberalismus in Baden, die Bedeutung der 48er Revolution, in der Baden zum Lehrmeister des deutschen Liberalismus avancierte, die liberale Ära der sechziger Jahre, in der Baden zum Vorreiter der konstitutionellen Monarchie wurde, oder aber auf den badischen Kulturkampf, in dem sich Anfang der sechziger Jahre das gerade in Baden spannungsreiche Verhältnis von Staat und Kirche, von Liberalismus und politischem Katholizismus, zum offenen Konflikt verdichtete. Für all diese Ereignisse und Entwicklungen in Baden gilt, dass ihre Bedeutung das reale Gewicht dieses kleinsten der deutschen Mittelstaaten bei weitem übertraf« (Gerd Hepp in: Badische Geschichte, 1979).

Und Lothar Gall schreibt in seinem Buch »Der Liberalismus als regierende Partei«:

»Unter den Staaten, die 1815 den Deutschen Bund bildeten, hat das Großherzogtum in den Jahrzehnten bis zur Gründung des Deutschen Reiches eine eigentümliche Sonderstellung eingenommen … Seit seinen Anfängen in den Tagen der französischen Revolution war das Großherzogtum Baden aufgrund der Art seiner Entstehung, seiner geografischen Lage, der Heterogeneität der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Struktur seiner einzelnen Landesteile das große Experimentierfeld für alle neuen Ideen, die im Gefolge oder in Reaktion auf die große Umwälzung in Frankreich auf Deutschland eindrangen«.

Aus Anlass des Jubiläums schien es angezeigt, im Sinne der politischen Erinnerungskultur badischer Geschichte an einige historische Daten zu erinnern, die besonders im 18. und 20. Jahrhundert, die Modellhaftigkeit der Politik in Baden zeigen.

Zum 60. Geburtstag Baden-Württembergs hat sich die Landeszentrale für politische Bildung entschlossen, einen Jubiläumsband unter dem Titel »Baden-Württembergische Erinnerungsorte« herauszubringen. Die acht ausgewählten Ereignisse des vorliegenden Entwurfes beschäftigen sich dagegen mit politischen Ereignissen, die zeigen, dass Baden zu seiner Zeit, jeweils »eine Spanne voraus« war. Den Texten wurden zur besseren Erschließung des Kontextes biografische Skizzen und Literaturangaben beigegeben.

Aus Platzgründen veröffentlichen wir in dieser Ausgabe nur die ersten vier Erinnerungsgeschichten.

Die Frage – »Was ist badisch?«

Die Frage – »Was ist badisch?« – ist die entpolitisierte Form der politischen Frage – »Was bedeutet und wie wirkt das Land Baden heute noch?« Die erste Frage richtet sich auf Restbestände von Mentalitäten des ehemals selbständigen Staates, die zweite Frage auf die Aktualität des Weiterwirkens.

Heinrich Hauß

23.07. 1783
Aufhebung der Leibeigenschaft in den badischen Landen unter Markgraf Carl Friedrich

19.09.1783
»Antwort des Markgrafen auf die Danksagungen des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft«

»Glanzlicht des Reformwerks« (H. Schwarzmaier)

»Möchte Tugend, Religion und Ehre uns zu einem freyen, opulenten. gesitteten christlichen Volk noch immer mehr heranwachsen machen. Das ist mein Verlangen, dieß sind meine Wünsche« (Antwort auf die Danksagungen des Landes).

Karl Friedrichs Reformtätigkeit war »behutsam, aber stetig« (Schuman): Justiz, Landwirtschaft, Gewerbe und Schulwesen. Eine Kommunalordnung überließ den Gemeinden die Wahl der Ortvorsteher. Die Prozessordnung wurde modernisiert, der Schandkarren und 1767 die Folter abgeschafft. Landmeliorationen und Flussregulierungen wurden vorangetrieben. Der Weinbau verbessert. Manufakturen und Bijouteriefabriken eingerichtet. Eine Schulkandidatenordnung regelte die Lehrerausbildung. Die Versorgung der Pfarrer- und Lehrerwitwen wurde geregelt. »Der Endzweck der Reformen lag allerdings nicht in der Emanzipation der Untertanen von der obrigkeitlichen Bevormundung, sondern im Staatswohl selbst« (M. Hörrmann).

»Das Glanzlicht dieses Reformwerks ist die 1783 Verkündigung der Aufhebung der Leibeigenschaft, die von den Bürgern als besonders hochherzig empfunden wurde« (H. Schwarzmaier). Mit dem Dekret erklärte der Markgraf die Bauern in seiner Landeshoheit leibfrei und hob die aus der Leibeigenschaft bisher entsprungenen Abgaben auf. Das waren beispielsweise, der ›Leibschilling‹, jährlich vom Ehemann in Geld abzuleisten, von der Ehefrau als Leibhuhn in Form von Federn oder Geld. Dann war beim Todfall des Ehemannes das Besthaupt, beim Tod der Ehefrau der Kleiderfall zu entrichten.«

Abzugspfundsoll, auch Landschaftsgeld genannt, wenn der Leibeigene wegzog. Schließlich Manumission bei Entlassung aus der Leibeigenschaft (Laubenberger).

Freiherr Wilhelm Friedrich Edelsheim war maßgeblich mit dem Entwurf befasst, wollte aber im Gegensatz zu Karl Friedrich. »den Untertanen den ganzen Umfang ihrer natürlichen Rechte genießen lassen«. Für Karl Friedrich ist die Abschaffung der Leibeigenschaft ein Akt der Gnade. »Karl Friedrich wollte so offenbar den Eindruck vermeiden, dass er mit der Maßnahme auch Herrschaftsrechte aufgeben könne« (C. Zimmermann). Karl Friedrich wollte seinen Untertanen »eine wirtschaftliche Wohltat erweisen, er wollte dadurch ihren sozialen Stand heben, aber der Gedanke, ihnen politische Rechte zu verleihen, lag ihm fern« (W. Windelband). In der Hebung des sozialen Status der Bewohner, weniger in der »materiellen Seite« lag die Bedeutung dieser Befreiung (G. Birtsch). Die »Aufhebung« wurde als »Meilestein in der Geschichte der deutschen Aufklärung« beurteilt, »weil Baden der erste Gliedstaat des Heiligen Römischen Reiches war, in der die theoretische Forderung der Aufklärung auch tatsächlich umgesetzt wurde« (Oster).

Bei »Die Antwort auf die Danksagungen des Landes nach der Aufhebung der Leibeigenschaft«, handelt es sich nach H. G. Zier »um ureigenes Gedankengut Karls Friedrichs«. »Hier ist der wahre Karl Friedrich zu erkennen.«

Friedrich von Weech sah in der »Antwort« »ein Manifest voll der humansten Grundsätze« (1863), und L. Häusser sprach von »unvergänglichen Worten, wie sie aus so reiner und großer Empfindung selten ein Fürst zu seinem Volke gesprochen« (1864).

K. Gerteis allerdings beurteilt den »Freiheitsjubel«, der sich nach der Aufhebung der Leibeigenschaft in den Markgrafschaften allgemein erhob, zurückhaltend, weil der Jubel »in keinem Verhältnis stand zum tatsächlichen Ausmaß der Befreiung« »Es war vor allem der Ausdruck der allgemeinen Vorstellungen und Wünsche der badischen Bevölkerung.« So ist es angezeigt, zu unterscheiden zwischen der Reaktion der Bevölkerung zu Lebzeiten Karl Friedrichs und der heutigen korrigierenden Beurteilung des Reskripts.

Biografie

Markgraf Karl Friedrich (22.11.1728–10.06.1811)

Karl Friedrich zählt zu den vorbildlich geltenden aufgeklärten Monarchen Europas in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Seit 26.11.1808 war der Enkel und Nachfolger Karl Mitregent.

Die Zeitgenossen Karl Friedrichs lobten »seine persönlichen Eigenschaften«, die Historiker des 19. Jahrhunderts »sein Reformwerk, sowie seine fortschrittliche Regierung, den Ausbau der Verwaltung«. »Seine Regierung fand das ungeteilte Lob seiner Zeitgenossen« (K. Gerteis).

»Es gehört zu den unbestreitbaren Verdiensten Karl Friedrichs, dass sich unter seiner Regierung eine Beamtenschaft herausbilden konnte, die in ihrer strengen Dienstauffassung durch das Vorbild des Markgrafen gefördert wurde« (K. Gerteis). »Durch ihn hob sich das kleine badische Staatswesen weit über seine eigentliche Bedeutung« (D. Hauck). In diesem Sinne schreibt auch Schwarzmaier anlässlich einer Biographie Karl Friedrichs: »anstatt auf Karl Friedrich sollte man eher auf die Leistung seiner bedeutendsten Berater und Diplomaten verweisen« Denn »sie hatten erheblichen Anteil am Aufbau des neuen deutschen Mittelstaates und an der Zusammenschließung der einzelnen Teile.«

Freiherr Wilhelm Friedrich Edelsheim (1737–1793), 1774 Wirklicher Geheimer Rat und Minister in auswärtige Angelegenheiten, 1777 hatte er das Referat über Einführung neuer und Abänderung alter Gesetze inne. Damit gingen alle Landesreformen durch seine Hände.

Franz Laubenberger, Zur Aufhebung der Leibeigenschaft in den badischen Landen 1783 unter Markgraf Carl Friedrich in: Zeitschrift des Breisgau Geschichtsvereins(»Schau-ins-Land«) 103 Jahresheft, 1984.
Klaus Gerteis, Bürgerliche Absolutismuskritik im Südwesten des Alten Reiches, 1983.
Hans Georg Zier, Karl Friedrich in: Die Geschichte Baden-Württembergs, 1986.
Heinrich Hauß, Stimmen zu »Aufhebung der Leibeigenschaft« und »Antwort des Markgrafen auf die Danksagungen des Landes«. Badische Heimat 2 / 2011.

»Karlsruhe verkörpert zuvörderst, was das Badische kennzeichnet«

»Karlsruhe ist die Mutter des badischen Familienverbandes. Und so verkörpert Karlsruhe zuvörderst, was das Badische kennzeichnet: Ausgewogenheit und Ausgleich, Gemächlichkeit und Beharrlichkeit ohne Lautstärke, Menschendienlichkeit und Lebensdienlichkeit. Und gewiss ist auch das dabei, was der Franzose Giraudoux ›la gemuetlichkeit badoise‹ genannt hat.«

Amadeus Siebenpunkt, Deutschland deine Badener.
Gruppenbild einer verzwickten Familie, 1975

Verfassungsurkunde für das Großherzogtum Baden von 1818

»Geburtsurkunde des badischen Volkes« (K. von Rotteck)

Unterzeichnet am: 22.08.1818
Veröffentlicht am: 29.08.1818

Wahlgesetz vom 23.12.1818

»Durch diese Verfassung ist Baden dann zur Hochburg des ›Fortschritts‹, der liberal-konstitutionellen Bewegung in Deutschland geworden« (L. Gall)

Die Autoren haben die Badische Verfassung jeweils unter verschiedenen Perspektiven gesehen und interpretiert: unter der Perspektive der rheinbündischen Reformen, in der Sicht von Typ und Art der Verfassung, von Funktion und Hauptziel und von der prekären innen- und außenpolitischen Lage aus.

»Die Verfassung von 1818 bildete den Schlusspunkt der rheinbündischen Reformen. Sie baut einerseits auf den Ergebnissen der Reformen auf…und wurde durch sie erst möglich« (Ullmann).

»In der rheinbündischen Reformära eröffnete sich die Chance, eine Synthese von Aufgeklärtem Absolutismus und Konstitutionalismus herzustellen« (E. Fehrenbach).

Die Verfassung ist ein fürstliches Edikt und entstand nicht aus der »Idee fortschreitender Selbstbestimmung« des Volkes. Sie ist ein Akt »hoheitlicher Selbstbeschränkung« (Bader), »zu der sich ein absoluter Fürst entschloss« (H. Schwarzmaier).die monarchische Gewalt wird zwar beschränkt, zugleich aber der Legitimitätsgrundsatz fürstlicher Souveränität (Cser) betont. § 5: »Der Großherzog vereinigt in Sich alle Rechte der Staats-Gewalt, und übt sie unter den in dieser Verfassungsurkunde festgesetzten Bestimmungen aus«.

Ziel der Verfassung war »die Sicherung des Staatseinheit durch verstärkte Integration der bunt gewürfelten Bevölkerung« (L. Gall). Die Sicherung der Staatseinheit antwortete auf die prekären Situation, in der sich das Großherzogtum befand, Bayern erhob Ansprüche auf die an Baden gefallenen Territorien, Württemberg hegte Arrondierungsinteressen, außerdem wurde die Legitimität der badischen Erbfolge in Zweifel gezogen. Eine gewichtige Rolle spielte auch die dynastische Situation, das drohende Aussterben des großherzoglichen Hauses nach Karl.

Darum, darauf wies Karl Siegfried Bader hin, war die Verfassung »bei weiten nicht so erhebend, wie es der spätere literarische Konstitutionalismus wahrhaben wollte«.

Die Bedeutung der Verfassung für das Volk hat Rotteck eindrucksvoll in der Freiburger Rede zusammengefasst: »Wir waren Baden-Badener, Durlacher, Kraichgauer, Pfälzer, Nellenburger, Fürstenberger, wir waren Freiburger, Constanzer, Mannheimer: ein Volk von Baden waren wir nicht. Fortan aber sind wir ein Volk, haben einen Gesamtwillen und ein Gesamtrecht. Jetzt erst treten wir in die Geschichte mit einer eigenen Rollen ein«.

Was die langfristige Wirkung der Verfassung betrifft, so ist sie »in den Möglichkeiten« zu suchen, »die sie der zukünftigen Gestaltung des Staatslebens eröffnete« (K. S. Bader). »Durch die Verfassung ist Baden dann zur Hochburg des ›Fortschritts‹, der liberal-konstitutionellen Bewegung in Deutschland geworden« (L. Gall). Die Verfassung »war beweglich genug, um sich in den bewegten dreißiger und in den stürmischen vierziger Jahren den gesteigerten Postulaten des theoretisierenden Liberalismus im einzelnen anzupassen; beweglich genug auch, um mit den politischen Schwierigkeiten der sechziger Jahre und mit dem Eintritt in das Bismarckschen Reich fertig zu werden« (K. S. Bader).

Die Erste Kammer war eine »spezielle Vertretungskörperschaft für die Angehörigen der traditionellen Führungsschichten« (Prinzen des großherzoglichen Hauses, Standesherrliche Familien).

Die Zweite Kammer mit 63 Abgeordneten war die eigentliche Volksvertretung. Die Zusammensetzung wurde nach den »Repräsentationsformen der moderne bürgerlichen Gesellschaft und nicht mehr nach ständischen Gliederungskriterien« (A. Cser) vorgenommen. Zweite Kammer und Erste Kammer waren gleichberechtigt. »In Finanzfragen aber besaß die zweite Kammer das Vorrecht, Gesetzesvorlagen zuerst beraten und beschließen zu dürfen« (Engehausen). Gesetzesinitiativen konnten nur als Motion, d. h. den Monarchen um die Vorlage eines Entwurfs, bittend eingebracht werden. Für einen Gesetzesbeschluss war die absolute Mehrheit in beiden Häusern erforderlich.

Biographie

Großherzog Karl (08.07.1786–08.12.1818)

Der schwache Großherzog gab Baden seine erste Verfassung, allerdings entsprang sie nicht seiner Idee und kam auch nicht ohne inneren und äußeren Druck zustande. »Hausgesetz« (04.10.1817) und Verfassung bilden die einzige greifbaren politischen Hinterlassenschaften dieses Fürsten, von dem, gäbe es sie nicht, man sonst kaum Kenntnis nehmen brauchte« (H. Schwarzmaier). Das badische Hausgesetz von 1817 machte die Hochberger zu erbberechtigten Prinzen und Markgrafen von Baden. Das Großherzogtum wurde zu einem »unteilbaren und unveräußerlichen Ganzen« erklärt.

Karl Wilhelm Freiherr Marschall von Biberstein (21.12.1763–11.08.1917)

Er war der »aktivste Förderer der Verfassung« (H. Fenske).Es gelang ihm, den Freiherrn von Stein (1857–1831) und den russischen Zaren Alexander I. (1801–1825) für die badische Verfassungsfrage zu gewinnen. »Sein Interesse an einer badischen Verfassung wurde durch die prekäre Situation des Landes gefördert. Für die Sicherung des Existenz und Integrität Badens gegenüber den Wünschen der Nachbarstaten erschien ihn eine freisinnige Konstitution als sehr geeignetes Mittel« (H. Fenske).

Ernst Philipp Freiherr von Sensburg (01.07.1752–03.07.1831)

1810 wurde er zum Staatsrat ernannt, 1814 zum referierenden Kabinettsrat in Angelegenheiten des Finanzministeriums und des Ministeriums des Inneren ernannt. Im Sommer 1816 arbeitet er selbst einen Verfassungsentwurf aus, in dem »das Recht des Landesherrn auf der breitesten Grundlage« aufgeführt wurde, »die landständischen Rechte erhielten die denkbar geringste Ausdehnung«, 1816 bearbeitete auch der Finanzrat Nebenius einen zweiten Entwurf, den Sensburg als seinen eigenen ausgab.

Karl Friedrich Nebenius (1784–1857)

»Karl Friedrich Nebenius gehört zu den bekanntesten Unbekannten der badischen Geschichte. Zu seinen Lebzeiten stand er als Staatsdiener oft genug um Schatten anderer« (Brüning).

1806 arbeitete Nebenius als Advokat an Hofgericht in Rastatt und wechselte 1807 in das Finanzdepartment in Karlsruhe. Nebenius schrieb den maßgeblichen Entwurf für die badische Verfassung von 1818. »Er gehörte zu den Vordenkern und Wegbereitern des Deutschen Zollvereins von 1834, gab die entscheidende Weichenstellung für den staatlich organisierten und finanzierten Eisenbahnbau in Baden ab 1838« (Brüning).

Literatur

Biographien

Ernst Philipp Freiherr von Sensburg, Badische Biographien Bd. 2.

Rainer Brüning. Karl Friedrich Nebenius. Lebensbilder aus Baden-Württemberg, Bd. XXIII, 2010. S 88 ff.

Verfassung

Karl Siegfried Bader, Die badische Verfassung von 1818 und ein Jahrhundert badischer Verfassungswirklichkeit in: Oberrheinische Studien II, 1978 S. 49 ff.

Andreas Cser, Badischer Landtag bis 1918. In. Von der Ständeversammlung zum demokratischen Parlament hrsg. von P. Blickle, G. Bradler, G. Cordes u. a., 1982.

Frank Engehausen, Die Badische Verfassung von 1811. »Die Grundfeste badischer Freiheit und Ordnung«. In: Baden-Württembergische Erinnerungsorte, 2012.

Hans Fenske, 175 Jahre Badische Verfassung. Hrsg. Stadt Karlsruhe–Stadtarchiv, 1993.

Lothar Gall, Gründung und Entwicklung des Großherzogtums bis 1848. In: Badische Geschichte hrsg. von J. Becker, L. Gall, G,. Hepp u. a., 1979.

Aura gelassener Menschlichkeit

»Baden – das ist mehr als ein geographischer Begriff, nicht nur der eine Teil des geschäftigen Bundeslandes Baden-Württemberg: erweckt auch eine Aura gelassener Menschlichkeit, bedächtiger Vernunft, einem liberalen, allzeit anständigen, gemütlichen, den Freuden des Lebens zugewandten Bürgertum.«

Martina Meute / Bernd Neuner-Dittenhoffer. Baden, Küche. Land und Leute, 1988

25.04.1837
»Fabrikrede« Franz Joseph Ritter von Buß

Erste sozialpolitische Rede, die in einem deutschen Parlament gehalten wurde

»Auch politisch-ideologisch betrachtet, lag Baden damals näher am Schuß« (Otto Borst)

»Elf Jahre bevor Karl Marx und Friedrich Engels das ›Kommunistische Manifest‹ verfassten, fünf Jahre, bevor die sozialkritischen Reportagen des Redakteur Marx in der ›Rheinischen Zeitung‹ erschienen«, hat Buß eine anderthalb stündige Rede in der Zweiten Kammer des Badischen Landtages gehalten. »Buß war durchaus nicht der erste, der in Deutschland seine Stimme zur ›Arbeiterfrage‹ erhob, aber er war der erste, der es in einem deutschen Parlament tat und konkrete Forderungen nach einer aktiven staatlichen Sozialpolitik, vor allem zum Schutze der Fabrikarbeiter, damit verband.« (Otto B. Roegele).

Von Buß wurde als jüngster Abgeordneter 1837 in die Zweite Kammer der badischen Landstände gewählt. Am 25.04.1837 hielt Buß die so genannte »Fabrikrede« Das Parlament sollte den Großherzog bitten, »einen Entwurf einer Fabrikpolizeiordnung gnädigst vorlegen zu lassen, durch welche den mit der fabrikmäßigen Industrie verbundenen Nachteilen für Arbeiter, für die Fabrikherren und den Staat vorgebaut wird.« Nur 20 Abgeordnete waren dafür, die Rede von Buß an das Staatsministerium als Motion für ein Fabrikgesetz weiterzuleiten. Die Mehrheit von 30 Abgeordneten sah keinen Handlungsbedarf (D. K. Petri).Zu einer Debatte kam es nicht, und die Sache wurde an eine Kommission verwiesen, die sie schließlich auf sich beruhen ließ. Die Rede ist deshalb zunächst wirkungslos geblieben, aber »sie ist später in der gewaltig anschwellenden sozialpolitischen Literatur immer wieder rühmend genannt worden. Denn es war das erste Mal, dass in einem deutschen Parlament die soziale Not geschildert und Staatshilfe gegen sie verlangt wurde.« (F. Schnabel).

Buß verwertete Gedankengänge Robert v. Mohls. Er hatte früher als die meisten Fachgenossen auf die »soziale Frage« (um 1832) aufmerksam gemacht (J. Dorneich). Nach Schnabel machte Buß sich vor allem die Gedanken zu eigen, die der Staatsrechtler Robert Mohl zwei Jahre vorher vorgetragen hatte.

Für Buß ist die Gesellschaft ein Organismus mit Organen. Keines der Organe – Ackerbau, Gewerbe, Handel – darf zu sehr wachsen. »Die Unverhältnismäßigkeit der drei Zweige der volkswirtschaftlichen Arbeit ist eine Verletzung der Natur« (Petri).

»Der gewerbliche Umschwung der in unserer Zeit sich zu einer weltgeschichtlichen Erscheinung gesteigert hat, greift tief in das Wesen eines Volkes ein. Es verwandelt dessen sämtliche Zustände. Die Regierung muss daher diese Verhältnisse überwachen, gegen die Einseitigkeit und Überwucherung einer einzelnen Richtung der Volkswirtschaft schützen.« Buß verkennt die Vorzüge der fabrikmäßigen Industrie keineswegs, sieht aber die Nachteile für die Fabrikarbeiter in Beziehung auf das wirtschaftliche Verhältnis, auf die Gesundheit, auf die Geistesbildung. die rechtliche und politische Stellung und auf die sittliche und religiöse Stimmung.

Buß warnte vor dem »Pauperismus«, mit dem der »Umsturz« eine »furchtbare, stets bereite Waffe« gewinne, wenn man dem Elend der Fabrikheloten – der Hörigkeit neuer Art … nicht bald Einhalt gebiete (H.-U. Wehler).

»Das Fabrikwesen erzeugt eine Hörigkeit neuer Art. Der Fabrikarbeiter ist der Leibeigne seines Brotherrn, der ihn als nutzbringendes Werkzeug verbraucht und abgenützt wegwirft. Es ist hier nicht einmal jene, ursprüngliche auf einer Wechselseitigkeit beruhende, wenngleich oft in der Tat missbrauchte, Grundhörigkeit des Mittelalters, vor welcher unsere empfindsame Zeit so sehr zurückschauert. Nein – es ist die Hörigkeit der Zivilisation, welche in dem lockeren Taglöhnerverhältnisse dem Arbeiter gar keine Sicherheit gewährt. ihn zur Beute der Laune und des Geschickes seiner Herrn und der Wechselfälle macht. Hatte doch der Hörige des Mittelalters mit dem Herrn gemeinsam über sich den heiteren und erheiternden Himmel und unter sich die treue, beide nährende Erde. Der Fabrikarbeiter ist aber nicht bloß der Leibeigene eines Herrn, er ist der Leibeigene der Maschine, die Zubehörde einer Sache. So muss die gefeierte Gesittung unserer Tage gleichsam als Sühne für ihre Bändigung der Natur die Knechtschaft einer ganzen Menschenklasse erlegen. Was hilft dem Arbeiter die Freiheit der Aufkündigung, dieser Wechsel der Lohnsklaverei? Um leben zu können, muss er arbeiten: nicht immer findet er alsbald Arbeit in einer anderen Fabrik; bei der größten Abgewandtheit seines Gemütes von seinem Brotherrn bleibt er an dessen Geschäft gefesselt, und sah man nicht oft Fabrikherrn zum Zweck gemeinsamer Herabdrückung des Lohnes sich verbünden? … Auch die politische Stellung des Fabrikarbeiters ist trostlos.

Wegen seiner Abhängigkeit kann er politische Rechte nicht genießen, und würden sie ihm auch gewährt, so würde er, als Werkzeug seines Brotherrn, sie nach dessen Laune ausüben müssen.«

Biographie

Franz Joseph Ritter von Buß am 23.03.1803 in Zell am Harmersbach geboren, gestorben am 31.01.1878 in Freiburg. 1833 außerordentlicher, 1836 ordentlicher Professor für Staatswissenschaft und Völkerrecht. Ab 1844 auch für Kirchrecht in Freiburg. 1837–1840, 1846–1848 Abgeordneter in der II. Badischen Kammer. 1873 gehörte er dem Reichstag an. Begründer des »Sozialkatholizismus«.

Robert von Mohl, Staatsrechtler 17.08.1799 Stuttgart – 4.11.1875 Berlin. 1824 Ernennung zum a. o. Professor der Rechte, 1827 o. Professor an der Universität Tübingen. Begründete 1844 die »Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft«, 1847–1861 Professur in Heidelberg. 1857–73 Mitglied der I. Kammer des badischen Landtages und seit 1867 als Präsident. 1861–1866 badischer Gesandter am Deutschen Bundestag, 1871–1874 Präsident der badischen Rechnungskammer.

Mohl machte aufmerksam auf die ländliche Massenarbeitslosigkeit, die industrielle Verelendung und Verwahrlosung, die Kinderarbeit, die Klassengegensätze. Er machte auch weitreichende Reformvorschläge wie Koalitionsrecht und Gewinnbeteiligung der Arbeiter (J. Dorneich).

Literatur

Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800–1866, 1987,S. 617– 622.
Dieter K. Petri, Franz Joseph von Buß. Professor, Politiker und Katholik im Spiegel seiner Schriften, 2007.
Otto B. Roegele, Vorwort zu »Fabrikrede des Abgeordneten Franz Joseph Buß«, o. J.
Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Die katholische Kirche in Deutschland, 1965.

Offenes Land

»Das Rückgrat Badens ist der Oberrheingraben. Damit ist Baden ein offenes Land, nicht nur wortwörtlich, sondern auch im übertragenen Sinne. Menschen, Waren, Ideen können ungehindert einströmen, das Leben hier prägen. Badische Lebensart, viel beneidet, nicht zuletzt von Württemberg her, ist im Wesentlichen Produkt seiner offene Lage, der Einflüsse von außen, von denen die jenseits des Rheins nicht die unbeachtlichsten sind.«

Hans Georg Wehling, Ein Bindestrich-Land? In: Baden-Württemberg. Eine politische Landeskunde Teil II., S. 22

15.04.1844
Friedrich Daniel Bassermann bringt den Antrag auf Errichtung einer parlamentarischen Vertretung der Nation ein

»Ein Deutsches Parlament – einhelliger Kampfruf der Opposition«

»Bei rückschauender Betrachtung – Auftakt der deutschen Revolution«
(Manfred Bozenhart)

Schon am 15.10.1831 hatte **Carl Theodor Welcker** im badischen Landtag einen Antrag auf Errichtung einer parlamentarischen Vertretung der Nation neben dem Gesandtenkongress des Frankfurter »Bundestages« eingebracht:

»Die Regierung wolle als deutsche Bundesregierung auf geeigneten Wegen dahin wirken, dass der deutsche Bundesverein eine, seinen eigenen Grundlagen entsprechende weitere organische Entwicklung zur vollständigen Sicherung und Förderung der deutschen Nationaleinigung und der deutschen staatsbürgerlichen Freiheit, und überhaupt des Gesamtwohles des deutschen Vaterlandes erhalte«.

»Ich denke mir ein deutsches Parlament vielleicht noch größer als ein englisches und erhabener in seiner Unabhängigkeit, in seinem Edelmut und in seinem Befreitsein vom Parteigeist.« Durch dessen Beratungen und durch den sich dort entwickelnden Patriotismus »jeder Gedanke an Abfall und Zerstückelung nicht bloß verschwinden, sondern gar nicht aufkommen würde«.

Am **12.02.1844** begründet Bassermann die am 5.Februar eingebrachte Motion.

Abschließend sagte er:

»Mögen nun die Fürsten freiwillig zur Berufung eines Parlaments schreiten, was ich nicht glaube oder mag die Not es bringen, wie leider in Deutschland immer erst die Not das Gute bringen muss, so wird es sich bewähren, dass dies das einzige Mittel ist«.

»Dieses Wort machte auch außerhalb Badens in allen Zeitungen die Runde. Ein deutsches Parlament – das war fortan der einhellige Kampfruf der Opposition. Er verstärkte sich in den folgende Jahren immer mehr und wurde schließlich 1847/48 zur politischen Forderung schlechthin,

zum Herzstück aller »Volksforderungen, Petitionen, Versammlungsbeschlüssen einer in revolutionären Bewegung geratenen Bevölkerung« (L. Gall). Der Antrag wurde auch als »Auftakt der deutschen Revolution« bezeichnet (M. Bozenhardt).

Für Friedrich Daniel Bassermann bedeuteten der Auftritt in der badischen Kammer und das Echo, das er weit über das Großherzogtum hinaus fand, den endgültigen politischen Durchbruch, den definiten Aufstieg zu einer von der ganzen Nation beachteten politischen Figur. Damit hatte er zugleich sein großes politisches Thema gefunden: die Einheitsfrage (L. Gall). Der Motion vorausgegangen war das Treffen der gemäßigten Liberalen in Heppenheim am 10. Oktober 1847. In seiner Rede verzichtete Bassermann auf die dort beschlossene Option »zugunsten des Zollvereins und auf die bestehende Organisation des Deutschen Bundes und auf die großdeutsche Lösung« (W. O. Werner).

Am **12.02.1848**, noch vor der Februarrevolution am 22. und 23. Februar in Paris, begründete Bassermann in der badischen Zweiten Kammer die von ihm am 5. Februar 1848 eingebrachte Motion (Bitte um ein Gesetz) an den Großherzog. zur Errichtung einer Vertretung aus Delegierten der einzelstaatlichen Parlamente – »eine Art Fanal« (L. Gall). Im Gegensatz zu Welkers Motion vom 15. Oktober 1831 »wurden jetzt die Akzente anders gesetzt. Der Schwerpunkt der Argumentation war von der Freiheit auf die Einheit und das deutsche Parlament verschoben« (W. O. Werner).

»Lassen Sie mich die Wahrheit sagen: Deutschlands oberste Behörde hat kein Vertrauen im Volke. Tief beklage ich einen solchen Zustand. Einen gefährlicheren kann es für einen Staat nicht geben. Es ist ein Nationalunglück.«

»Ja, Deutschlands größtes Bedürfnis ist – nicht eine Revolution – eine Reform seiner Verfassung«.

»Die Kammer möge in einer Adresse an Seine Königliche Hoheit den Großherzog die Bitte richten, auf geeignete Weise dahin wirken zu wollen, dass durch Vertretung der deutschen Ständekammern ein sicheres Mittel zur Erzielung gemeinsamer Gesetzesgebung und einheitliche Einrichtungen geschaffen werde.

Die herrschende Abneigung der Nation gegen ihre oberste Behörde in eine vertrauensvolle Zusammenarbeit zu verwandeln, ist der deutschen Fürsten dringende Aufgabe. Möchten sie es noch zeitig tun! Der Weltfriede steht auf zwei Augen. An der Seine wie an der Donau neigen sich die Tage und nur das Gute und das Rechte sind die unsichtbaren Träger aller Herrschaft.«

Reaktion

Die Reaktion der badischen Regierung war ablehnend. Bassermann »erhielt zahlreiche Dankadressen, in den Zeitungen aller Staaten wurde die Motion abgedruckt« (Werner).

Häusser nannte den Antrag »das Losungswort nationalen Begehrens« Karl Mathy schrieb: »Der Vortrag hatte die Zuhörer tief ergriffen. Es war eine feierliche Stimmung, wo man den Flügelschlag des Genius des Gesamtgeistes der Nation, zu hören und in der Luft zu fühlen glaubt, wo das Einzelwesen sich freudig hingibt, um sich wieder zu finden in der höheren Einheit des Gesamtgeistes der Nation, wo Opfer leicht, die Flucht unmöglich, der Sieg eine Notwendigkeit wird« (Deutsche Zeitung).

Friedrich Daniel Bassermann (24.02.1811–29.07.1855)
1841 wurde er in die badische zweite Kammer gewählt. 1847 brachte Bassermann mit Karl Mathy die »Deutsche Zeitung« heraus.
L. Häusser hat Bassermann einen »Wegbereiter« genannt, weil mit ihm am 12. Februar 1848 die deutsche Verfassungsbewegung begann.
Karl Theodor Welcker (1790–1869), 1831–1850 Abgeordneter der Zweiten Kammer des Badischen Landtags. Vorkämpfer für die Pressefreiheit (26.12.1831) 1832 Gründungsmitglied des »Freisinnigen« (1832). Die oppositionelle Haltung und seine Artikel in der Zeitung führten dazu, dass er 1832 seine Professur verlor.

Literatur:

Lothar Gall, Bürgertum in Deutschland, 1989.
Wigbert O. Werner, Zwischen Liberalismus und Revolution. Friedrich Daniel Bassermann. Ein politisches Porträt, Rhein-Neckar-Kreis Bausteine zur Kreisgeschichte. Baustein 8, 2007.

Menschen im Lande

»Dass die Menschen im Lande sich selbst meist doch nicht als Baden-Württemberger begreifen und definieren, sondern als Schwaben oder Württemberger, als Hohenloher und Franken, als Kurpfälzer und Badener, als Alemannen und Oberschwaben.«

Klaus-Jürgen Matz, Kleine Geschichte Baden-Württembergs, 2010

Offenburger Programm vom 12. September 1847
Gasthaus Salmen in der Langen Straße

»Erstes egalitärdemokratisches und soziales Programm«
(F. X. Vollmer)

Zum ersten Mal werden politische und soziale Forderungen
zu einem Programm zusammengefasst.

Am 12. September 1847 versammelten sich die »entschiedenen Verfassungsfreunde« im Salmen in Offenburg auf Initiative der Mannheimer Demokraten. Bei der Wahl des Ortes spielte nicht zuletzt die Eisenbahn eine Rolle. Am 1. Juni 1844 wurde die Einsenbahnstrecke Baden-Oos–Offenburg eröffnet. Die 13 »Forderungen des Volkes in Baden« wurden vor allem von den aus Mannheim angereisten Theoretikern wie Struve formuliert. Struve war überhaupt der »eigentliche Organisator« (R. Schimpf) der Versammlung. Die »Dreizehn Forderungen des Volkes« »gliedern sich in zwei Abschnitte. Im ersten Teil geht es um *die Widerherstellung unserer verletzten Verfassung,* also die Abschaffung einengender Beschlüsse des Deutschen Bundes. Der zweite Teil widmet sich dagegen der *Entwicklung unserer Verfassung,* fordert also eine zeitgemäße Weiterentwicklung über das bereits schon einmal zugesicherte hinaus in Richtung von mehr Freiheit und Modernität. Die Forderungen des ersten und zweiten Teils gruppieren sich thematisch hauptsächlich um drei große Zeitprobleme: die Frage der Freiheit, die nationale und soziale Frage« (M. Friedmann/Wolfgang M. Gall). Im einzelnen wurde gefordert: Pressefreiheit, Gewissens- und Lehrfreiheit, Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, persönliche Freiheit, eine volkstümliche Wehrverfassung. Art. 8 verlangt eine gerechte Besteuerung. »An die Stelle der bisherigen Besteuerung trete eine progressive Einkommensteuer«.

Art 10 verlangt die »Ausgleichung des Mißverhältnisse zwischen Arbeit und Kapital« Die Forderungen wurden von ca. 900 Teilnehmern (Frei/Hochstuhl) angenommen. Die Offenburger Versammlung war gedacht als »Auftaktveranstaltung für den Wahlkampf der radikalen Kräfte», denn Oktober/November 1847 standen Ergänzungs-. und Ersatzwahlen an (v. Hippel). Man wollte demgemäß »zunächst ein populäres Wahlprogramm veröffentlichen,« das erstmals verständlich und pointiert die wichtigsten Positionen der aktuellen Opposition zusammenfasste (R. Schimpf). Das Programm verbreitete sich schnell über das Großherzogtum hinaus. »Das Offenburger Programm stand fortan für nationale Einheit Deutschlands, für Realisierung der liberalen Forderungen nach Volkssouveränität und für soziale Solidarität« (Friedmann/Gall). Die gemäßigten Liberalen sahen im »Offenburger Manifest» eine »rücksichtslose«, freche Kriegs-

erklärung (Huetlin). Am 10. Oktober 1847 trafen sich 18 bekannte Kammerliberale aus verschiedenen Ländern im Halben Mond in Heppenheim. Heppenheim war das »Gegenstück zur Offenburger Versammlung« (Engehausen). Kernpunkt des Heppenheimer Programms war die nationalstaatliche und wirtschaftliche Einigung, die durch die Ausbildung eines Zollvereins zu einem deutschen Vereine angestrebt werden sollte (Deuchert).

»Die Namen Offenburg und Heppenheim standen fortan als Symbole der zunehmenden Polarisierung der demokratischen und liberalen Lager« (R. Schimpf).

Am 31. März 1848 legte Gustav von Struve im Vorparlament in der Paulskirche sein »**15-Punkte-Programm**«, ein verfassungs- und sozialpolitisches Programm vor. Er forderte darin u. a.: eine progressive Einkommen- und Vermögens-Steuer (3a), Ausgleichung des Missverhältnisses zwischen Arbeit und Kapital (12).

Mit 356 gegen 142 Stimmen lehnte die Mehrheit das von Struve vorgeschlagene Programm ab. »Der Antrag verstieß gegen eine Grundvoraussetzung des Vorparlaments. Im Vorparlament wollte man zunächst gar keine Inhalte diskutieren,…sondern nur Verfahrensweisen« (S. Freitag).

Bahnhof in Offenburg

Biografie

Gustav v. Struve (1806–1870). Struve war kein eigenständiger Theoretiker, aber er trug zur Ausbreitung des radikalen Gedankengutes erheblich bei.
»Struve leistete von Baden aus erhebliche Beiträge zur Propagierung des demokratischen Konzeptes.« »In den Offenburger Dreizehn Punkten und in den Fünfzehn Punkten des Vorparlaments fand das demokratische Gedankengut eine bündige Zusammenfassung« (H. Fenske).

Karl Huetlin (1806–1861), Anwalt und Politiker. 1831 Rechtsanwalt in Konstanz. Teilnehmer am Hambacher Fest 1832. Von 1832 bis 1849 Bürgermeister von Konstanz. Gegenspieler von Fickler und Hecker. Sprach sich am 12. April 1948 gegen den Heckerzug aus.

Frank Engehausen, Kleine Geschichte der Revolution 1848/49 in Baden, 2010.
Wolfgang von Hippel, Revolution im Südwesten. Das Großherzogtum in Baden 1848/49, 1998.
Wolfgang Reinbold, Das »Offenburger Freiheitsfest«, Badische Heimat 2/ 2004, S. 191.
Rainer Schimpf, Offenburg 1802–1847. Zwischen Reichsstadt und Revolution, 1997.
Arbeitsgemeinschaft hauptamtlicher Archivare im Städtetag BW, Revolution. Stätten der Demokratiebewegung 1948/49 in Baden-Württemberg, 1997.
Simon Moser, Erinnerungskultur: Freiheitstag und Straße der Demokratie, BH 4/2011, S. 549.
Franz Xaver Vollmer, Offenburg 1914/49. Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen-Revolution, 1997.

Liberalismus als Signum

»Für keinen anderen deutschen Staat ist nach Ende des Alten Reiches 1806 der Begriff des politischen Liberalismus so sehr zum Signum des Selbstverständnisses im ganzen Jahrhundert geworden wie für das Großherzogtum Baden.«

Michael Kißener, Zwischen Diktatur und Demokratie. Badische Richter 1919–1952

Buchbesprechungen

Sandbiller, Peter:
Baden-Württemberg.
Bildband mit 3-sprachigen Texten von Wolfgang Alber.
Tübingen:
Silberburg Verlag 2011,
208 S. 225 Farbfotos,
ISBN 978-3-8425-1132-3,
€ 34,90

Die Frage, was ein Bildband ist, kann fast jeder sofort beantworten, nämlich ein gebundenes Buch mit vielen schönen, oft außergewöhnlichen und großformatigen Bildern und wenig, meist die Bilder nur erläuternden Text. Die Frage allerdings, wozu ein Bildband veröffentlicht wird, ist schon schwieriger zu beantworten und findet sich auch in keinem Lexikon. Es kann sein, um eine Persönlichkeit zu würdigen, etwa einen Künstler, oder ein Bauwerk wie das Heidelberger Schloss, oder einen Gebäudetyp wie Bibliotheken oder Barockkirchen, oder auch eine Landschaft wie den Schwarzwald, schließlich, wie in diesem Fall, zum oft wiederholten Male das Bundesland. Baden-Württemberg, diesmal ganz ohne Untertitel wie bei den anderen: *ein Farbbild, eine Bilderreise, eine Luftbildreise, Ausflüge, Fahr mal hin* und vieles mehr, jedenfalls immer die *Vielfalt* gerade dieses Bundeslandes im Auge habend. Wenn es sich dann dazu um die Fotografien eines weit bekannten und hoch gepreisten Fotografen handelt, wie den Karlsruher Peter Sandbiller, sowie den nicht unbekannten Journalisten Wolfgang Alber – zufällig dem Redaktionsstab unserer Schwester-Zeitschrift der »Schwäbischen Heimat« angehörig, sind die Erwartungen groß.

Der Anlass zu diesem Bildband ist das 60-jährige Bestehen des Landes Baden-Württemberg, vielleicht auch das 900-jährige Jubiläum des Landes Baden, zu denen kein südwestdeutscher Regional-Verlag abseits stehen möchte. Aber glänzt er auch mit seiner Veröffentlichung und unterscheidet sich von der mitbewerbenden Vielzahl?

Es ist ein Bildband mit zum großen Teil hervorragenden Aufnahmen von Peter Sandbiller, vor allem die Luftaufnahmen, für die er ja so bekannt geworden ist, aber auch seine offene oder versteckt humorvolle Ironie, die aus etlichen seiner Fotografien aufblitzt, wenn er die Bronzefigur »Der Beobachter« vor dem Leutkircher Zwiebelturm auf einem Gerüst sitzend, das Treiben unter ihm betrachten lässt, oder den Blick durch ein überdimensionales Brillengestell auf den Hohenneuffen lenkt, oder das Schloss Sigmaringen fest im Blick hat, wenn es sich in einer Sonnenbrille spiegelt, oder per Tele den Kopf des Stuttgarter Fernsehturms so nah heranholt, dass man das Gefühl hat, die von dort oben herabblickenden Menschen schauen einem direkt ins Auge. Das alles ist großartig und macht Spaß, seine Bildkompositionen aus der Frosch- oder Vogelperspektive anzuschauen, oder auch seine Weitwinkelaufnahmen, wie bei der Heidelberger Pferdeskulptur von Goertz, die den Menschen so winzig erscheinen lässt. Allerdings fragt man sich manchmal, wie die Fotoauswahl zustande kam, um das in acht Regionen hier gegliederte Land bildlich darzustellen, von der Kurpfalz, Kraichgau Odenwald, über den Oberrhein, den Schwarzwald bis an den Bodensee. Das Charakteristikum z. B. der Stadt Karlsruhe als Fächerstadt kommt durch eine Luftaufnahme ausgezeichnet zur Geltung, eine raffinierte Spiegelung am Glaskubus des Zentrums für Kunst und Medientechnologie weist sie als Stadt der Künste aus, noch ein Blick auf die Bühne einer Händel-Oper und ein Schwenk über den mit Menschen überfüllten Monte Klotz beim jährlichen Rock-»Fest« sollen diesen Eindruck verstärken und zeigen, was Karlsruhe ausmacht – aber doch wohl zu wenig oder zu einseitig! Freiburg grüßt den Betrachter mit einem aus schwarzem Schatten aufragenden, in roter Abendsonne eingerüsteter Münsterturm wie auch mit der blauen Brücke über die Bahngeleise des Bahnhofs, und zwei Studentinnen sonnen sich am Universitätsportal und ein Blick auf viele Solardächer soll den Eindruck der Ökostadt vermitteln; aber nichts von dem, was Freiburgs Atmosphäre ausmacht und den Touristen interessieren könnte – wenn denn das Buch für ihn gedacht ist – die historische, romantische Altstadt mit ihren typischen Bächle wird hier nicht gezeigt, letztere dagegen in Waldshut. Selbst kleine Orte wie Ladenburg, das römische Lopodunum, vergisst man nicht, hätte aber einen typischeren Einblick in seine spätmittelalterlich und restaurierte Altstadt verdient. Aber genug der Bildkritik. 225 zum größten Teil ausgezeichneter Fotografien wollen das »Ländle« in seiner ganzen Schönheit und Vielfalt zeigen.

Dazu kommen Texte in den Sprachen deutsch, englisch und französisch, die allerdings noch mehr Fragen aufwerfen oder offen lassen als sie beantworten. Am Anfang steht die ganzseitige Einleitung zu diesem Bundesland, das die gewohnten Klischees bedient vom liberal-weltläufigen Badener, dem schaffigen Schwaben und dem pietistischen Altwürttemberger, gipfelnd in dem bekannten Kalauer: »Über Baden lacht die Sonne ...« der Leser weiß sicher, wie es weiter geht. Weiter, wie aus dem territorialen Flickenteppich von Napoleons Gnaden das Großherzogtum wurde, das nach dem 2. Weltkrieg unter Schmerzen nach einem Volksentscheid vor nunmehr 60 Jahren mit den anderen Teilen vereinigt wurde zum drittgrößten Bundesland unter dem Landeswappen mit dem badischen Greif zusammen mit dem württembergischen Hirsch die Tafel mit dem Stauferlöwen tragend – ein Erfolgmodell, dessen Stärke in der Vielfalt liegt und hier dokumentiert werden soll – an wen sich diese aber wendet, verrät auch der Texter nicht!

Einspaltig werden die Texte dann ob ihrer Dreisprachigkeit zu den einzelnen Regionen, und dabei werden die Highlights einzelner Städte herausgehoben, immerhin das stadtreichste Bundesland, wie bei der Kurpfalz Schiller und Mannheim, die Mannheimer Schule in der Musik bis zu den Söhnen Mannheims, schließlich Typisches der Region wie die Mandelblüte, der Spargel und der Tabak. Bei der nächsten Region, dem Oberrhein, ist es dann der alemannische Kulturraum im Dreiländereck, der Frühling, der durch die Burgundische Pforte schon früh hier eindringt und die Region mit ihren Bergen und Wein nicht nur zum Genießerland werden lasst, sondern zur »deutschen Toskana«. Also alles Klischees, die wir von den Flyern und Reiseführern der Tourismusbranche kennen.

Die Bildunterschriften geben auch nicht viel mehr her, sie beschreiben meist den Bildinhalt und geben nur wenige Zusatzinformationen, obwohl in dem großformatigen Buch Platz für mehr gewesen wäre. Das Ganze wird dreifach erschlossen, am Anfang durch ein Inhaltsverzeichnis, am Ende durch ein Ortsregister und eine Karte Baden-Württembergs, in der alle erwähnten Ort nochmals verzeichnet sind.

Am Schluss aber legt man den schön illustrierten Bildband ein wenig unbefriedigt aus der Hand, nachdem es trotz seines Gewichtes ein haptisches Vergnügen war, darin zu blättern und ebenso eine Augenweide, darin zu schauen – und stellt ihn schließlich doch nur zu den anderen in die Ecke des Bücherschranks!

Rolf Fuhlrott

Baden-württembergische Erinnerungsorte, herausgegeben von Reinhold Weber, Peter Steinbach, Hans-Georg Wehling im Auftrag der Landeszentrale für Politische Bildung Baden-Württemberg im Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 2012.
Format 24 x 30 cm, 615 Seiten mit 510 Abbildungen, Ladenpreis 39,90 €, Bezug über die LZPB: 25 €, einschl. Versandkosten. ISBN 978-3-17-021739-3

Von den Ländern der Bundesrepublik Deutschland gehen nur drei unverändert auf entsprechende Gliedstaaten des Deutschen Reiches von 1871 bis 1945 zurück, nämlich Bayern, Bremen und Hamburg. Alle anderen sind unter der Regie der Siegermächte nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden, die meisten aus Provinzen des Königreichs Preußen, das durch den alliierten Kontrollrat aufgelöst wurde, eine Aktion die eigentlich schon 1918 auf der Agenda stand, aber von den Deutschen allein nicht zu schaffen war.

Im Südwesten Deutschlands wurden Baden und Württemberg 1945 durch die Grenze zwischen der amerikanischen Besatzungszone im Norden und der französischen im Süden entlang der Autobahn (heute A 8) geteilt, Hohenzollern wurde mit Südwürttemberg vereinigt. Nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 war dann die Frage heftig umstritten, ob Baden und Württemberg in ihren alten Grenzen wiederhergestellt oder zu einem gemeinsamen Bundesland vereinigt werden sollten. Es gab Volksabstimmungen 1950, 1951 und 1970. In Baden votierte 1951 eine knappe Mehrheit für die Wiederherstellung des alten Landes; dazu kam es aber nicht, weil nach Landesbezirken und nicht nach alten Ländern ausgezählt wurde. Dies hat dann das Bundesverfassungsgericht 1956 beanstandet und eine neue Abstimmung, nur in Baden, angeordnet, die aber erst 1970 stattgefunden hat. Bei dieser drit-

ten Abstimmung konnte das gemeinsame Bundesland, an das sich die Menschen inzwischen gewöhnt hatten, einen triumphalen Sieg feiern.

Offizielles Gründungsdatum von Baden-Württemberg ist aber nicht 1970, sondern die Wahl des ersten Ministerpräsidenten am 25. April 1952. Demnach begeht das Land Baden-Württemberg im Jahr 2012 seinen sechzigsten Geburtstag. Er wird mit einer Festschrift gefeiert, die noch größer und gewichtiger daherkommt als der vor zehn Jahren zum Fünfzigsten erschienene stattliche Jubiläumsband »Baden-Württemberg – Vielfalt und Stärke der Regionen«.

Das Land verfügt mit den drei Volksabstimmungen über eine Legitimation, wie sie kein anderer Gliedstaat der Bundesrepublik besitzt. Dennoch wirken die Turbulenzen der Anfänge nach. Die Geburtswehen des Landes werden zwar in der vorliegenden Festschrift keineswegs thematisiert, sie begründen aber einen Drang nach Selbstbestätigung, wie man ihn in anderen deutschen Regionen bei aller Liebe zur Heimat nicht in solcher Stärke feststellen kann.

Der Ausdruck »Erinnerungsort« ist eine Übersetzung des von Pierre Nora geprägten französischen Begriffs »Lieu de mémoire«. Nora geht davon aus, dass sich das kollektive Gedächtnis von sozialen Gruppen an bestimmten Orten festmacht, etwa an der Place de la Bastille in Paris. »Lieu de mémoire« wird von Nora aber nicht nur geographisch verstanden, sondern auf den Bereich der Staatssymbolik ausgedehnt. In diesem Sinne verstehen die Herausgeber des vorliegenden Bandes auch Wappen und Hymnen als »Erinnerungsorte«, ein im Deutschen sehr ungewöhnlicher Sprachgebrauch. Darüber hinausgehend enthält der Band unter seinen 51 Beiträgen auch ganz normale Aufsätze über diverse landesgeschichtliche Themen, die lesenswert sind, sich aber unter den Oberbegriff »Erinnerungsorte« beim besten Willen nicht sinnvoll einordnen lassen, z. B. Auswanderung und Einwanderung oder die Geschichte von Hörfunk und Fernsehen.

Nach den obligaten Grußworten und der ausführlichen Einleitung der Herausgeber steht am Beginn das Thema »Staatssymbole«. Darunter fallen das Landeswappen, die Landeshymnen – für Württemberg, Baden und Hohenzollern nach wie vor separat – und die alten Binnengrenzen des deutschen Südwestens. Inwiefern Grenzen, zumal vergangene Grenzen Symbolcharakter haben sollen, erschließt sich dem Leser nicht. Indessen hat die anschauliche Dokumentation der alten Binnengrenzen schon einen Wert, zeigt sie doch, welchen Fortschritt die Beseitigung dieser verzwickten Grenzverläufe durch die Bildung des gemeinsamen Bundeslandes darstellt.

Beim Wappenschild wurden seinerzeit vorliegende Entwürfe eines Allianzwappens verworfen und die staufischen Löwen gewählt. Die Bezugnahme auf ein mittelalterliches Reich von europäischer Bedeutung war zwar für ein Bundesland ein wenig zu hoch gegriffen, aber als Trost für die schwäbische Seele sinnvoll, nachdem der leidenschaftliche Einsatz für den Landesnamen »Schwaben« oder »Rheinschwaben« nicht erfolgreich war. Vom Landesnamen ist im Jubiläumsband indessen nicht die Rede. Darüber hat die »Badische Heimat« vor zehn Jahren aufgrund der Protokolle der verfassungsgebenden Landesversammlung berichtet (1/2002, S. 62 ff.).

Die Auswahl der vorgestellten »Erinnerungsorte« im engeren Sinne ist weit gestreut und nach Landesteilen schön ausgewogen. Unter den betreffenden Beiträgen sind einige brillante Studien, die den Band sehr lehrreich und wertvoll machen. Da wird über Hohenasperg berichtet, die »schwäbische Bastille«, ein spannender Überblick zwischen Willkürjustiz und demokratischer Rechtspflege bis in die Gegenwart. Vorzüglich auch die Aufsätze über Tübingen und das schwäbische Geistesleben, über Meßkirch als Hochburg der Altkatholiken und des badischen Liberalismus, über Korntal und den schwäbischen Pietismus, über die frühe Industrialisierung am Oberrhein, über die Orte der Erinnerung an Matthias Erzberger, über die Straßburger Rheinbrücke, über den Aufstand in Mergentheim 1809, über Freiburg und Vorderösterreich, über Offenburg/Rastatt und die badische Revolution, über das schöne Hochtal Bernau im Schwarzwald mit dem Maler Hans Thoma und über Kloster Bebenhausen als Sitz des Landtags von Südwürttemberg-Hohenzollern.

Wichtig und notwendig sind auch die Orte der Erinnerung an die Herrschaft der Nationalsozialisten, denen viele Deutsche willig gefolgt sind und die das Land in einen Abgrund von Schuld und Zerstörung gerissen haben. Der Artikel »Von Karlsruhe nach Kislau« schildert den öffentlich vor vielen Zuschauern inszenierten Abtransport demokratischer Politi-

ker im Mai 1933. Ein Erinnerungsort außerhalb der Landesgrenzen ist dann Gurs in den Pyrenäen, wohin die Juden aus Baden 1940 verschleppt wurden. Für die ausgelöschten jüdischen Gemeinden im gesamten Land steht beispielhaft die Geschichte von Laupheim in Württemberg. Die sinnlose Fortführung des Krieges 1945 auf deutschem Boden wird dargestellt an der Rückeroberung von Crailsheim durch die Wehrmacht im April 1945.

In diesen Zusammenhang gehört auch der Untergang von Pforzheim durch den Fliegerangriff vom 23. Februar 1945 mit fast 20 000 Todesopfern. Er wird in dem Jubiläumsband am Ende eines Artikels über das »alte Landschaftshaus« in Pforzheim knapp erwähnt. Dieses Haus aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wird als »das erste deutsche Parlamentsgebäude« bezeichnet, ein Befund, der sich in der Literatur sonst nicht findet. Die Stube, in die Markgraf Karl II. im letzten Jahrzehnt vor dem Umzug der Residenz nach Durlach 1565 gelegentlich die Vertreter der »Landschaft« einbestellt hat, als Parlament zu bezeichnen, ist schon mutig und die Einordnung der Katastrophe von 1945 als kleine Randnotiz dazu sehr eigenartig.

Als erstes Gebäude, das in Deutschland für ein Parlament errichtet wurde, gilt das »Ständehaus« in Karlsruhe von 1822. Es wird im Rahmen eines gut informierenden Beitrags über die badische Verfassung von 1818 in Wort und Bildern vorgestellt. Dass es 1944 »vollkommen zerstört« wurde, stimmt aber nicht. Das Ständehaus war zwar zum größten Teil ausgebrannt, die drei Etagen seines Mauerwerks blieben aber erhalten. Vom ehemaligen Schloss in Karlsruhe war ebenso wie vom »Neuen Schloss« in Stuttgart nach dem Krieg nicht mehr, sondern eher weniger übrig. Dass man das Ständehaus im Gegensatz zu diesen Schlössern nicht erhalten hat, ist ein bleibendes Ärgernis. Das nach langen Jahren auf dem Grundstück errichtete »Neue Ständehaus« stellt allenfalls eine gut gemeinte Karikatur dar. Die Säulen des berühmten Plenarsaals waren nach 1945 alle noch da, für den Neubau wurde nur noch eine davon in einem privaten Garten vorgefunden und als »Erinnerungsort« eingebaut.

Der Beitrag »Karlsruhe –Stadt der Demokratie und des Rechts« berichtet über das Ständehaus nochmals in Wort und Bild – eine vermeidbare Überschneidung – und hat seinen Schwerpunkt dann bei den hohen Gerichten, die diese Stadt heute zur »Residenz des Rechts« machen. Verschmäht wird eine Erinnerung an den ersten Geschichtsschreiber von Karlsruhe Johann Caspar Malsch. Der hat in seiner 1728 lateinisch veröffentlichten Stadtgeschichte eine Hymne auf Gerechtigkeit und Gewaltenteilung eingefügt und genau die Stelle am Schlossplatz, wo heute das Bundesverfassungsgericht seinen Sitz hat, als Platz für ein Gerichtsgebäude besungen, wo der Markgraf ein vom Hofrat getrenntes Gericht errichten werde. Karl Wilhelm hatte aber mit Gewaltenteilung nichts im Sinn, er baute dort ein Haus zum Überwintern von Pflanzkübeln (»Badische Heimat« 1/2003, S. 128 ff.). Das Gebäude des Bundesverfassungsgerichts aus dem Jahr 1968, das derzeit umfassend renoviert wird, darf auch als Erinnerungsort an einen Vorausdenker der Rechtsstaatlichkeit angesprochen werden, der in der amtlich verwalteten Stadtgeschichte kaum mehr eine Rolle spielt.

Mannheim, die größte Stadt des alten Baden und zuvor der Kurpfalz, wird als »Industrie-, Arbeiter- und Zuwandererstadt« vorgestellt. Für Informationen über die politische und kulturelle Bedeutung von Stadt und Region müsste man auf den vor zehn Jahren erschienenen Jubiläumsband zurückgreifen. Immerhin war die Kurpfalz einst das vornehmste Territorium im deutschen Südwesten; der Kurfürst und Reichsvikar war der ranghöchste Landesherr. Bei der Volksabstimmung 1952 gab die Region den Ausschlag für das Stimmergebnis im Landesbezirk Nordbaden zugunsten des gemeinsamen Landes. Eine frühe Gemeinsamkeit von Baden und Württemberg war übrigens deren Bündnis gegen den Pfälzer Kurfürsten, ihre Niederlage bei Seckenheim 1462 und die zehn Monate gemeinsamer Gefangenschaft von Markgraf und Herzog im Heidelberger Schloss.

Der letzte Abschnitt des Jubiläumsbandes betrifft die »jüngste Zeitgeschichte«. Angesichts der »historischen Zäsur der deutschen Energiepolitik« 2011 kommt hier dem Erinnerungsort Wyhl besondere Bedeutung zu. Der Geist des Widerspruchs im Dreiländereck hat in diesem Dorf am Kaiserstuhl mit seinen 3700 Einwohnern in den 1970er Jahren den Bau eines Atomkraftwerkes verhindert. Hier im Land der Alemannen liegt eine Wurzel der grünen Bewegung, die – ebenfalls 2011 – mit Winfried Kretschmann erstmals einen Ministerpräsidenten in der Bundesrepublik Deutschland stellen konnte. Sein Portrait

mit grüner Krawatte grüßt am Anfang dieses Jubiläumsbandes.

Wenn der Leser das fast drei Kilo schwere, drucktechnisch perfekt gestaltete Buch zur Hand nimmt, wird er noch mehr Beiträge finden, als hier im einzelnen erwähnt werden konnten, er wird seine Freude haben an den vielen Bildern, Karten und Grafiken, und er kann sich durch die ausführlichen Literaturangaben zu jedem Artikel zum weiteren Studium anregen lassen.

Klaus P. Oesterle

Veranstaltungen zu »900 Jahre Baden. Geschichte eines Landes«

Im Zusammenhang mit der Ausstellung »900 Jahre Baden« im Badischen Landesmuseum Karlsruhe veranstaltet der Landesverein Badische Heimat und die Landesvereinigung Baden in Europa eine Vortragsreihe.

31. 5. 2012
Dr. Heinz Krieg, Uni Freiburg, »Die Markgrafen von Baden im Mittelalter. Eine fürstliche Familie zwischen Gefährdung und Selbstbehauptung«.

12. 6. 2012
Prof. Anton Schindling, Uni Tübingen / Dr. Joachim Brüser, Landesarchiv Baden-Württemberg, »Zwei Baden, zwei Konfessionen. Die Markgrafen zwischen Luther, Calvin und dem Papst«.

19. 6. 2012
Dr. Ernst Otto Bräunche, »Karlsruhe als badische Residenz- und Landeshauptstadt«

21. 6. 2012
Prof. Dr. Wolfgang Hug, PH Freiburg, »Badens Aufstieg zum Großherzogtum – ein Staat von neuem Format«

28. 6. 2012
Oliver Sänger M.A., Badisches Landesmuseum Karlsruhe, »Kaspar Hauser – eine badische Frage?«

5. 7. 2012
Prof. Dr. Frank Engehausen, Uni Heidelberg, »Reichsverfassungskampagne und badische Revolution von 1849«

27. 9. 2012
Dr. Michael Kitzing, Singen, »Novemberrevolution 1018 und frühe Pläne einer Vereinigung Badens mit Württemberg«

11. 10. 2012
Dr. Hans Georg Merz, PH Freiburg, »Von Karlsruhe nach Straßburg». Baden unter dem Gleichschaltungsgesetz (1933 ff.)«

18. 10. 2012
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht, Uni Würzburg, »1945–1951: Zwei Besatzungszonen, zwei Länder und das Problem der badischen Wiedervereinigung«

25. 10. 2012
Dr. Christof Strauß, Staatsarchiv Freiburg, »Badens Rolle im Südweststaat«

8. 11. 2012
Dr. Thomas Küster, Münster, »Warum Baden »weiterlebt« – Regionale Identität als Thema der Landesgeschichte«.
Veranstaltungsort: Gartensaal des Landesmuseums Karlsruhe, Beginn jeweils 19.00 Uhr.
Nur 12. 6. 2012 geänderter Veranstaltungsort: Am Tor!

Die Badische Landesbibliothek Karlsruhe veranstaltet vom **28. Juni bis 8. September 2012** die Ausstellung: *Buch und Druck in der Residenz, Verlage in Karlsruhe 1719–1806.* Von den Anfängen bis zur Gründung des Großherzogtums. Mit einem Ausblick auf das 19. Jahrhundert.

Der Verein für badische Kirchengeschichte der Evangelischen Landeskirche Baden wird am **6. Juli 2012** von 11.30 bis 17.00 Uhr eine Veranstaltung »900 Jahre Baden« durchführen.

Am **15. Juli 2012** wird um 10.30 Uhr in der Evangelischen Stadtkirche Karlsruhe ein Festgottesdienst unter Teilnahme von Prinz Bernhard von Baden stattfinden.

KLEINE BADISCHE BIBLIOTHEK

Ausgewählte Werke zur Badischen Geschichte

Zusammengestellt von Heinrich Hauß

1. 0 Badische Geschichte

Robert Albiez, Carola Bury, Karl Glunk u. a. (Hrsg.), Der überspielte Volkswille. Die Badener im Südwestdeutschen Neugliederungsgeschehen (1945–1970) Fakten und Dokumente, 1992

Kurt Andermann, Konrad Krimm, Hansmartin Schwarzmaier, Baden. Land – Staat – Volk, 1990

Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.), 1848/49 Revolution der deutschen Demokraten, 1998

Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Von der Reformation bis zu den Erbfolgekriegen. 16. und 17. Jahrhundert. Führer durch die Abteilung des Badischen Landesmuseums, 2008

Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Absolutismus und Aufklärung 1689–1789. Führer durch die kulturgeschichtliche Abteilung, 2003

Badische Landesmuseum Karlsruhe, Baden 1789–1918. Führer durch die landes- und kulturgeschichtliche Abteilung, 2001

Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Baden und Europa 1918–2000. Führer durch die landes- und kulturgeschichtliche Abteilung, 2004

Josef Becker, Lothar Gall, Gerd Hepp u. a., Badische Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart. Herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, 1979

Peter Blastenbrei, Mannheim in der Revolution 1848/49. Kleine Schriften des Stadtarchivs Nr. 10, 1997

Annette Borchardt-Wenzel, Kleine Geschichte Badens, 2011

Reiner Brüning u. Peter Exner, Wege aus der Armut. Baden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, 2007

Frank Crivellari, Patrick Oelze, Vom Kaiser zum Großherzog. Der Übergang von Konstanz an Baden 1806–1848, 2007

Frank Engehausen, Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918, 2005

Frank Engehausen, Kleine Geschichte der Revolution in Baden 1848/49, 2010

Hans Fenske, 175 Jahre Badische Verfassung. Stadt Karlsruhe. Stadtarchiv (Hrsg.), 1993

Hans Fenske, Der liberale Südwesten. Freiheitliche und demokratische Traditionen in Baden-Württemberg. Schriften zur politischen Landeskunde Baden Württembergs Band 5, 1981

Detlev Fischer, 150 Jahre Badische Amtsgerichte 2007

Alfred Frei, Kurt Hochstuhl, Wegbereiter der Demokratie. Die badische Revolution 1848/49. Der Traum von der Freiheit, 1997

Lothar Gall, Der Liberalismus als regierende Partei. Das Großherzogtum Baden zwischen Restauration und Kaiserreich, 1968

Norbert Goss, Der Code Napoleon in Baden und sein Verleger C. F. Müller, 1997

Heinrich Hauß, Adolf Schmid, Badisches Kalendarium. Von Tag zu Tag – von Jahr zu Jahr. Personen und Ereignisse, 2006

Wolfgang v. Hippel, Eisenbahnfieber. Badens Aufbruch ins Eisenbahnzeitalter, 1990

Wolfgang v. Hippel. Revolution im deutschen Südwesten. Das Großherzogtum Baden 1848/49. Schriften zur politischen Landeskunde Band 26, 1998

Wolfgang Hug, Geschichte Badens, 1992

Literatur

Armin Kohnle, Markgrafschaft Baden, 2007

Hans Merkle, Carl Wilhelm. Markgraf von Baden-Durlach und Gründer der Stadt Karlsruhe (1679–1738), 2012

Christoph Müller-Wirth, Christina Wagner (Berab.), Code Napoleon Badisches Landrecht. Wegbereiter Deutscher Rechtsgeschichte, 1997

Werner Münchbach, Festschrift 200 Jahre Badisches Oberhofgericht. Oberlandesgericht Karlsruhe, 2003

Uwe A. Oster, Die Großherzöge von Baden 1806–1918, 2007

Volker Rödel (Hrsg.), 1806 Baden wird Großherzogtum. Begleitpublikation zur Ausstellung, 2006

Anton Schindling u. Gerhard Taddey, 1806 – Souveränität für Baden und Württemberg? Beginn der Modernisierung? 2007

Hansmartin Schwarzmaier, Konrad Krimm, Dieter Stievermann u. a., Geschichte Badens in Bildern 1100–1918, 1993

Hansmartin Schwarzmaier, Baden. Dynastie – Land – Staat, 2005

Fritz Sturm, 200 Jahre Badisches Landrecht, 2011

Berthold Sütterlin, Geschichte Badens I, 1965

Fritz Sturm, 200 Jahre Badisches Landrecht, 2011

Udo Theobald (Hrsg.), Das badische Ständehaus in Karlsruhe. Eine Dokumentation über das erste deutsche Parlamentsgebäude, 1988

Paul-Ludwig Weinacht, Gelb-rot-gelbe Regierungsjahre, Badische Politik nach 1945, 1988

Franz X. Vollmer, Vormärz und Revolution 1848/49 in Baden, 1979

Franz X. Vollmer, Offenburg 1848/49. Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen Revolution, 1997

Paul-Ludwig Weinacht (Hg.), Baden 200 Jahre Großherzogtum. Vom Fürstenstaat zur Demokratie, 2008

Hans-Leopold Zollner, Greif und Zarenadler. Aus zwei Jahrhunderten badisch-russischer Beziehungen, 1981

1.1 Personen und Ereignisse

Heinrich Hauß / Adolf Schmid, Badisches Kalendarium. Von Tag zu Tag – von Jahr zu Jahr. 2006

2.0 Kritische Bilanz

Paul-Ludwig Weinacht, Die badischen Regionen am Rhein. 50 Jahre Baden in Baden-Württemberg – Eine Bilanz, 2002

Badens Mitgift. 50 Jahre Baden-Württemberg. Stadtarchiv Freiburg im Breisgau, 2002

Peter Michael Ehrle, Ute Obhof. Die Handschriftensammlung der badischen Landesbibliothek. Bedrohtes Kulturerbe? 2007

3. 0 Erzbistum Freiburg

Karl Suso Frank, Das Erzbistum Freiburg in seiner Geschichte. 1: Frühe Zeit. Von den Anfängen bis zu Karl dem Großen, 1991

Dorothee König-Ockenfels, Das Erzbistum Freiburg in seiner Geschichte. 2: Mittelalter. Von Otto dem Großen bis zum Konzil von Konstanz, 1992

Heribert Smolinsky, Das Erzbistum Freiburg in seiner Geschichte. 3: Frühe Neuzeit, 1994

Jörg Sieger, Das Erzbistum Freiburg in seiner Geschichte 4: Neuzeit, 1993

Karl-Heinz Braun, Das Erzbistum in seiner Geschichte 5 Die Erzdiözese Freiburg. Von der Gründung bis zur Gegenwart, 1995

4.0 Personen

Grit Arnscheidt, Peter Galli, Friedrich Daniel Bassermann. Zum 200. Geburtstag eines bedeutenden Mannheimers, 2011

Badische Landesbibliothek, Johann Georg Schlosser (1739–1799), 1989

Annette Borchardt-Wenzel, Karl Friedrich von Baden. Mensch und Legende, 2006

Rainer Brüning, Karl Friedrich Nebenius. Badischer Reformer und Innenminister in: Lebensbilder aus Baden-Württemberg Bd. XXIII, 2010 S. 88–113

Peter Eberhard (Red.), Carl Friedrich und seine Zeit, 1981

Helmut Engler (Hg.), Große Badener. Gestalten aus 1200 Jahren, 1994

Annette Borchardt-Wenzel, Die Frauen am badischen Hof. Gefährtinnen der Großherzöge zwischen Liebe, Pflicht und Intrigen, 2010

Sabine Freitag, Friedrich Hecker. Biographie eines Republikaners, 1998

Lothar Gall, Bürgertum in Deutschland, 1989

Klaus Häfner (Bearbeiter), Großherzog Leopold von Baden (1790–1852) Regent – Mäzen – Bürger, 1990

Reiner Haehling von Lanzenauer, Dichterjurist Scheffel, Kleine rechtshistorische Schriften Heft 6, 1988

Heide Helwig, Johann Peter Hebel. Biographie, 2010

Manfred Hildenbrand, Heinrich Hansjakob – Rebell im Priesterrock, 2000

Kurt Hochstuhl, Leo Wohleb. Pädagoge und Politiker, 2009

Daniel Hohrath, Christoph Rehm, Zwischen Sonne und Halbmond, Der Türkenlouis als Barockfürst und Feldherr. Markgraf Ludwig Wilhelm vom Baden, 2005

Kurt Hochstuhl, Friedrich Hecker. Revolutionär und Demokrat, 2011

Hermann Kopf, Karl von Rotteck – Zwischen Revolution und Restauration, 1980

Jan Lauts, Karoline von Baden, Ein Lebensbild aus der Zeit der Aufklärung, 1980

Barbara Leisner, Bertha Benz. Eine starke Frau am Steuer des ersten Automobils, 2011

Hans Merkle, Der »Plus-Forderer«, Der badische Staatsmann Sigismund von Reitzenstein und seine Zeit, 2006

Dieter K. Petri, Franz Joseph von Buß. Professor, Politiker und Katholik im Spiegel seiner Schriften, 2007

Peter Pretsch / Meinrad Welker, Carl Benz und Carlsruhe, o. J.

Georg Richter, Mit Goethe am Oberrhein, 1981

Anna Schiener, Markgräfin Amalie von Baden, 2007

Christine Schmitt, Ein Seliger aus Baden. Leben und Verehrung des Markgrafen Bernhard II., Landespatron in der Erzdiözese Freiburg

Heinz Schmitt, Peter Pretsch (Red.), Friedrich Drais von Sauerbronn 1785–1851. Ein badischer Erfinder, 1985

Einladung zur Mitgliederversammlung 2012

am Samstag, den 29. September 2012
im Großen Sitzungssaal der Stadt Donaueschingen
Rathausplatz 1, 78166 Donaueschingen

10:30 Uhr Geschlossene Mitgliederversammlung

1. Begrüßung durch den Landesvorsitzenden Dr. Sven von Ungern-Sternberg
2. Grußwort: Thorsten Frei, Oberbürgermeister von Donaueschingen
3. Geschäftsbericht des Landesvorsitzenden
4. Bericht des Chefredakteurs Heinrich Hauß
5. a) Kassenbericht der Landesrechnerin Margrit Roder-Oeschger
   b) Bericht der Rechnungsprüfer
6. Satzungsänderungen nach Vorgabe des Finanzamts
7. Neufestlegung des Mitgliederbeitrags
8. Entlastung des Vorstandes
9. Neuwahlen 2012
   a) Wahl des Wahlleiters
   b) Wahl des Landesvorstandes und der Beisitzer
   c) Bestätigung und Neuwahlen der Beiräte
10. Verschiedenes

13:00 Uhr Mittagessen

14:30 Uhr Öffentliche Festvorträge im Rathaus:

- Prof. Dr. Wolfgang Hug: »Badens Aufstieg zum Großherzogtum – ein Staat von neuem Format«
- Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht: »1945–1951: Zwei Besatzungszonen, zwei Länder und das Problem der badischen Wiedervereinigung«

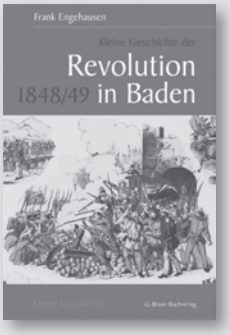
15:30 Uhr Ausklang bei Kaffee und Kuchen

Anträge, die zu begründen sind, und Anregungen der Mitglieder sind dem Landesvorstand spätestens sechs Wochen vor der Mitgliederversammlung schriftlich (an die Geschäftsstelle) mitzuteilen.

Landesverein Badische Heimat e. V.		
VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. dienstl. 0 62 22 / 30 55-311 Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechner	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. priv. 0 76 24 / 9 08 90 margrit.roder-oeschger@t-online.de
Chefredakteur	Heinrich Hauß Weißdornweg 39 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 75 43 45 Fax 07 21 / 92 13 48 53 kuehnel@gbraun-buchverlag.de
Schriftführer, Internetbeauftragter und Öffentlichkeitsarbeit	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Beisitzer	Jürgen Ehret Hauptstr. 9 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 4 02 20 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Gerlinde Hämmerle Rhode-Island-Allee 4 76285 Karlsruhe	
Beisitzer	Karl-Heinz Harter Römerstr. 19 79206 Breisach	Tel. 0 76 64 / 23 62 karlheinz.harter@t-online.de
Beisitzer	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 j.mueb@gmx.de
BEIRAT		
Dr. Kurt Andermann	Nibelungenring 79 76297 Stutensee	Tel. 07 21 / 9 26 26 72 kurt.andermann@geschichte.uni-freiburg.de
Prof. Dr. Wolfgang Hug	Hagenmattenstr. 20 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 26 83 wolfgang@hugma.com
Wolfram Jäger	Unterer Lußweg 7 76227 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 1 33 10 25 dez2@karlsruhe.de
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 6 08 43 76 gerhard.kabierske@kit.edu
Dr. Arnulf Moser	Allmannsdorfer Str. 68 78464 Konstanz	Tel. 0 75 31 / 6 75 34 arnulf.moser@t-online.de
Elisabeth Schraut	Röntgenstr. 6 76133 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 2 95 30 eschraut@t-online.de
Dr. Jürgen Schütz	Hauptstr. 55 / 2 69117 Heidelberg	

Dr. Wilfried Schweinfurth	Luisenstr. 20 68723 Schwetzingen	Tel. 0 62 62 / 1 57 99 wsjc.schweinfurth@t-online.de
Dr. Rosemarie Stratmann-Döhler	Bismarckstr. 19 76133 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 2 84 42 stratmanndoc@web.de
Dr. Gerhard Stratthaus	Landtag von Baden-Württemberg Konrad-Adenauer-Str. 3 70173 Stuttgart	Tel. 07 11 / 2 06 39 88 gerhard.stratthaus@cdu.landtag-bw.de
Karl-Heinz Vogt	Parkweg 11 79688 Hausen i.W.	Tel. u. Fax 0 76 22 / 96 65
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de
REGIONALGRUPPEN		
Baden-Baden	Dieter Baeuerle Schlossstraße 8 76530 Baden-Baden	Tel. u. Fax priv. 0 72 21 / 3 19 53 baeuerledieter@aol.com
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Hauptstr. 11 79219 Staufen Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. dienstl. 0 76 33 / 80 64 50 bernhard.oeschger@landesmuseum.de Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmersheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lahr	Gabriele Bohnert Stadtarchiv Rathausplatz 4 77933 Lahr	Tel. dienstl. 0 78 21 / 9 10-0416 Fax dienstl. 0 78 21 / 9 10-70416 gabriele.bohnert@lahr.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 Tel. dienstl. 06 21 / 42 98-753 kai.budde@technoseum.de
Pforzheim	Dieter Essig Im Hasenacker 31 75181 Pforzheim	Tel. 0 72 34 / 84 02 Fax 0 72 34 / 94 80 17
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81-35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de

Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. dienstl. 0 62 22 / 3 05 53 11 Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Wiesloch	Jürgen W. Braun Münchäckerweg 33 69168 Wiesloch	Tel. 0 62 22 / 5 45 18 jwbraun@gmx.de
GESCHÄFTSSTELLE		
Karl Bühler Daniela Koehler	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

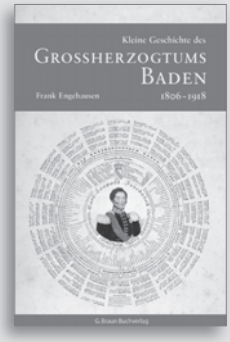


Frank Engehausen
Kleine Geschichte der Revolution
1848/49 in Baden

Als Teil der deutschen Revolution beschreibt Engehausen die Geschehnisse in Baden 1848/49. Auf dem Prüfstand: Friedrich Hecker und Gustav Struve.
»Eine Kleine Geschichte ohne ›Helden-gesänge‹.« *Der Sonntag*
216 S., 26 s/w-Abb., 13 x 19 cm, geb.
19,90 € · ISBN 978-3-7650-8596-3

900 Jahre Baden

G. BRAUN *Buchverlag*



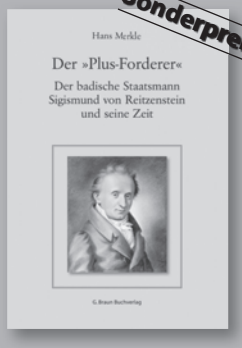
Frank Engehausen
Kleine Geschichte
des Großherzogtums Baden 1806–1918

»... ein Buch für Geschichtsinteressierte, das Einblick in die Gedankenwelt der Staatsmänner und Revolutionäre gewährt, Zusammenhänge erklärt und nicht zuletzt zum Nachdenken anregt.« *raumK*
208 S., 22 s/w-Abb., 1 Karte
13 x 19 cm, geb.
16,90 € · ISBN 978-3-7650-8328-0

Armin Kohnle
Kleine Geschichte
der Markgrafschaft Baden

»Das in leicht lesbarem Stil gehaltene Buch eignet sich als erste Einführung in sein Thema ebenso wie zur Repetition und zum Nachschlagen.«
Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins
208 S., 45 s/w-Abb.,6 Karten, 6 Stammtafeln
13 x 19 cm, geb.
16,90 € · ISBN 978-3-7650-8346-4

Sonderpreis



Hans Merkle
Der »Plus-Forderer«
Der badische Staatsmann Sigismund von Reitzenstein und seine Zeit

»Das Buch klärt auf, warum an Sigismund von Reitzenstein in Karlsruhe weder ein Platz noch eine Straße erinnert.«
Badische Neueste Nachrichten
384 S., 9 s/w-Abb., 1 Stammtafel
2 Karten
14,5 x 21 cm, geb.
statt 24,90 € nur 7,90 €
ISBN 978-3-7650-8352-5